Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 ℳ 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ — ₰
Für einen Monat		1 ℳ 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 ℳ — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ — ₰
Für einen Monat		2 ℳ — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— ℳ 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die
J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping)
29. Kaufingerstraße 29.

<36620206220018

Licht und Schatten.

Licht und Schatten.

Roman

von

Georg Hartwig.

Berlin.
Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Um acht Uhr Abends rollte der Schnellzug in den Ostbahnhof der Residenz ein. Ein wüstes, ohrenverwirrendes Geräusch begleitete das Aufschließen der Wagenthüren, aus deren engen Rahmen sich unaufhaltsam der Strom der Reisenden ergoß. Begrüßungen, Rufe, ungeduldiges Schreien nach thatkräftiger Hilfe erfüllten den glasüberdachten Perron — Alles drängte vorwärts dem Ausgange zu, Dienstmänner liefen durcheinander, Gepäckkarren rasselten vorüber, und die gellenden kurzen Pfiffe der Lokomotiven auf den Nebengeleisen vollendeten das unerquickliche Chaos . . .

Endlich, endlich schien sich der Menschenstrom verlaufen zu wollen. Neben der bereits geschlossenen Thüre des Damencoupés stand noch eine weibliche Gestalt in bescheidenen Reisegewändern, die Reisetasche in der Hand, den Schleier vor das Antlitz gedrückt — dahinter hervor sahen ihre blauen Augen voll banger Furcht und Scheu auf das bewegte Treiben. Jetzt schien der geeignete Moment gekommen zu sein, den beschwerlichen Gang nach der Gepäckkammer zu wagen.

„Haben Sie einen Gepäckschein bei sich? Sie scheinen hier fremd zu sein? Ich bin Ihnen gern gefällig!“

Monika Hellmer wandte sich schnell um nnd sah einen schmächtigen, gutgekleideten Mann, der sich lautlos durch die Menge geschlichen und zum Oefteren bereits ihre Gestalt umstrichen hatte, ehe er mit süßlicher Stimme die Anrede wagte.

„Nehmen Sie sich vor Taschendieben in Acht, Fräulein, es wird hier viel gestohlen — kommen Sie, ich will Ihnen wenigstens den Weg zur Gepäckkammer zeigen!“

Bald war das Geschäft drinnen abgewickelt, und Monika wandte sich mit der Frage an ihren Begleiter:

„Ist die Wohnung des Freiherrn von Derenthall weit von hier entfernt?“

Der Schmächtige sah sie überrascht an, dann lächelte er wie Jemand, der etwas Angenehmes erfahren hat. „Ei, da wären Sie wohl gar —?“

„Die neuengagirte Gesellschafterin der Frau von Derenthall — ja! Noch einmal, mein Herr, ist die Wohnung weit von hier? In diesem Falle würde ich lieber eine Droschke nehmen!“

„Ganz und gar nicht! Wenn es Ihnen recht ist, werde ich Sie begleiten!“

Obgleich Monika dieser Vorschlag mißfiel, wagte sie doch nicht, unhöflich zu erscheinen. Sie nickte also stumm und schritt dann an seiner Seite dem Ausgange des Bahnhofgebäudes zu.

„Sie kommen dort in eine vornehme, reiche Familie!“

„So?“ sagte Monika in einem Tone, dem man es deutlich anhörte, daß es ihr peinlich war, über ihre künftige Umgebung urtheilen zu hören, und doch trieb eine verzeihliche Neugier sie an, etwas Genaueres über die neuen Verhältnisse zu vernehmen.

„Etwas Hochmuth, sogar viel Hochmuth werden Sie erdulden müssen; die Freifrau giebt sich gern die Miene einer Königin, und ihr Gemahl — na, ich möchte nichts mit ihm zu thun haben!“

„Weshalb denn nicht?“ fragte Monika mit hervorbrechender Angst.

„Der Mann hat etwas Unheimliches in seiner stolzen Kälte. Ich kenne viele Edelleute,“ fuhr er, sich an die hagere Brust schlagend fort, „aber solch’ einen steinernen Gast habe ich noch nicht gesehen!“

Da sie bei diesen Worten gerade an einem hellerleuchteten Schaufenster vorübergingen, warf das junge Mädchen einen forschenden Blick auf die Züge ihres Begleiters — ah, welch’ ein verschmitztes, boshaft verzerrtes Antlitz schaute ihr entgegen. Die kleinen, stechenden Augen, die schmalen, blutleeren Lippen, die faltenreiche, bleifarbene Stirne, über welche dünne Strähne röthlichen Haares fielen, lieferten einen so abschreckenden Totaleindruck, daß Monika es bitter bereute, ihm ihr Vertrauen auch nur flüchtig geschenkt zu haben.

„Wenn Sie jemals Grund zu Klagen haben sollten, wenden Sie sich getrost an mich — überhaupt würde ich Ihnen gern zu jedem Dienst erbötig sein! Doch hier ist das Haus — ein wahrer Prachtbau, nicht wahr? Das bewohnt der Freiherr ganz allein. Sehen Sie, alle Fenster sind hell erleuchtet!"

„Ja, ich sehe es!" sagte Monika hastig, da es ihr unheimlich an seiner Seite zu werden begann. „Ich danke Ihnen nun für Ihre Hilfe, und hier —" sie suchte in ihrem Geldtäschchen umher nach kleiner Münze, aber sie war verausgabt — nur ein Zehnmarkstück fiel ihr in die Hände. Zögernd reichte sie es dem Fremden hin. „Wollen Sie wohl —"

Er zog es ihr schnell aus der Hand. „Ich danke unterthänigst! Viel Glück, mein Fräulein!" Im nächsten Augenblick war er damit verschwunden.

„Mein Herr, Sie sollten es ja nur wechseln!" rief das junge Mädchen ihm entrüstet nach.

Keine Antwort — seine Schritte verhallten in der Ferne.

Monika fühlte sich ganz entmuthigt über ihre grenzenlose Leichtgläubigkeit; noch einen Moment zauderte sie, dann zog sie die Klingel.

Wenige Augenblicke später stand das junge Mädchen in dem wohldurchwärmten, angenehm beleuchteten Treppenhaus. Ein reichgalonirter Diener nahm sie artig in Empfang und erbot sich, sobald sie ihren Namen genannt hatte, die Freifrau von ihrer Ankunft in Kenntniß zu setzen.

Die Antwort blieb nicht lange aus. „Die Frau Baronin sind sehr erfreut und lassen das Fräulein bitten, etwas auszuruhen und dann Toilette zu machen, damit Sie droben erscheinen können. Ich werde gleich das Diner besorgen!"

„Das Diner?" fragte Monika erstaunt, einen schnellen Blick auf die mächtige Bronze-Uhr werfend.

„Es ist soeben oben abgetafelt worden!"

„Ist große Gesellschaft droben?" wagte sie schüchtern zu fragen.

„Nicht größer als gewöhnlich!" Damit öffnete er eine der hohen, eichenen Thüren, die sich zu beiden Seiten des Vestibüls befanden und ließ das junge Mädchen in ihr neues Heim eintreten. Es war wohnlich und fürsorglich eingerichtet, ein trauliches Feuer

prasselte im Kaminofen, ja, auf dem Tische vor dem Sopha stand ein Körbchen frischer Veilchen und Rosen, ein duftender Widerspruch zu dem tosenden Märzsturm, der übermüthig an Fenstern und Jalousien rüttelte.

Konnten das stolze, herzlose Menschen sein, die ihrer so freundlich gedacht? Schnell musterte sie ihre bescheidene Garderobe und entschloß sich für ein weißes, luftiges Kleid, das zu ihrer schlanken Figur vortrefflich paßte. Aber welchen Haarschmuck sollte sie wählen? Rathlos schaute sie umher — da fiel ihr Auge auf die halbgeöffneten Rosenkelche in dem Körbchen auf ihrem Tische, und schon prangte eine in den ringelnden Locken, eine zweite an der Brust. Lieblich geschmückt, aber auch mit klopfendem Herzen, folgte sie dem Diener, der eilfertig ihr den Weg nach der oberen Etage voranschritt.

Eine breite, teppichbelegte Treppe nahm sie auf, deren vergoldetes Gitter sie kaum zu berühren wagte. Ueberall Licht und heitere Farbentöne; kein Schatten schwebte über dieser stillen Pracht, die kein lauter Fußtritt störte, kein Mißton unterbrach.

Der Diener führte Monika in ein neben dem Speisesaal, in welchem man eben die Tafel abzuräumen begann, gelegenes Gemach. Sie brauchte nicht lange zu harren, schon tönten im Nebenzimmer ruhige, sichere Schritte, von dem Rauschen eines langen, schwerseidenen Gewandes begleitet, rasch wurde der Sammetvorhang bei Seite geschoben, und Juliane von Derenthall erschien auf der Schwelle.

Monika senkte betroffen den Blick vor dieser stolzen, ehrfurchtheischenden Schönheit, die in heller, bläulich schimmernder Pracht vor ihr stand. Einen kurzen Moment überflog das große, tiefschwarze Auge der Freifrau prüfend die Gestalt des schüchternen, blondlockigen Mädchens, dann reichte sie Monika freundlich die Hand und sagte mit unendlich wohllautender Stimme: „Ich danke Ihnen, daß Sie meinem Wunsch so pünktlich nachgekommen sind!“

Monika drückte schnell ihre Lippen auf die schlanke weiße Hand, ehe dieselbe zurückgezogen ward.

„Sie gefallen mir, mein Kind, ich empfinde schon beim ersten Anblick das sichere, angenehme Gefühl, als schlössen wir in diesem Augenblicke eine dauernde Alliance. Setzen Sie sich einen

Augenblick zu mir," fuhr sie fort, indem sie selbst auf einem der herumstehenden kleinen Sammetsessel Platz nahm, „ich möchte die erste Stunde gleich benutzen, Sie mit Ihren neuen Pflichten und Rechten bekannt zu machen."

Monika gehorchte und blickte jetzt ohne Scheu erwartungsvoll und gespannt auf die gütige Sprecherin.

„Was zunächst Ihre Stellung in meinem Hause anbelangt, so vergleiche ich dieselbe mit einem Sonnenstrahl, der erheitern und beleben soll, nicht hier oder an jenem bestimmten Platze, sondern überall, besonders da, wo sich ein trüber, unwillkommener Schatten einstellt. Wir bedürfen Ihrer im Einzelnen gar nicht," fügte Juliane lächelnd hinzu, „aber dennoch sind Sie uns Allen nothwendig! Mein Gemahl, meine Tochter, ich selber, wir betrachten Sie als einen Talisman gegen unnöthige und leicht zu vermeidende Verstimmungen. Ihr heiteres, frohes Lachen, Ihre sanfte, liebliche Stimme, Ihre musikalischen Talente, ein gefälliges Sichfügen und eine nicht erlaßbare strenge Diskretion in Allem, was unser Haus angeht, das ist es, was ich von Ihnen verlange und erwarte. Prüfen Sie sich, ob Sie diese anscheinend so leichten Pflichten übernehmen können!"

Ein zweifelloses Lächeln umspielte heiter Monika's Lippen. „Das sind keine Pflichten, Frau Baronin, nur Rechte, Vorrechte sogar, die ich mit äußerster Gewissenhaftigkeit und Treue zu verdienen suchen werde!"

„Wer weiß, ob Sie diese günstige Meinung immer im Auge behalten werden, ich hoffe es aber — und ein kühner Mund sprach ja: ‚Was der Mensch recht warm und ernstlich hofft, geht auch sicher in Erfüllung!' Um nun auf die Details unserer Hausordnung einzugehen, so muß ich zunächst einer Laune meines Gemahls gedenken, der keine düsteren Farben in seiner Nähe duldet. Blicken Sie um sich, mein Kind, und gestehen Sie dann, daß wir Alle ohne Ausnahme uns dieser verzeihlichen Caprice fügen — es dürfte Ihnen schwer fallen, auch nur ein Pünktchen jener unholden Nachtfarbe zu entdecken, die das Gefühl eines sensitiven Gemüthes melancholisch stimmen muß. Also kein schwarzes Kleid, keine dunklen Schleifen oder Bänder!"

„Ich werde mich gewiß bemühen, den Wünschen des Herrn Barons gewissenhaft nachzukommen!" schaltete Monika bescheiden ein.

„Ja, und sodann —" hier war es, als stockten die Worte im Munde der schönen Frau und als senke sich das stolz getragene Haupt einen flüchtigen Augenblick gegen die aufgestützte Hand; aber es war eben nur eine vorübergehende Anwandlung, die von dem jungen Mädchen gar nicht beobachtet wurde — „sodann haben wir Beide, mein Gemahl und ich, eine gewisse Abneigung gegen schwermüthige, elegische Weisen, möglich, daß wir nicht Kenner genug sind, getragene Musik zu würdigen, ein fröhliches Lied, ein neckisches Capriccio, ja, selbst ein munteres Tänzchen werden wir dagegen stets mit dankbarer Anerkennung anhören."

Monika verneigte sich zustimmend. „Meine Pflichten gegen die kleine Baronesse —?"

„O, Hildegard wird Ihnen wenig zu schaffen machen. Zunächst ist sie ein gutes, liebenswürdiges Kind, sodann aber auch der Liebling des Freiherrn, der nichts versäumt, sie so viel als möglich an seine Person zu fesseln. Mein Gemahl hängt an Hildegard mit einer Innigkeit, die ihn alle Anderen um sich her vergessen läßt, mich nicht ausgenommen," schloß Juliane mit leichtem Scherze.

Monika blickte ungläubig auf — glaubte sie doch nie etwas Herrlicheres gesehen zu haben, als die schwarze, glänzende Haarfülle, die das matt angehauchte Antlitz zauberisch einrahmte, nie auch etwas Fesselnderes, als dieses tiefe, sprechende Auge, die stolz geschweifte Nase, den feinen, festgeschlossenen Mund, dessen Lippen das frischeste Inkarnat schmückte, und der ihr doppelt anziehend erschien, wenn ein leises Lächeln dieselben umspielte, wie eben jetzt.

Die Freifrau erhob sich. „Ich brauche nach dem eben Gesagten nicht noch die Bitte auszusprechen, Ihre Unterhaltung stets in den Grenzen sorgloser Heiterkeit zu halten, jedes Thema streng zu meiden, welches Stoff zu melancholischen Reflexionen geben könnte. Ich denke sehr ungern an das, was kommt, und noch unlieber an das, was bereits geschah, die Gegenwart ist es, die mich fesselt, und diese auch nur dann, wenn sie absolut schattenlos ist. Jetzt sind wir also einig!" Sie reichte Monika noch einmal die Hand, welche dieselbe abermals voll tiefempfundener Dankbarkeit

an die Lippen führte, und wandte sich zum Gehen. „Kommen Sie mit mir, ich denke, es wird am besten sein, wenn ich Sie meinem Gemahl gleich vorstelle!"

Kaum hatte Monika den Vorhang hinter sich fallen lassen, als sie sich auch bereits mitten in dem bunten Gemisch einer glänzenden, fröhlichen Gesellschaft befand, welche den neuen Ankömmling mit neugierigen Augen betrachtete.

Juliane von Derenthall führte Monika schnell einer Gruppe Damen zu, während sie selbst vorwärts schritt in den angrenzenden Musiksaal, wohin sich ihr Gemahl mit dem Hausarzt und Hausfreund Professor Elmreich zurückgezogen hatte. Seine hohe, vielleicht zu hagere Gestalt lehnte nachlässig an einem Pfeiler, so daß er der Thüre den Rücken kehrte und den Eintritt seiner Gattin nicht bemerkte. Mit leichten, durch den schweren persischen Teppich erstickten Schritten näherte sie sich ihm ungesehen und legte die Hand auf seine Achsel — da, ein jähes, heftiges Zittern durchflog seinen Körper, gedankenschnell wandte er das Haupt zur Seite und mit einem Blick, so räthselhaft in seinem finsteren, sprachlosen Entsetzen, begegnete er dem lächelnden Auge seines Weibes. Aber schneller noch als sie entbrannte, erlosch die düstere Flamme, mit leidenschaftlicher Innigkeit ergriff er Julianens schlanke Finger und preßte sie voll heißer Zärtlichkeit an seine Lippen.

„Meine theuere Juliane, Du bist es!"

„Habe ich Dich wieder einmal erschreckt?" fragte sie leise. Und zu dem neben ihm stehenden Arzte gewandt, fuhr sie scherzend fort. „Mein Gemahl hat es in den acht Jahren unserer Ehe noch nicht erlernt, meine Nähe zu ahnen!"

„Willst Du meiner Nervosität diesen schmerzlichen Vorwurf machen, Juliane?" entgegnete der Freiherr halb vorwurfsvoll, halb heiter, ohne ihre Hand freizugeben.

„Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß ein Vorwurf bei Euch Männern die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, die man beabsichtigt, so möchte ich wirklich beinahe über diesen Mangel an Ahnungsvermögen zürnen. Aber nun im Ernst, theuerer Alexander, Dein Geburtstagsfest führte uns soeben auch die neue Hausgenossin zu.

„Ah, das Gesellschaftsfräulein! Du verstandest es doch sonst

so prächtig, Dich selbst zu unterhalten — jetzt nicht mehr? Indessen Deine Wünsche, Du weißt es, sind mir Befehl!"

Sie drückte schweigend seine Hand.

„Wenn Du wenigstens auch eine gute Wahl getroffen hättest!"

Juliane trat in die Thüre, winkte leicht mit dem Fächer und kehrte alsbald mit der hocherröthenden Monika zurück. „Mein Gemahl hat den Wunsch ausgesprochen, Sie kennen zu lernen. Lieber Alexander, Fräulein Monika Hellmer!"

Der Freiherr hatte sich umgewandt. Warum fühlte das junge Mädchen einen leisen Schauer durch ihr Blut rinnen, als sie dieses heiße, sprechende Auge auf sich ruhen sah? Aber sie sollte ja lächeln, und sie that es.

„Haben Sie schon einmal in ähnlichen Verhältnissen gestanden, oder ist dies Ihr erster Ausflug aus dem Vaterhause?" fragte er langsam.

„Nein, ich war bisher nie engagirt, obwohl ich das Elternhaus schon vor langen Jahren verließ!"

„So, und warum?" fragte er weiter.

„Fräulein Hellmer hat sich hauptsächlich dem Studium der Musik gewidmet, sonst würde bei ihrer großen Jugend — siebenzehn Jahre sind Sie ja wohl alt? ein so ausgebildetes Talent staunenswerth sein," fiel die Freifrau ruhig ein. „Herr Professor Elmreich, der Arzt unseres Hauses!" sagte sie dann zu dem jungen Mädchen. „Ich wünsche für Sie, Fräulein Monika, daß er Ihnen ewig fremd bleiben möge!"

„Meine gnädige Frau Baronin, ich muß mich entschieden gegen diese Voraussetzung verwahren!" entgegnete der Professor scherzend. „Den einzigen Lohn, den wir von unserem schweren Beruf erwarten können, das freiwillig dargebrachte Vertrauen der Menschen, wollen Sie schon im Entstehen grausam zerstören? Nicht doch, mein Fräulein, wir werden im Gegentheil treu zu einander stehen, der Arzt des Leibes und die zarte Aerztin der Seele!"

„Der Seele? Wie meinen Sie das, Professor?" fragte Herr von Derenthall, indem er sich lebhaft umwandte.

„Ich glaube gehört zu haben, daß Ihre Frau Gemahlin einsame Stunden auszufüllen wünscht, Stunden, in denen sie ihr eigenes Unterhaltungstalent erlahmen fühlt und fremder Kraft be-

darf, die gesunkene Elastizität des Geistes aufzufrischen. So wird also Fräulein Hellmers Kunst zu einer Medizin werden, die das geistige Wohlbefinden hebt, wie eine Verordnung meiner Feder den Körper zu kräftigen sucht."

„Geistig — meinethalben! Was hat die Seele damit zu schaffen? Sie werden mir doch nicht sagen wollen, daß Geist und Seele ein und dasselbe sind? Das beste Beispiel dafür ist wohl, daß ich etwas glauben kann mit der einen, was der andere, der Geist, als sinnlos verwirft! Nein, nein, die Seele ist nichts weiter als das pochende, zuckende Herz hier in der Brust, das vom Begriff der Ewigkeit seit Ewigkeiten ausgeschlossen war. Was wir mit unserer Seele fühlen, was wir also dem Herzen verdanken, Liebe, Wonne, Reue und das ganze Heer unserer Sünden und Tugenden ist endlich, muß endlich sein, es stirbt mit uns — nur der Geist, der von den Klammern des Herzens, dem irdischen Fürchten und Hoffen befreite, steigt empor in seiner Gottähnlichkeit dorthin, wo Niemand etwas von menschlichen Schwächen und Vorzügen weiß, wo alle Andenken an die Erde ausgelöscht sind, und eben deshalb Friede, von keiner bitteren Erinnerung entweihter Friede herrscht!"

„Bester Alexander, diese Reflexion war nie schlechter angebracht als an dem heutigen Freudentage, wo das mißachtete Herz der Deinigen Betrachtungen über die Endlosigkeit ihrer Liebe zu Dir anstellte," sagte Juliane mit feiner Betonung.

Der Freiherr sah sie überrascht an, dann legte er heftig den Arm um ihre Schulter und zog sie an sich.

Juliane machte sich lächelnd frei.

„Es thut mir leid, diese interessante Unterhaltung abbrechen zu müssen, aber die Gesellschaft drinnen hat des Wirthes bereits allzu lange entbehrt! Fräulein Hellmer wird uns zur Entschädigung dafür jetzt mit einem Liede erfreuen nicht wahr? Kommen Sie, Herr Professor, komm', Alexander!"

Sie ging mit Elmreich und Monika zur Thüre, dort wandte sie sich noch einmal um. Ihr Gemahl stand unbeweglich an der nämlichen Stelle, das Haupt finster geneigt. „Alexander!" rief sie mit sanfter Stimme.

Er richtete sich auf und trat an ihrer Seite in den heiteren Kreis der Geladenen zurück.

Monika sah unendlich reizend aus, als sie mit ein paar leicht hingeworfenen Akkorden den heiteren Sang beendete und niedergeschlagenen Auges die Dank- und Lobsprüche der Anwesenden entgegennahm. Vor Allen war es ein junger Mann, der sich mit etwas auffallender Hastigkeit zum Flügel drängte und seiner Begeisterung besonders warme Worte verlieh. Im Laufe des Gespräches war er immer weiter nach vorn getreten, so daß er nun, als der letzte Kritiker sich entfernte, dicht neben dem jungen Mädchen stand.

„Sie sollten noch nicht aufhören, uns arme Sterbliche zu beglücken. Wenn solche Götterlippen sich schließen, was bleibt uns alsdann für ein Recht, fortzuplaudern? Ich bin ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik und aller Derer, welche dieselbe so herrlich zum Ausdrucke bringen, wie Sie es soeben thaten.“

Monika wußte nicht, ob sie sich beleidigt oder geschmeichelt fühlen sollte — und schwieg.

„Es ist eine meiner größten Schwächen,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, „daß ich die Sache nie von der Person trennen kann! Ihr Mienenspiel sagt mir, daß Sie diesen Fehler verurtheilen — aber wer kann gegen seine Meinung ankämpfen?“

„Jeder, der den guten Willen dazu hat, Herr Baron von Herzfeld,“ entgegnete sie ruhig.

„Ei, sieh' da, viel Selbstgefühl bei geringer Weltkenntniß!“ lächelte er leichtfertig. „Es käme jetzt nur noch darauf an, zu entscheiden, ob meine Neigung denn auch wirklich verdammenswerth ist, und in diesem speziellen Falle war sie es gewiß nicht!“

Monika warf einen zornigen Blick auf den Sprecher, der jedoch unbeirrt fortfuhr. „Sie zürnen mir? Und ich dachte Sie gerade mit Ihrer Stellung zu versöhnen, indem ich Ihre Person hoch über die nichtigen Prahlereien Ihrer Gönnerin stellte. Ihre Vorzüge der Person und des Geistes —“

„Mein Herr,“ sagte Monika zitternd vor Erregung und Unwillen, „kein Wort über die Frau, deren geringstes Dankeswort mich tausendmal mehr ehrt, als alle hohlen Schmeicheleien, die von dem wahren Kunstenthusiasmus himmelweit entfernt sind! Und was meine Stellung betrifft —“

„Mein Gott, ich bin untröstlich, mich so mißverstanden zu sehen," seufzte Herr von Herzfeld mit einer vertraulichen Neigung des Kopfes gegen ihr lockiges Haar.

„So ist dieselbe mein eigener Entschluß, den zu prüfen ich in Ihrer Gesellschaft wahrlich nicht benöthigt bin." Sie schwieg plötzlich, über sich selbst erschrocken, still, als sie Schritte neben sich hörte, feste, männliche Schritte, welche ihren Muth wieder hoben, wenn sie auch den Kommenden nicht errieth.

„Ich meine, Sie könnten jetzt mit Ihren musikalischen Auseinandersetzungen fertig sein, Herr Baron, mir scheint, Fräulein Hellmer hat denselben schon seit längerer Zeit nicht mehr die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn es Ihnen recht ist," wandte sich Professor Elmreich zu dem jungen Mädchen, „so führe ich Sie auf Ihren Platz zurück."

„Ach ja!" Der Ton ihrer Stimme klang so kindlich hell und froh, als sei ihr eine Last von der Seele gefallen, daß der Baron in verhaltenem Groll heftig an seinem Bart drehte. Mit stiller Dankbarkeit aber schaute Monika in das ernste, durchgeistigte Antlitz ihres Beschützers, der ihr freundlich seinen Arm bot und sie wieder in den Kreis der Damen geleitete.

Als bald darauf die Gesellschaft sich trennte, ward auch sie mit freundlichem Gruße entlassen. Die letzte Schleppe war kaum im Vorsaal verschwunden, als der Freiherr mit erheitertem Antlitz zu Juliane zurückkehrte.

Sie eilte ihm lächelnd entgegen. „Nun, Du liebes Geburtstagskind, hat Dich der heutige Tag befriedigt?"

„Ganz und gar!" Er bemerkte, daß sie Miene machte, sich die Blumen aus dem Haar zu nehmen, aus welchem hie und da ein Edelstein erglänzte, und sein Auge ruhte entzückt auf ihrem schönen Haupt. „Laß mich Dir helfen, Liane, ich habe es fast verlernt, Dir behilflich zu sein," sagte er mit weicher Stimme. Er löste sanft die Zweige, während er ihre prachtvollen schwarzen Flechten an seine Lippen drückte. „Du bist eine Fee, Liane — wie köstlich Deine Haare glänzen! Dein Haupt ist eines schöneren Schmuckes würdig, als Du trägst! Morgen, meine Geliebte, soll Dich ein edlerer Schmuck zieren."

Sie konnte sich nicht enthalten, die Hand zu küssen, welche auf ihrer Schulter lag.

„Küsse mir nicht die Hand, Liane, das darfst Du nicht!" flüsterte der Freiherr seiner schönen Gemahlin zu. „Du darfst nie vergessen, daß ich es bin, den Deine Liebe zu unendlichem Danke verpflichtete, den ich nie abtragen kann, nie, Liane!" Er preßte sie heftig an seine Brust.

„Was sprechen wir von Dank," sagte die schöne Frau, von seiner Leidenschaft mit fortgerissen, „und wägen unsere Pflichten eifersüchtig einander zu — Liebe um Liebe! Eine Stunde wie diese, mein Alexander, wiegt ungezählte Diamantenschätze auf, die Deine Güte mir abermals um die Stirne flechten will. Behalte sie, behalte sie," rief sie, ihre Arme um seinen Hals schlingend, „nur laß mir den Glauben, daß ich Deinem Herzen nicht fremder geworden bin, ach, laß es mich aussprechen, daß in Deinem Herzen kein anderes finsteres Gefühl mächtiger geworden ist als Deine Liebe!"

„Juliane," rief er heftig, daß sie mit leisem Schreck zusammenzuckte, und voll unendlicher Zärtlichkeit sodann, „Liane, laß sie schlummern, die Dämonen, die mit unserer Liebe nichts gemein haben! Zweifelst Du an mir? Gab ich Dir je Veranlassung, meine Gedanken zu beargwöhnen? Ruhst Du nicht sicher an meinem Herzen?"

Sie sah ihn mit thränenden Augen lächelnd an. „Du glaubst ja nicht an die Göttlichkeit der Seele, Du ehrst ja nicht die Regungen des Herzens!"

Er sah ihr lange und tief in die leuchtenden Sterne, dann sagte er leise und bewegt. „Jetzt glaube ich daran, in Deiner reinen Nähe erhalte ich mich selbst zurück, und langvergessene sanfte Regungen lösen die Bande finsterer Selbstqual!" Er küßte ihre Stirne, und Arm in Arm durchschritten sie die Reihe glänzender Prunkzimmer, bis sie zu einem Kabinet gelangten, dessen Thüre halb geöffnet war und einen Einblick auf das rosige, spitzengeschmückte Lager ihres einzigen Kindes bot.

Mit schneller Hast löste jetzt Herr von Derenthall seinen Arm und eilte an das Bett, in welchem Hildegard friedlich schlummerte. Athemlos, überquellende Zärtlichkeit in den Augen, beugte er sich

über sie. „Mein Kind,“ murmelte er leise, und es schien, als wiederhole er die beiden Worte fort und fort, während er niederkniete, die Wangen, den kirschrothen Mund, die geschlossenen Augenlider zu küssen. Plötzlich wandte er sich mit heftiger Bewegung zu Juliane um und sagte in kurzen, abgerissenen Worten. „Ich kann es nicht ansehen, wie sie in starrer Ruhe daliegt — ich kann es nicht — sie muß die Augen öffnen — schnell!“

„Hildegard schläft so süß — wolltest Du sie wecken?“ mahnte die Mutter leise.

Er achtete nicht darauf. Seine Stimme klang immer leidenschaftlicher, während er einer qualvollen Erinnerung nachgab. „Ich habe den Anblick zweimal ertragen — starr und schlafend lagen sie vor mir, zwei losgelöste Blätter meines Lebensbaumes. Meinst Du, die Wunde sei vernarbt, weil meine Thränen versiegt sind? Kannst Du das Vaterherz zwingen, zu vergessen? Wo sind die strahlenden Augen meiner holden Margarethe, wo die freundlich plaudernden Lippen meines Sohnes? Und ich soll das Leben dieses letzten theuersten Kindes nicht genießen?“

Juliane erwiderte nichts, ruhig trat sie zu dem Bette ihres Kindes, und mit sanfter Gewalt ihren Gatten bei Seite drängend, hob sie die schlafende Kleine schnell empor und legte sie dem finster Dreinschauenden in den Arm. „Hier hast Du Deinen Liebling, Alexander!“

Hildegard öffnete im Schlafe die Augen und flüsterte traumbefangen: „Papa!“

Er hielt sie an seiner Brust und wurde es nicht müde, ihr rosiges Antlitz zu betrachten und mit seinen heißen Küssen zu bedecken; der trockene Glanz seines Auges erlosch dabei und ein feuchter Schimmer zog wohlthuend darüber hin. „Liane, wie glücklich bin ich durch sie und Dich!“

Die Freifrau regte sich nicht. Wer konnte die Gedanken hinter dieser klaren, stolzen Stirn enträthseln?

„Du zürnst mir, ich fühle es, Liane!“

Ihre ineinander gefalteten Hände sanken herab. Diesem flehenden, milden Tone konnte ihr Herz nie widerstehen — an seine Seite eilte sie, und seine Rechte gewaltsam fast an sich ziehend, nahm sie das Kind zur Hälfte auch auf ihre Arme. So eng ver-

schlungen und verbunden in dem theuren Pfand ihrer Liebe standen sie neben einander.

Das Kind regte sich noch einmal im Schlafe und flüsterte lächelnd: „Papa!“

Zweites Kapitel.

Mitten im Gewühle der Großstadt, wo sich die Wogen des Verkehrs unaufhörlich erschöpfen und erneuen, wo das Jagen nach Gewinn und die Sorge um das tägliche Brod ihren gleichmäßigen Wettlauf halten, und die reine gottesfreundliche Atmosphäre in ein häßliches Gemisch von Dunst und Staub verwandeln, stand in einer schmalen, wenig hellen Straße ein Haus, das auf schwarzlackirtem Schild mit goldenen Lettern die Inschrift zeigte: „Vermiethungsbureau von Balthasar Pimpernus, zwei Treppen hoch.“ Wir gehen die Stufen hinauf und treten in ein ziemlich geräumiges Gemach, das der vorsichtige Mann mit Vorliebe zur Abwickelung solcher Geschäfte benutzte, welche das Auge und Ohr der Welt nicht zu scheuen hatten; das angrenzende Gemach zur linken Hand dagegen war sein Sanktuarium, dessen Wände und Thüren mit dicken Friesdecken verhangen waren, aus Gesundheitsrücksichten für den gichtischen Körper des Bewohners, oder, wie die böse Welt sagte, aus Erstickungsgründen für allzu laute Debatten. Denn, um dem spekulativen Kopfe des Herrn Pimpernus gerecht zu werden, sei gleich erwähnt, daß derselbe neben dem ganz einträglichen Vermiethungsbureau ein noch weit einträglicheres Wuchergeschäft betrieb, dessen sauberer Gewinn ihn mit den schönsten Hoffnungen für die Zukunft erfüllte. Wenn ab und zu ein Pfandschein mit unterlief und sich in sein Heiligthum verirrte, so war er ganz der Mann, großmüthig darauf zu leihen; doch wollte es das Geschick leider allemal, daß die Sachen den Weg zu ihren Besitzern nicht wieder zurück fanden. Und so konnte der würdige Mann manche Lücke seiner eigenen Haushaltung mit dergestalt erworbenen Sachen rechtskräftig und wohlfeil ausfüllen.

Durchschritt man das Gemach, welches in seiner bescheidenen Einrichtung gleichwohl die höchste Akkuratesse zeigte, so gelangte

man weiter in ein dreifensteriges, geräumiges Zimmer. Hier wohnte und schneiderte Madame Pimpernus. Sie besaß kunstgeübte Hände und war eine sehr begehrte, stets beschäftigte Arbeiterin. Das war aber auch Alles, was Mutter Natur ihr auf die Lebensreise mitgegeben hatte. Unschön, beschränkten Geistes und mit einer wahrhaft sklavischen Demuth vor ihrem ehelichen Herrn und Meister ausgestattet, war sie von Herrn Balthasar Pimpernus nicht ihrer Person, sondern der hübschen Erbschaft wegen geheirathet worden, welche ihr eines Tages von einer entfernt wohnenden kinderlosen Tante zufallen mußte. Und als dieses langersehnte Ereigniß eintrat, und Susanne Pimpernus der Verblichenen einige Dankesthränen nachweinte, trocknete ihr Gemahl dieselben mit einem wohlgesetzten Trostspruch, der mit den denkwürdigen Worten begann: „Endlich ist sie leider Gottes todt!"

Frau Susanne saß in ihrem Korbsessel am mittleren Fenster und nähte an einem seidenen Kleide. Ihr blasses, von einer schwarzen Binde umrahmtes Antlitz — die Aermste litt häufig an Zahnschmerzen und trug deshalb den in Permanenz erklärten häßlichen Schmuck — schaute bald auf die Straße hinaus, bald bog es sich lauschend zur Seite. Und richtig, da ließen sich auch schleichende Tritte vom Eingange her vernehmen — Balthasar Pimpernus kehrte von seinem Morgenspaziergange zu den heimischen Penaten zurück. Im ersten Schrecken stieß Susanne sich die Nähnadel einen Viertelzoll tief ins Fleisch und wischte noch die Blutstropfen fort, als der Fuchskopf ihres Gatten bereits durch die Thür schaute.

Pimpernus ging langsam auf seine Ehehälfte zu.

„Nun, Madame Pimpernus —" er hatte die seltsame Angewohnheit, seine Gemahlin mit diesem ceremoniellen Titel anzureden und pflegte zu sagen: Ich habe ihr diesen wohlklingenden Namen gegeben und wünsche, daß sie ihn auch mit Bewußtsein trägt! — „Nun, Madame Pimpernus, was ist Neues passirt während meiner Abwesenheit?"

„Nichts, das ich wüßte!"

Der würdige Mann kreuzte die Arme über der Brust und fixirte sie für einige Augenblicke scharf — eine Folter für das geängstigte Weib, das die Wimpern nicht aufzuschlagen wagte, dann ging er einige Male durch das Zimmer, holte sich eine kleine, schwarze

Hausmütze vom Ständer herunter und drehte sie zweifelnd in der Hand hin und her.

„Fadenscheinig,“ sagte er nach beendigter Prüfung, „man kann Sonne, Mond und Sterne durch die Seide sehen! Wir werden uns nach einem neuen Käppchen umsehen müssen, bei Zeiten, Madame Pimpernus.“

„Gieb mir Geld, so will ich Seide kaufen,“ erwiderte sie bereitwillig.

„Geld? Nein, mein Schatz, für solche Sachen giebt ein kluger Mann nichts aus! Hast ja den ganzen Schooß voll schwarzer Seide liegen und willst noch neue dazu kaufen? Siehst Du ein, daß Du eine Verschwenderin bist, Madame Pimpernus?“

„Herr und Heiland, es ist ja fremdes Eigenthum!“ jammerte Susanne und zog das ihr anvertraute Gut ängstlich in ihre Arme. „Das darf ich nicht, nein, auf keinen Fall darf ich das!“

„Nicht?“ Er trat erbost auf sie zu und legte ihr die knochige Hand so schwer und nachdrücklich auf die Schulter, daß sie vor Schmerz zusammenzuckte. „Du solltest Dich schämen, Deinem Gatten stets die Widerspänstigkeit Eures Geschlechtes zu zeigen! Eine Närrin bist Du, daß Du auf diesen spekulativen Gedanken nicht eher gekommen bist, Madame Pimpernus.“

Sie schluchzte leise.

„Morgen Abend wünsche ich ein neues Käppchen vorzufinden — verstanden? Verstanden?“ wiederholte der zärtliche Gemahl und drückte seine Finger noch um eine Linienbreite tiefer in ihre Schulter.

„Ja, ja!“ ächzte sie, sich dem schmerzhaften Druck entziehend.

Er nickte befriedigt und salbungsvoll. „So ist es gut, Eheleute müssen stets einig sein!“

Draußen wurde scharf an der Klingel gezogen.

„Geh' hinaus und sieh nach, wer da ist!“ befahl er kurz.

Susanne kam alsbald zurück und meldete den Baron von Herzfeld an. „Er kommt wegen des neuen Dieners!“ fügte sie schüchtern hinzu.

Balthasar zupfte seinen blendend weißen Hemdkragen gravitätisch in die Höhe, warf einen prüfenden Blick in den Wandspiegel und wies seine Frau mit sprechender Handgeberde in die angren-

zende Küche. „Es riecht mir verdächtig nach angebranntem Kohl, und Du weißt, angebranntes Essen ist mir ein Greuel, Madame Pimpernus!" Dann ging er in das Entreezimmer, wo der Baron seiner harrte.

„Guten Tag, Pimpernus! Ich komme wegen des neu zu engagirenden Dieners!"

Balthasar lüftete das Hauskäppchen, welches ihm einen mehr patriarchalischen Charakter verleihen sollte und öffnete die Thür seines Sanktuariums. „Wenn ich bitten darf, hier einzutreten, Herr Baron!"

Kaum hatte der grüne Friesvorhang sich über die Thür geschoben, als der Baron Hut und Stock auf einen Tisch, sich selbst aber in die Sophaecke warf, die Beine bequem ausstreckte und beide Arme über der Brust kreuzte.

„Pimpernus, ich brauche Geld!"

„So?" Seine blutleeren Lippen zogen sich fester zusammen, als wollten sie die Zusammengezogenheit seiner Börse andeuten.

„Und zwar bald — sofort!"

„Wieviel?" Pimpernus kam ihm einen halben Schritt entgegen, ohne jedoch vorläufig das coulante, geschäftliche Lächeln um seine Lippen zu legen.

„Fünfzehntausend Mark!"

„Was?" rief der würdige Mann, und es schien, als lähme der Schreck seine Zunge. „Wie viel?"

„Fünfzehntausend Mark!" wiederholte der Baron kurz. „Geben Sie Wechsel her, ich will schnell unterschreiben!"

Pimpernus trat einen Schritt zurück. „Das kann ich nicht, Herr Baron!"

Der Baron lächelte verschmitzt. „Machen Sie doch keine Umstände, Pimpernus, Sie werden Ihr Schäfchen schon dabei ins Trockene bringen, wie Sie es bisher redlich gethan haben! Sie haben Geld, ich weiß es!"

„Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, Herr Baron —"

„Lassen Sie doch die Possen!"

„Wo soll ich in diesen schlechten Zeiten fünfzehntausend Mark hernehmen und nicht stehlen!" Er stellte sich dicht vor den Baron und sah ihm dreist in die Augen. „Was soll übrigens bei der

ganzen Sache herauskommen? Herr Baron, in acht Tagen ist ein Wechsel von fünftausend Mark fällig!"

„Eben deswegen bin ich hier — Sie können sich diese Summe gleich von den fünfzehntausend Mark abziehen!" entgegnete der Baron mit großer Nonchalance.

Balthasar Pimpernus ging an seinen Schreibtisch, dessen heimlichem Fach er ein schmales Buch entnahm, welches er eilfertig durchblätterte. „Hier," sagte er dabei halblaut mit einem jeweiligen Seitenblick auf seinen vornehmen Schuldner, „hier — und dies — und das — dieser Wechsel — und dieser — und dieser!" Er schloß das Buch mit einem kurzen, vielsagenden Schlag. „Ihre Wechselschuld beläuft sich Summa Summarum auf dreißigtausend Mark — mehr Kredit kann ich Ihnen nicht gewähren!"

„Sie werden wohl wissen, wie viel Sie daran verdient haben!" sagte Herr von Herzfeld achselzuckend. „Uebrigens werde ich voraussichtlich in kürzester Frist die Erbschaft meines Onkels antreten!"

„Bah, die alten Herren sind bisweilen zäh wie Leder!" schaltete Balthasar brüsk ein. „Da hatten wir erst kürzlich in der Familie einen ähnlichen Fall. Und außerdem, Herr Baron, wer steht mir und Ihnen dafür, daß der Herr Onkel sich nicht bei Lebzeiten noch einen anderen Erben aussucht? Alles schon dagewesen, sage ich, ein Geschäftsmann muß vorsichtig sein!"

„Sie stehen sich selbst im Lichte; vielleicht ziehen Sie andere Saiten auf, wenn ich Ihnen sage, daß ich im Begriffe stehe, mich zu verloben!"

„Ah, was Sie sagen, Herr Baron! Ein Goldfischchen jedenfalls?"

„Ein doppelt vergoldetes sogar, lieber Pimpernus — die Sache ist so gut wie abgemacht!"

„Ist das Ihr Ernst, Herr Baron? Ich frage als Familienvater, der für das Wohl der Seinen zu sorgen verpflichtet ist. Darf ich den Namen wissen?"

„Nein, zur Zeit noch nicht!" Der Baron drehte lächelnd seinen kleinen Henriquatre. „Wer wird so indiskret fragen? Indessen die Sache selbst ist ein fait accompli! Wollen Sie jetzt das Geld beschaffen, oder soll ich weiter gehen? Ich denke, Sie werden sich die schwiegerväterlichen Spesen nicht entgehen lassen!"

In Balthasars häßlichen Zügen kämpften Gier und Furcht

zugleich — die letztere siegte jedoch. Er schob sein Hauskäppchen bedächtig hin und her. „Eine Verlobung ist noch keine Heirath! Das ist Alles schon dagewesen, Herr Baron, ein Geschäftsmann muß vorsichtig sein!"

Alle Teufel, Sie Starrkopf!" rief der Baron zornig. „Was verlangen Sie denn noch für Garantien?"

„Eine solide Unterschrift," sagte Pimpernus, plötzlich sehr devot werdend, „weiter nichts! In diesen schlechten Zeiten —"

„Ich glaube, Sie sind toll geworden, Pimpernus! Jetzt vor der Verlobung soll ich mein Renommée an den Pranger stellen? Sie als vorsichtiger Geschäftsmann müßten doch wissen, daß mein zukünftiger Schwiegervater nicht blindlings ins Garn rennen, sondern hier und da die Fühlhörner ausstrecken wird. Bis dato wissen wir Beide allein etwas von diesen Wischen" — er schlug mit dem Stock auf das schwarze Schuldbuch — „und dabei soll es sein Bewenden haben. Meine Stellung, meine Aussichten zwingen mich auch, vorsichtig zu sein!"

„Dann thut es mir leid, wahrhaftig ganz außerordentlich leid, nicht dienen zu können!"

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Leider Gottes muß es das letzte sein, ich bin ein armer Mann —"

„Ein zäher Bursche sind Sie, weiter nichts!" rief der Baron erbost und begann mit Hut und Stock eine Promenade im Zimmer zu machen, anscheinend um sich und seinen Groll abzukühlen, in Wahrheit aber, um die Reihe seiner Freunde zu durchlaufen.

Pimpernus stellte sich inzwischen ans Fenster, als müsse er den Gedankenflug seines Klienten durch ein respektvolles Schweigen ehren.

Endlich trat der Baron zu ihm. „Sie werden die verlangte Unterschrift erhalten — von einer Dame!"

„Hm —!"

„Sie brauchen nicht wieder die alten Saiten aufzuziehen. Kennen Sie Frau von Schierstädt?"

„Ah, allen Respekt!" sagte Pimpernus mit tiefer Verbeugung. „Der Name ist gut. Frau von Schierstädt hat ein hübsches Vermögen beim Bankier Meyer angelegt!"

„In höchstens acht Tagen hoffe ich die Unterschrift erlangt zu haben!“

„Spätestens in acht Tagen, wenn ich bitten darf — dann ist Ihr Wechsel zu fünftausend Mark fällig!“

„Zum Teufel ja!“ rief der Baron wüthend. „Schaffen Sie das Geld bis zu dem Termine an!“

„Wie der Herr Baron befehlen! Ei, da geht ja auch das neue Gesellschaftsfräulein des Freiherrn von Derenthall,“ fuhr er ablenkend fort, „gerade in die Musikalienhandlung hier gegenüber!“

Der Baron war ans Fenster gestürzt uud sah Monikas liebliche Gestalt in der Ladenthür drüben verschwinden. „Ein reizendes Geschöpf! Kennen Sie die Dame auch schon? Sie ist ja erst gestern angekommen!“

„Ein Geschäftsmann muß sich um Vieles bekümmern! Sie scheint übrigens ein noch herzlich unerfahrenes Ding zu sein“ — der würdige Mann lächelte mitleidig, als er an die Affaire mit dem Zehnmarkstück dachte — „ich traf sie gestern auf dem Bahnhof, die reine Unschuld vom Lande! Wenn ich mich nicht sehr irre, so hat das Fräulein ihre Geschäfte soeben drüben beendet,“ schloß Pimpernus ruhig.

Der Baron wandte sich hastig um. „Leben Sie wohl! Ein andermal mehr von unserem Geschäft — ich bin etwas pressirt heute.“

„Bitte, bitte unterthänigst, sich nicht zu inkommodiren,“ sagte Balthasar unterwürfig, den Friesvorhang zur Seite raffend. In dem Entreezimmer angekommen, beeilte er sich, mit lauter Stimme zu fragen. „Wünschen der Herr Baron, daß ich wegen des Dieners zu Ihnen komme, oder wollen Sie sich noch einmal gütigst zu mir bemühen?“

„Ich werde zu Ihnen kommen! Adieu!“

Monika Hellmer hatte die erste Nacht in ihrer neuen Heimat in unruhigem, von lebhaften Träumen gestörtem Schlummer hingebracht. Die Eindrücke des gestrigen Abends wirkten bis zum Morgengrauen nach — immer sah sie sich von Gestalten, die des Barons Maske trugen, gequält und verfolgt, und immer ließ sich zur rechten Zeit ein befreiender Retter blicken, der, wenn sie ihn ganz genau betrachtete, dem Professor Elmreich zum Verwechseln ähnlich sah. Ueber sich und ihre kindische Furcht lächelnd, begrüßte

sie den klaren Wintermorgen, kleidete sich dem Gebot der Freifrau gemäß in ein freundlich blaues Hausgewand, von dem sie sich selbst gestehen mußte, daß es zu ihren goldblonden Locken besser stand als das schlichte, schwarze Reisekleid, und erhielt nach kurzer Begrüßung von ihrer Patronin die Erlaubniß, ihren Musikalienschatz mit den gewünschten heiteren Pièces zu vervollständigen.

O, sie war gar nicht furchtsam, den Weg durch die unbekannte Stadt allein zu unternehmen — frisch und rosig stand sie in der Ladenthür und wandte sich soeben zum Gehen, als sie plötzlich eine wohlbekannte Stimme neben sich ihren Namen nennen hörte.

„Ich bin enchantirt, Sie nach den gestrigen Anstrengungen so wohl zu sehen, Fräulein Hellmer!“

Sie wandte sich erschrocken um, kaum aber hatte sie das lächelnde Gesicht des Barons erblickt, als sie hastig den grauen Schleier über ihr tief erröthendes Antlitz zog.

Der Baron hielt dies für ein gutes Zeichen. „Warum suchen Sie gerade dieses Musikaliengeschäft auf? Wenn Sie sich mit einer Frage an mich gewandt hätten, würden Sie eine bessere Firma erfahren haben!“

„Ich danke“ sagte Monika kurz, „ich habe keine Veranlassung, Jemand Anderen um Rath zu fragen als Frau von Derenthall!“

„So denken Sie jetzt! Und dann möchte ich Sie auch warnen — “

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“ sagte Monika, bemüht, ihm voranzueilen, woran er sie jedoch durch seine schnellere Gangart hinderte.

„Wissen Sie, daß ich mir um Ihretwillen bittere Vorwürfe zuziehen werde?“ fragte er leiser. „Eine bekannte Dame, durch Rang und Liebenswürdigkeit gleich ausgezeichnet, Frau von Schierstädt, sucht schon lange eine Gesellschafterin. Ich glaube, sie hat schon eine Unsumme für Annoncen aufgewendet, um ein solches Juwel wie Sie zu erlangen!“

Monikas Wangen flammten jetzt in hellem Zorn. „Mein Herr, ich verbiete Ihnen —“

„Sie zu bewundern? Thorheit, wir leben doch hier in keinem Landstädtchen! Die Wogen der Residenz schlagen kräftiger an unsere Gefühle als die trübe, stagnirende Fluth eines spießbürgerlichen

Nestes, daran müssen Sie sich gewöhnen! Wer übrigens mit solch' reizenden, unwiderstehlichen Waffen den Kampf aufnehmen kann, der — Adieu!"

Ehe Monika Zeit hatte, sich von ihrer Entrüstung und ihrem Erstaunen zu erholen, war ihr galanter Begleiter urplötzlich verschwunden, wie vom Erdboden weggefegt. Kopfschüttelnd und doch trotz dieser auffälligen Ungezogenheit angenehm überrascht setzte das junge Mädchen seinen Weg fort. Unmittelbar darauf begegnete sie einer jungen Dame, der ein galonirter Lakai folgte. Dieselbe trug ein reiches, schwarzseidenes Kleid, einen kostbaren Zobelpelz und ein mit wallender Straußfeder geschmücktes weißes Hütchen, — nichtsdestoweniger schaute sie matt und theilnahmlos unter dem Spitzenschleier hervor; fast schien es, als drücke sie die schwere Pracht.

„Schade," sagte Monika im Stillen bei sich, als sie an der jungen Dame vorüberging, „unter dem koketten Hütchen hätte ein hübscheres Gesicht besser ausgesehen, und glücklich schien sie auch nicht zu sein. Ob ich wohl mit ihr tauschte? Nein!" rief sie halblaut und schwenkte in fröhlichem Jugendübermuth die kleine Notenmappe, dann sprang sie rasch die Stufen hinauf, und bald klang es mit vollen Tönen in ihrem Stübchen wieder:

„Freu't euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose, ehe sie verblüht!" — —

Der Baron war keineswegs im Besitz einer Tarnkappe, vielmehr war er aus guten Gründen und nach blitzschnell ausgeführter Reflexion, die ebenfalls mit dem koketten Federhütchen zusammenhingen, in einen Cigarrenladen getreten und wartete das Vorübergehen der betreffenden Dame ab, ehe er denselben wieder verließ.

„Alle Wetter, da hätte der reizende Trotzkopf mich bald in eine schöne Klemme gebracht! Mein Himmel, wem sieht sie nur so sprechend ähnlich? Schon gestern Abend fiel mir eine wundersame Aehnlichkeit auf. Mit wem aber? Mit wem aber?"

So mit sich selbst sich unterhaltend hatte er seine höchst comfortable eingerichtete, ja, mit Luxus ausgestattete Wohnung erreicht, warf sich vor seinen Schreibtisch und öffnete, wie kurz zuvor Balthasar Pimpernus es gethan, dessen geheimes Fach. Es enthielt durchaus keine Kostbarkeiten im gewöhnlichen Sinne, wohl aber eine Serie von Bildnissen aller jener Frauen, welche der gewissenlose

Liebhaber einst mit glühenden Liebesschwüren um Ruhe, Frieden und Glück betrogen hatte. Es waren meist hübsche, jugendliche Gestalten, die er sekundenlang betrachtete und dann mit leichtem Lächeln eine zur anderen warf — ein Brustbild hielt er länger in Händen.

„Viel Aehnlichkeit auf den ersten Blick, im Grunde aber gar keine! Pah, wie sollte das auch zugehen! Aber interessant ist mir dieses Naturspiel doch — hübsche, kleine Erinnerung, ma foi! Es ist ein Unglück, daß die Weiber so viel zähe Anhänglichkeit besitzen! Ich werde mir übrigens das kleine Ding hier einstecken, damit ich Beide einmal von Angesicht zu Angesicht vergleichen kann, meistens verschwindet dann die Aehnlichkeit!" Er zog sein Notizbuch heraus und legte die Photographie hinein, dann warf er die übrigen Bilder achtlos in das Fach zurück und klingelte.

„Ich will Toilette machen!"

Der Diener des Barons, ein verschmitzter Bursche, dem man die gesunkene Moralität auf den ersten Blick ansah, theilte seinem Herrn den während seiner Abwesenheit stattgefundenen Besuch des Schneidermeisters mit, während er ihm bei seiner Toilette behilflich war.

„Ein widerlicher, langweiliger Mensch mit seiner ewigen Mahnerei!" sagte der Baron verdrießlich, indem er die ausgebrannte Cigarrette zur Erde warf. „Was hast Du gesagt?"

„Dasselbe, was ich dem Weinhändler und dem Wäschefabrikanten gesagt habe!" lautete die nicht sehr ehrerbietige Antwort.

„Was also? Reiße mich nicht so mit dem Brenneisen, Du versengst mir ja die Stirn!"

„Ich gab ihnen Allen unter der Blume zu verstehen, daß sie sehr wohl thäten, sich mit ihren Forderungen noch kurze Zeit zu gedulden, es könnte sich etwas ereignen!"

„Sehr gut! Und nun vorwärts, besorge ein Cameliënbouquet und überbringe es sogleich mit meiner Empfehlung Fräulein Marianne Meyer!"

Drittes Kapitel.

Der Bankier Kommerzienrath Ephraim Meyer besaß eine der schönsten Villen dicht am Ausgang der Stadt. Es war ein Meisterstück der Architektur, ein kleines Eden fürwahr, welches der reiche Finanzmann sich zum Wohnsitz ausersehen, um so werthvoller für ihn, als es sich rechts in der Nachbarschaft eines gräflichen Besitzthumes, links sogar in nächster Nähe eines fürstlichen Haushaltes befand, recht wie die Perle im Golde.

Es war noch nicht gar lange her, da hatte sich ein wenig bemittelter jüdischer Handelsmann Namens Ephraim Meyer in der Residenz niedergelassen und ein bescheidenes Posamentiergeschäft in einer noch bescheideneren Straße eröffnet, welchem er schlau und sparsam genug vorstand, um seinem Sohn ein beträchtliches Vermögen hinterlassen zu können. Ephraim Meyer der Zweite gab nach kurzer Zeit den Kleinhandel mit Militär- und Civil-Effekten auf, versuchte sein Glück an der Börse, miethete sich eine elegante Parterrewohnung in einer fashionablen Gegend und schrieb mit großen Buchstaben auf den grünen Fenstervorhang: Bankiergeschäft von Ephraim Meyer. Eine reiche Heirath ließ lohnendere Spekulationen zu; der Bankier erstand in kürzester Zeit das Haus und trat, nachdem sein an der Väter Glauben festhaltendes Weib die Augen geschlossen hatte, auch zur christlichen Religion über. Nun war ihm ein Platz in der haute finance gesichert. Ephraim Meyer den Dritten ließen die Lorbeeren seines Vaters nicht schlafen; er setzte alle Hebel in Bewegung, sich einen stolzeren Titel und höhere gesellschaftliche Ehren auch außerhalb seines Geschäftskreises zu erzwingen. Er trat an die Spitze mehrerer Wohlthätigkeitsvereine, er zeichnete großartige Summen für Feuer- und Wasserbeschädigte, schickte den verwundeten Kriegern ganze Waggons mit Liebesgaben aller Art zu — ja, am Tage des feierlichen Einzuges der Truppen ließ er es sich nicht nehmen, eine Kompagnie Soldaten auf seine Kosten glänzend zu bewirthen und zu beschenken. Da endlich kam das Langersehnte, Heißerwünschte in Gestalt einer Allerhöchsten Ernennung zum Kommerzienrath über den Glücklichen, und die erste Folge davon war, daß er die herr-

liche Villa neben dem Thore für einen horrenden Preis erstand. „Aber wir können's ja!"

„Wir können's ja!" Diesen Wahlspruch hatte der Kommerzienrath bei der inneren Ausschmückung seines Heims niemals außer Augen gelassen; dafür legten die Seidentapeten, in die sich leider noch kein Wappen hatte einweben lassen, die prachtvollen Lüstres und Wandspiegel Zeugniß ab. Aber über der funkelnden und strahlenden Pracht lag ein beängstigender Glanz. Man sah, es war Alles soeben erst funkelnagelneu aus den Magazinen gekommen, die Weihe des Althergebrachten, Langgewohnten fehlte, die auch minder luxuriös ausgestatteten Räumen den Stempel solider Eleganz aufdrücken kann. Den Hauptschmuck der Halle bildete das Porträt des Eigenthümers, ein Bild von wahrhaft künstlerischer Ausführung und Aehnlichkeit, welches jedem Besucher unwillkürlich in die Augen fallen mußte. Der Kommerzienrath pflegte sich dann wohlwollend die Hände zu reiben. „Ja, ja, man muß jungen Talenten aufhelfen!" Und darin hatte er Recht.

Werner Morberg war ein mittelloser, unbekannter Maler gewesen, als er zufällig die Bekanntschaft des reichen Finanzmannes machte, der ihm großmüthig auftrug, seinen Pinsel an ihm zuerst zu versuchen. Es glückte dem jungen Künstler, wie schon erwähnt, außerordentlich gut, so außerordentlich zwar, daß Ephraim Meyer sich entschloß, auch seine einzige Tochter von derselben Hand porträtiren zu lassen. Marianne hatte sich gegen eine solche zwecklose Verewigung ihrer durchaus bescheidenen Persönlichkeit lange gesträubt; gezwungen mußte sie endlich doch nachgeben, und Werner Morberg begann sein Werk mit Eifer und Freudigkeit.

Der Kommerzienrath, welcher das bescheidene Atelier des Malers eine überladene Rumpelkammer nannte, hatte ihm ein geräumiges Zimmer mit entsprechendem Ober- und Seitenlicht für den Zweck überwiesen, und hieher war Werner Morberg fast alltäglich gewandert, einestheils, um Mariannens Porträt zu vollenden, anderntheils, um ihr ansprechendes Maltalent auszubilden.

Hier war es gewesen, wo sich ihm die reine, durch glänzende Verhältnisse eingeschüchterte Seele des jungen Mädchens erschloß, wenn er stundenlang an ihrer Seite saß, und sie, frei von jedem Zwang, sprechen durfte, wie es ihr Bedürfniß war. Und wie er

der Einzige gewesen, der sich ihr in uneigennütziger Freundschaft genaht, so war er auch der Einzige, dem sie ihr Inneres offenbarte und ihn Geistes- und Herzensschätze sehen ließ, die für Andere unter einer stummen Zurückhaltung begraben lagen. Ganz natürlich, daß er fortan sein Modell mit anderen Augen ansah, als ihre Umgebung, daß er die Gedanken auf ihrer Stirne festzubannen und das sinnige Lächeln um ihren Mund zu fixiren sich bestrebte — und einstmals, als der Gegenstand der Unterhaltung sie hinriß und den sanften Glanz der Augen in flammende Erregung verwandelte, als das wallende Blut ihre sonst bleichen Lippen höher färbte, da hatte Werner Morberg ein bleibendes Bild empfangen, das die folgende Reaktion nicht wieder zu zerstören vermochte.

Auch heute waren sie bei einander in traulichem Zwiegespräch. Die Sitzungen waren beendet, der Maler hatte die letzte Hand an seine Schöpfung gelegt und stand nun Seite an Seite mit dem jungen Mädchen vor der Staffelei und prüfte das mit so viel Liebe und Freude geschaffene Bild.

„Wenn mir die Aussicht auf unsere Zeichenstunden nicht bliebe," sagte Werner, „so wäre ich versucht, meinem Eifer zu zürnen, der schöne Stunden zu schnell beendete. Aber nein, mein Eifer war nicht so groß, die Zeit war nur so flüchtig, und flüchtig ist die Zeit nur dann, wenn man glücklich darin war."

„Glücklich!" seufzte das junge Mädchen, und es schien, als erschrecke sie das Rauschen ihres schweren Seidenkleides. „Sind Sie glücklich?"

„Ja!"

Sie sah ihn prüfend an. „Verzeihen Sie diese Musterung, ich möchte so gern wissen, wie ein Glücklicher aussieht!"

Er wandte nur ungern das Auge von dem Bilde ab. „Ich bin glücklich, zunächst, weil mir mein Werk Ehre macht! Es mag eitel und selbstgefällig klingen, aber ich darf mir das Zeugniß geben, dieses todte Stück Leinwand verkörpert, vergeistigt, veredelt zu haben. Es ist also eine Art Schöpfermacht, die ich auszuüben im Stande bin, und dieses Bewußtsein, verbunden mit dem inneren, mächtigen Schaffensdrang, das Wollen mit dem beseligenden Gefühl des Könnens verschmolzen, macht mich stolz, macht mich glücklich!"

„Sie sind also glücklich in Ihrem Beruf, glücklich in Ihrer Begabung und zufrieden mit sich selbst? Sehen Sie, das ist ein Vorzug, den Sie vor Hunderttausenden voraus haben!"

„Und den Sie hoffentlich mit mir theilen?" fragte er, sich zu ihr neigend.

Sie erröthete, was ihr Antlitz vortheilhaft belebte. „Wir wollten ja nicht von mir sprechen, nur von Ihnen! Und weiter, was zählen Sie noch zu Ihrer Glückseligkeit?"

„Eines hängt innig mit dem Anderen zusammen," sagte er lebhaft. „Durch das glückliche Gelingen dieses Bildes werde ich im Stande sein, das Eldorado der Künstler, die Wiege und den Ausgangspunkt meines Berufes, Italien, aufzusuchen. Wie herrlich werden da meinem ungewohnten Auge die Wunder seiner Kunstheroen aufgehen! Alles, was der Knabe dem Jüngling an Schwärmerei für dieses Zauberland mittheilte, was des reifen Mannes Herz mit qualvoller Sehnsucht erfüllte, wird dann Wahrheit werden!"

Marianne fühlte bei diesen begeisterten Worten ein wundersames Weh ihre Brust durchzucken. Sie mußte fort und fort das schöne Antlitz ihres jugendlichen Meisters betrachten; niemals zuvor hatte sie diesen kühnen, genialen Ausdruck seiner Züge beobachtet.

„Verzeihen Sie meine Offenherzigkeit," sagte Werner Morberg, als er ihre Bewegung gewahrte, „aber es ist unendlich verlockend, sich in solchen Träumen zu ergehen. Wenn ich ruhig nachdenke, will es mir scheinen, als hätten Sie ein Recht, mich weidlich auszulachen, thue ich doch, als zöge ich wie ein Fürst in Romas Mauern ein und nicht wie ein armer Geselle, der seine wenigen Habseligkeiten bescheiden mit sich zur Herberge trägt. Wer weiß, wer weiß, ob Sie Ihren Freund und Lehrer anerkennen möchten, falls er dort Ihre Wege kreuzen sollte, ob Sie sich seiner Bekanntschaft nicht schämen würden!"

„Niemals, niemals!" rief sie hastiger als gewöhnlich. „O, wie können Sie mich so verkennen!"

„Nicht?" sagte er freudig. „Wirklich nicht? Nun darf ich Ihnen auch gestehen, daß der Wunsch, einen berühmten Namen zu erwerben, bedeutend an Reiz gewinnt, wenn ich mein Verhältniß zu Ihnen dabei ins Auge fasse, Fräulein Marianne!"

Es war das erste Mal, daß er ihren Namen nannte, aber sie zürnte nicht.

„Weshalb?" fragte sie lächelnd.

Er zuckte die Achseln. „Ja, definiren läßt sich das Gefühl nicht, es ist eben da! Vielleicht ist es nur Eitelkeit, die mich antreibt, Ihren gesellschaftlichen Vorzügen ebenbürtig zu werden. Gewiß würde ich stolz sein, wenn Sie sich eines Tages Ihres Freundes rühmen könnten!"

„Das werde ich immer thun," sagte sie warm. „Und nun fahren Sie fort, mir die Umstände zu nennen, denen Sie ein vollkommenes Glück verdanken!"

Er war einen flüchtigen Augenblick in Grübeleien versunken. „Ja so! Was nun folgt, sind materielle Erwartungen, die leider recht nothwendig zum Leben gehören. Ich hoffe, daß die kommende Zeit meine finanzielle Lage verbessern wird, um eine geliebte Mutter und Schwester unterstützen zu können, ohne selbst darben zu müssen."

Marianne sah ihn erschrocken an. „Sie haben gedarbt?" fragte sie endlich, und es klang, als zittere ihre Stimme. „Sie haben gedarbt, entbehrt, während ich —"

Er lachte, aber es klang so weich, daß man das Bestreben heraushörte, ihre Rührung zu überwältigen. „Ja, gewiß habe ich gedarbt, oft recht empfindlich sogar, ehe Ihr gütiger Vater mir Gelegenheit gab, meine Studien zu verwerthen. Aber das, was ich selber trug, war minder schmerzlich, als daß ich meinen Angehörigen so gar nichts sein durfte, weder mit Rath, noch mit der That! Ein Mann sein und doch nicht selbstständig auftreten können, bei aller Leistungsfähigkeit nichts vollbringen zu dürfen, das ist hart, aber nun, gottlob, überstanden!"

„Ja, gottlob!" Unwillkürlich hob sich ihre Hand, und schnell hielt er sie umschlossen, fest und fester lag sie in der seinen, während sein Auge ihren Blick suchte.

Zuckten seine Wimpern? Weshalb erbleichten ihre Wangen? Wie hieß der elektrische Strom, der plötzlich von ihrer gesenkten Stirn ausging und sich in seiner Brust fortpflanzte? Schnell, plötzlich ließ er ihre Hand gleiten, als habe er Feuer berührt und einen stechenden Schmerz dabei empfunden.

Marianne faßte sich zuerst.

„Erzählen Sie mir noch etwas von Ihren häuslichen Verhältnissen, es interessirt mich ungemein, Näheres darüber zu erfahren — das heißt, wenn Ihre Zeit es erlaubt!"

„Meine Zeit ist Ihnen am liebsten gewidmet, Fräulein Marianne. Zudem will ich das Urtheil Ihres Vaters abwarten, der sich bis jetzt hartnäckig weigerte, das Porträt anzusehen."

„Er will sich überraschen lassen!"

Die Thüre öffnete sich, und ein Diener erschien mit einer ambraduftenden Karte und einem Camelienstrauß. „Von Herrn Baron Herzfeld!"

Marianne warf flüchtig einen Blick darüber hin, dann machte sie eine kurze, ablehnende Bewegung. „Tragen Sie die Karte in das Zimmer meines Vaters und diesen Strauß in — in —" sie sah sich nach irgend einer Ecke oder einem Winkel um — „in das Vorzimmer oder noch besser in die Halle," schloß sie dann schnell. „Sobald mein Vater nach Hause kommt, benachrichtigen Sie ihn, daß wir seiner hier warten!"

Der Diener machte ein langes, verdutztes Gesicht, was Marianne mit unwilliger Befremdung bemerkte. „Haben Sie mich nicht verstanden?"

Die arme Marianne verstand es so wenig, Aplomb in ihre Haltung zu legen, daß sie Unverschämten niemals imponiren konnte. Johann wandte sich langsam um und verschwand kopfschüttelnd in der Thüre.

Marianne bemerkte den üblen Eindruck, welchen dieser Zwischenfall auf Werner gemacht hatte, und beeilte sich, die peinliche Scene abzukürzen. „Erzählen Sie mir nun von den Ihrigen, von Ihrer Jugend, von Allem, was Sie mir bis jetzt verheimlichten!"

„Meine Vergangenheit ist einfach und bald erzählt. Mein Vater war Lehrer an einer hiesigen Stadtschule und heirathete, selbst ohne Vermögen, ein armes Mädchen, das ihm nichts zubrachte als ihre große Jugend und Schönheit. Nun, wenn zwei Nullen zusammenaddirt werden, so ergiebt sich im Leben keine Zahl daraus — es blieb also Schmalhans Küchenmeister, und das Elternpaar mag oft sorgenvoll dreingeschaut haben, als sie das ohnehin kleine Einkommen noch mit zwei Kindern theilen mußten. Nichts-

destoweniger fühlten wir Kinder uns überaus heimisch und behaglich in dem trauten Familienkreise, dessen stillen Frieden keine Zwistigkeit entweihte. Doch es sollte nicht so schattenlos bleiben. Eine starke Erkältung untergrub die Gesundheit meiner Schwester für immer!"

„Für immer?" rief Marianne betroffen.

„Sie verlor kurz danach den freien Gebrauch ihrer Glieder, ein wundersames, fürchterliches Leiden, dem das schöne vierzehnjährige Kind zum Opfer fiel. Geistig überaus rege entwickelt, liegt meine Schwester fortan unthätig, unfähig selbst, sich von ihrer Lagerstätte zu erheben. Mein Vater starb; sein letzter Gedanke galt seiner Familie, die er fortan hilflos hinterließ."

„Armer Freund, was müssen Sie gelitten haben," murmelte das junge Mädchen.

„Nicht so bewußt, wie meine Mutter, dazu fehlte mir zunächst die Reife der Ueberlegung. Ein Freund meines Vaters wußte der Wittwe eine kleine Pension zu erwirken, in deren Genuß sie wenigstens vor Mangel gesichert war; auch läßt meine gute, fleißige Mutter es sich nicht nehmen, durch Handarbeit die traurige Existenz meiner Schwester zu verschönern."

„Und wie erkannten Sie Ihren Beruf? War es die Noth, welche Ihnen denselben eingab?"

„Schon unter meines Vaters Leitung hatte ich mich für meinen Beruf vorbereitet; nach seinem Tode war es der eben schon erwähnte Gönner, der mir die Mittel vorstreckte, meine Studien fortzusetzen. Ich trennte mein häusliches Leben von den Meinen, weil ich es doch nicht hätte verhindern können, hin und wieder einen Raub an ihren Mitteln zu begehen, und half mir fort durch Zeichen- und Malstunden, so gut es eben ging — bis Ihr Herr Vater mir seine Protektion zuwandte. Nun wissen Sie Alles, Fräulein Marianne!" schloß er freundlich lächelnd.

„Und Sie glauben nicht, daß Ihrer Schwester noch geholfen werden kann? Denken Sie nach! Kann kein ärztlicher Beistand ihren Gliedern die frühere Beweglichkeit zurückgeben?"

„Nein! Wir haben einen vortrefflichen ärztlichen Beistand, dessen Name mit unseren bescheidenen Mitteln nicht in Einklang steht — Professor Elmreich!"

„Elmreich?“ rief das junge Mädchen überrascht. „Der ist auch unser Arzt! Da ist Ihre Schwester wahrlich in guten Händen!“

„Ja, durch Zufall trat er einst an Magdalenens Bett, und Großes fürwahr hat seine Kunst an ihr gethan, daß er den Armen und Händen ihre Beweglichkeit erhielt, so daß sie im Stande ist, sich durch Lesen und Malen die lange Zeit zu vertreiben. Sie ganz hergestellt zu sehen, dazu ist wohl keine Hoffnung vorhanden, obgleich Professor Elmreich gütig genug ist, ihr diese herrliche Zukunft stets lockend vor Augen zu halten!“

Sehr geräuschvoll wurde die Saalthüre geöffnet, und der Kommerzienrath Meyer erschien auf der Schwelle. Er war stark echauffirt trotz des kühlen Märzwindes draußen und trocknete sich den Schweiß von der Stirne mit einem kostbaren, weißen Foulardtuch.

„Ah, guten Morgen, mein Kind! Du hast mich rufen lassen? Wo ist das Bouquet? Ich habe mir kaum Zeit genommen, drunten ein Glas Sherry in Eiswasser zu schlürfen. Ah, sieh da, Sie auch hier?“ wandte er sich herablassend an den jungen Mann. „Nun, was soll ich?“

„Siehst Du das Bild nicht, Vater?“ bemerkte Marianne leise.

„Das Bild? Aha, da ist es ja!“ Der Kommerzienrath trat einige Schritte zurück und nahm die Miene des Kenners an, indem er den Kopf prüfend nach beiden Seiten neigte. „Nicht übel! Süperb! Magnifique! Siehst aus wie eine Königin, Kind! Haben Ihre Sache recht brav gemacht, Herr Norberg! Wirklich sprechend ähnlich!“

„Ihr Urtheil macht mich glücklich, Herr Kommerzienrath!“

„Glaube ich, glaube ich gern! Man muß junge Talente aufmuntern. Aber eines gefällt mir an dem Bilde nicht. Warum keine Toilette, kein Schmuckwerk? Simpler weißer Atlas?“

„Er ist von außerordentlich schöner Wirkung und eignet sich gerade zu Gestalt und Haltung Ihrer Fräulein Tochter vortrefflich, ebenso der matte Glanz der Perlenschnüre.“

„Ist aber nicht reich genug! Brillirt nicht genug! Meine Tochter soll aber brilliren, wir können's ja haben! Warum nicht ein Kostüm von rothem Sammet mit Edelsteinen benäht, wie die Freifrau von Derenthall es letzthin einmal trug?“

„Vater,“ sagte Marianne erschrocken, „wie magst Du Frau von

Derenthall mit mir in eine Reihe stellen? Welcher Vergleich sie und ich!"

Der Kommerzienrath kniff seine Augen zusammen, ein Zeichen seiner Mißbilligung. „Nun, warum nicht? Willst Du die Güte haben, mir den Unterschied zu nennen? Dein Vermögen wird mindestens dem ihren gleichkommen, mindestens — ich muß das wissen! Was thue ich mit der Vornehmheit? Geld, Geld ist der Nerv des Lebens! Noblesse hin, Noblesse her — hier sitzt die wahre Noblesse — nicht wahr, Herr Morberg?" Er schlug auf die Tasche.

„Vater, ich bitte Dich!" warf Marianne schüchtern ein, der diese unzarte Berufung auf die Armuth ihres Freundes einen Stich durch's Herz gab.

Der Kommerzienrath fuhr fort, den Kenner zu spielen. „Der Ausdruck des Gesichtes ist sehr gut — eine hübsche Auffassung, auf Ehre!"

„Viel zu geschmeichelt, Vater," sagte Marianne, dem Freunde einen sanften, vorwurfsvollen Blick zuwerfend. „Herr Morberg hat seinem Genie zu viel Freiheit gelassen und das Bild bis in die kleinsten Details idealisirt. Das Mädchen dort mit den sprechenden Augen, dem durchglühten Teint und der sicheren Haltung ist nicht Marianne Meyer, weit entfernt! Es ist eine schöne, liebenswürdige Unwahrheit, die Sie dahin gestellt haben, eine große, unverdiente Schmeichelei!"

„Schmeichelei? Was da!" rief Ephraim Meyer verdrießlich. „Wenn er Dir ein lebhafteres Äußere gab, so schadet das gar nichts, wir —" er wollte sagen: „wir können's ja haben!" aber er verschluckte glücklicherweise dieses Argument. „Das Bild geht auf die Kunstausstellung in der Akademie!" schloß er kurz und bündig.

„Wie, Vater?" rief Marianne erschrocken. „Das kann Dein Ernst nicht sein? Ich sollte öffentlich — nimmermehr! Herr Morberg," wandte sie sich unbedacht in ihrer Angst an den jungen Maler, „sagen Sie es meinem Vater, daß das Bild keineswegs so ausgefallen ist, um Sensation damit zu erregen, bitte, sagen Sie es ihm, mir glaubt er ja nicht!"

Werner Morberg war in ein böses Dilemma gerathen zwischen Vater und Tochter. Beide blickten gespannt auf ihn. Der Kom-

merzienrath mit fast drohender Miene. Wenn er sich jetzt im entscheidenden Moment selber ein schlechtes Zeugniß ausstellte, so war seines Bleibens in diesem Hause nicht mehr und alle glänzenden Aussichten sanken zu nichts herab — andererseits mußte er sich gestehen, daß das Bild eine Leistung sei, die Anerkennung verdiene, und daß er dieses letzte Ziel selbst schon ins Auge gefaßt hatte; aber Mariannens stummes Flehen trug den Sieg davon. Da, als er im Begriff war, die Lippen zu öffnen und sein theures Werk als ungenügend und bedeutungslos hinzustellen, begriff Marianne plötzlich die Gefahr, in welche sie ihn stürzen wollte, und zu der Sorge um sein Wohl gesellte sich das Entzücken, etwas für den Freund opfern und leiden zu können. Schnell trat sie zwischen die Männer und sagte freudig.

„Es soll geschehen, wie Du es wünschest, Vater! Das Bild mag noch heute zur Ausstellung in die Akademie der Künste gebracht werden."

Norberg stand wie betäubt. Verstand er die Gewalt, welche das Herz des jungen Mädchens bewegt und gelenkt hatte?

Der Kommerzienrath nickte befriedigt. „Veranlassen Sie das Nöthige," befahl er kurz. „Ich hoffe, daß Sie meine Tochter und mich nicht blamirt haben werden!"

Bei diesen brüsken, rücksichtslosen Worten schoß es dem jungen Manne glühend heiß über das schöne Antlitz. Dieselbe Macht, welche ihn Mariannen gegenüber von Italiens Reizen hatte schwärmen lassen, riß ihn auch jetzt gegenüber dem modernen Krösus zur Leidenschaft hin.

„Wenn das Wort ‚Blamage' überhaupt auf mein Werk Anwendung finden kann, Herr Kommerzienrath, so findet dasselbe nur Bezug auf die Leistungsfähigkeit des Künstlers, denn unter dem Bilde steht der Name dessen, der es geschaffen! Wenn ich meine Zustimmung gebe, daß Ihren Wünschen entsprochen wird, so thue ich es nur, weil ich mir bewußt bin, daß man die Ausführung, die Anlage, mein Talent also, günstig kritisiren wird. Ob die Person, welche ich wiedergab, Ihre Tochter ist oder ein armes Mädchen aus dem Volke, ob der Stoff Atlas war oder grobe Wolle, und die Perlenschnüre an ihrem Halse echt oder werthlos sind, das Alles ist der Kunst ganz gleich, ganz gleich, Herr Kom-

merzienrath! Sie kennt gottlob keinen Unterschied, und ihre Jünger, ihre Diener, dürfen ihn deshalb auch nicht kennen. Wie schroff auch die Mauern sein mögen," fuhr der junge Künstler leidenschaftlich fort, „welche Herkommen und Willkür unter den Menschen geschaffen, es giebt eine Macht, die auch den Aermsten hoch über das Getriebe des Lebens emporhebt, die ihn um Niebesessenes tröstet und Unerreichbares ihm nahe schiebt, eine Macht, zu der auch der Reichste auf Erden hoffnungslos die Hände aufhebt, ohne Erhörung zu finden, während sie vielleicht den Bettlerknaben auf seines Palastes Stufen mit göttlichem Gruße an ihr Herz zieht. Die Kunst ist es, die ewig unparteiische Kunst, und stolz bin ich, daß sie mich in ihren heiligen Dienst berufen hat!"

Der Kommerzienrath Ephraim Meyer stand beim ersten Theile dieser von Morberg mit hoher Begeisterung gesprochenen Worte wie erstarrt mit halboffenem Munde da, am Schluß der Rede jedoch verschwand das grenzenlose Staunen und machte einer tiefen Entrüstung Platz, die sein Antlitz zornroth färbte.

„Darf ich fragen, was diese langathmige Tirade mit diesem Bilde, mit diesem Bilde," dabei klopfte er mit dem fetten, weißen Finger energisch auf die Leinwand, „hier zu schaffen hat?"

„Nichts weiter, als daß ich mich gegen eine geflissentliche Herabsetzung meiner Leistung auf das Entschiedenste verwahren muß!" sagte Werner, noch immer unter dem Einfluß seiner leidenschaftlichen Erregung stehend. „Ich will damit nur beweisen, daß, wenn Sie das Bild Ihrer hochverehrten Tochter auf die Kunstausstellung schicken wollen, daß Sie nicht Ihrem, sondern nur meinem Namen Tadel oder Ruhm bereiten würden. Der höchste Dank freilich gebührt der, welche mir Gelegenheit gab, meine Ideale von Weiblichkeit und Herzensgüte zu verkörpern."

„Darf ich fragen, junger Herr, wo Sie diese Sprache der Dankbarkeit gelernt haben?" rief Ephraim Meyer mit hochgezogenen Augenbrauen.

„O, Vater, laß das ruhen!" bat Marianne mit erhobenen Händen. „Laß es ruhen!" bat sie noch einmal, als sie ein bitteres Lächeln in Morbergs Antlitz gewahrte.

Er machte sich energisch von ihren Händen frei. „Ohne mich, ohne meine Protektion, wo wären Sie mit Ihrem überschwänglichen

Selbstbewußtsein geblieben! Wahrscheinlich würden Sie heute noch, wie damals, brodlos in Ihrem göttlichen Musentempel umherlaufen und Ihre angebetete Monarchin —"

„Vater, ich bitte Dich inständigst, dieser unedlen Regung keinen Ausdruck zu geben!" sagte Marianne todesblaß. „Ich kann es nicht ertragen!"

Sie sah in der That so leidend aus, daß Werner mit Gewalt an sich halten mußte, ihr nicht zu Füßen zu fallen und ihre Verzeihung zu erflehen. Aber schonen wollte er sie, deshalb griff er schweigend nach seinem Hut.

„Sie wollen gehen?"

„Ja, mein Fräulein, es ist besser, ich gehe, da eine Einigung vorläufig nicht abzusehen ist," sagte Werner, sich ihr nähernd, während der Kommerzienrath am Fenster stand und an die Scheiben trommelte. „Leben Sie wohl, Fräulein Marianne!"

Ihre Hand hob sich matt aus den schweren seidenen Falten. Werner ergriff sie und führte sie zum ersten Male in ihrer langen Bekanntschaft an seine Lippen. Sie zuckte leise zusammen, stumm bittend sah sie ihm ins Auge.

Er verstand sie wohl, obgleich die erlittene Unbill ihn lieber aus Ephraim Meyers Hause ferngehalten hätte. „Wollen Sie unsere Stunden fortgesetzt wissen?" fragte er leiser.

Sie nickte.

Er ließ schnell ihre Hand fahren. „Dann bleibt es dabei!"

Im nächsten Augenblicke hatte er das Zimmer verlassen.

Als der Kommerzienrath die Thüre ins Schloß fallen hörte, wandte er sich gravitätisch wieder um. „Was war das? Ich glaube gar, Du hast diesem impertinenten Grünschnabel die Warnungen Deines Vaters abgebeten?"

„Nein," sagte sie ruhig, „ich wollte ihm nur beweisen, daß ich Dein Geld nicht höher schätze als seine Kunst!"

„Haha, haha!" Der Kommerzienrath lachte vor Zorn, bis er kirschroth im Gesichte aussah. „Das hört sich von der reichsten Erbin in der ganzen Residenz höchst originell an! Möchtest wohl auch einen Pinsel in die Hand nehmen und aus seinen Borsten das tägliche Brod herausstreichen? Mein liebes Kind, Du kennst die Welt nicht! Die Rubens und van Dyks sind recht achtungs=

werthe Leute gewesen, aber hier" — er that den beliebten Griff gegen die Stelle, wo sein inhaltschweres Portefeuille ruhte — „hier sitzt die wahre Größe! Mag mir Einer sagen, was er will, Geld ist Geld, und Pinsel ist Pinsel. Das beste Beispiel," hier sank seine Stimme zu einem vorsichtigen Flüsterton herab, „hast Du an mir und Dir! Die halbe Stadt, darunter Menschen mit ellenlangen Stammbäumen, buhlt um meine Freundschaft —"

„Um Deine Freundschaft nicht, Vater, um Dein Geld," fiel Marianne schnell ein.

„Weshalb sie's thun, ist mir höchst einerlei, genug, sie drängen sich um die Ehre meiner Bekanntschaft. Ich bin Kommerzienrath geworden und — und was siehst Du hier?" Er zupfte an seinem schwarzen Rock, bis er ein glänzendes kleines Ding ins rechte Licht gesetzt hatte, dann stellte er sich vor seine Tochter hin. „Was sagst Du nun? Ich frage Dich, was sagst Du nun? So sieht ein dekorirter Mann aus, Fräulein Marianne!"

„Ich gratulire Dir zu dem Orden, Vater!"

„Wirklich! Nicht wahr, das giebt Dir wieder Muth, den Flug mit mir in höhere Regionen zu wagen? Wir können's ja haben! Ja, so ein kleiner Piepvogel," er schielte verliebt nach dem Orden herab, „macht einen ganz anderen Mann. Wie lange wird's dauern, so fliegt der zweite daran, der dritte folgt bald nach, und hat man erst den vierten, so kommen die anderen ganz von selbst hinterher! Warum auch nicht? Wir können's ja haben! Apropos, wo ist das Bouquet, welches Baron Herzfeld Dir geschickt hat?"

„Ich weiß es nicht! Johann sollte es in das Vorzimmer stellen oder unten in die Halle —"

„So? In die Halle? Weshalb nicht in Dein Boudoir? Alle Damen von Stand haben Boudoirs, die mit den Bouquets ihrer Kavaliere gefüllt sind! Das ist wieder eine von Deinen bescheidenen Grillen. Und weshalb legst Du mir das Billet des Barons auf den Schreibtisch?"

„Weil Du der Einzige bist, der sich dafür interessirt."

„So, es interessirt Dich wohl gar nicht, zu erfahren, was der Herr Baron schreibt?"

„Nein, gar nicht, Vater!"

„Nun, es ist auch nichts besonders Auffälliges." Der

Kommerzienrath zog mit affektirter Gleichgültigkeit den weißseidenen Foulard aus der Tasche und rieb sich die Fingerspitzen damit ab. „Der Herr Baron will uns heute Abend zum Thee besuchen, ganz in aller Freundschaft, ohne jegliche Umstände!"

„Was hast Du ihm geantwortet, Vater?" fragte das junge Mädchen gespannt.

„Gar nichts, keine Antwort betrachtet er als Zusage. Es ist mein Wunsch, daß Du Leuten seines Standes gegenüber diesen weinerlichen, zurückhaltenden Ton aufgiebst. Durch sie hoffe ich die mir gebührende gesellschaftliche Stellung einzunehmen, vielleicht gar bei Hofe vorgestellt zu werden — bei Hofe! Nun, wir können's ja haben!"

„Vater, diesem Manne gegenüber könnte ich mich niemals zur Wärme zwingen!"

„Ah, Papperlappap! Wir wollen erst abwarten, wie lange dieser Zwang Stich halten wird. Im Uebrigen vergiß nicht, daß ich mir aus diesen Kreisen den zukünftigen Schwiegersohn aussuchen will, verstanden? Ja, ja," fuhr er strenger fort, als er Mariannens Wangen erbleichen sah, „es ist mein fester Wille, daß wir Beide gemeinsam steigen, Einer durch den Anderen — ich will —"

Die Thür öffnete sich abermals, und Johann trat mit einer neuen Meldung ein.

„Der Freiherr von Derenthall ist soeben vorgefahren!"

Ephraim Meyer wandte sich triumphirend zu seiner Tochter. „Siehst Du es nun? Hörst Du es nun? Der Freiherr von Derenthall, der exklusivste, stolzeste Mann der ganzen Residenz, kommt zu mir, ungerufen!" Dann sich zu seinem Diener wendend sagte er nachlässig: „Lassen Sie den Freiherrn eintreten und führen Sie ihn in mein Zimmer, ich werde gleich nachfolgen!"

Aber der Diener hatte noch nicht die nächste Thüre geschlossen, als Ephraim Meyer bereits wie aus der Pistole geschossen aus dem Saale stürzte, um den Freiherrn von Derenthall respektvoll am Eingang der Halle zu begrüßen.

Viertes Kapitel.

Der Freiherr hatte bereits den Wagen verlassen und kam durch den Garten dahergeschritten, wo Schneeglöckchen und die ersten schüchternen Keime der Leberblümchen unter verspäteten Flocken hervorlugten. Sein Gang war fest wie der eines Mannes, welcher seinen Willen höher schätzen gelernt hat, als das Urtheil der Menge, und welcher gewohnt ist, seine Person erwartet zu sehen. Selbst als er des Kommerzienrathes in der Thüre ansichtig wurde, beschleunigte er weder seine Schritte, noch ließ er die gleichgiltige Ruhe aus seinem Antlitz entweichen.

„Guten Morgen, Herr Kommerzienrath, ich wußte meine Zeit nicht besser zu wählen —“

„O bitte, bitte ganz unterthänigst, ich würde für Ihre Person stets Ueberfluß an Zeit haben! Darf ich bitten, in mein Zimmer zu treten? Es ist schon so lange her, daß ich nicht die Ehre hatte, gewiß, ganz außerordentlich lange.“ Damit öffnete er die Thüre eines Gemaches, welches dem Geschmacke eines Paschas Ehre gemacht haben würde. Nichts als das mächtige Cylinderbureau erinnerte daran, daß das Zimmer eine andere Bestimmung habe, als etwa dem dolce far niente eines orientalischen Müßiggängers zu dienen.

„Mich führt diesmal ein Geschäft zu Ihnen, welches sich schriftlich nicht gut abmachen läßt, eigentlich sind es sogar zwei Angelegenheiten —“

„Ich bin äußerst gespannt,“ sagte Ephraim Meyer artig.

„Zunächst also ist es meine Absicht, von meinem Vermögen eine nicht unbedeutende Summe loszulösen.“

„Bitte sehr! Und diese Summe, sollte sie zu anderen Spekulationen dienen?“ fragte der Kommerzienrath betroffen.

„O nein, keineswegs, ich will sie im Gegentheil als ein Vermögen anlegen, das gar keine Zinsen trägt!“

„Keine Zinsen? Wunderbar! Ihre Papiere stehen so ausgezeichnet, Herr Baron, ich habe die Verhältnisse und Chancen auf das Vortheilhafteste auszunutzen verstanden, wie sie sich überzeugen können.“

„Ich bin fest davon überzeugt, lieber Herr Kommerzienrath!“ sagte Herr von Derenthall mit einem Anflug von Lächeln.

„Nun denn, also —“

„Und trotzdem müssen Sie die betreffende Summe flüssig machen. Ich beabsichtige —“ hier leuchtete in dem tiefbraunen Auge der heiße verzehrende Strahl gedankenschnell auf, „ich beabsichtige, meiner Gemahlin ein Geschmeide zu schenken, das ihren ganzen bisherigen Schmuck in den Schatten stellt!“

„Ah! Wie hoch wollen Sie dabei gehen?“ fragte Ephraim Meyer verbindlich.

„Nun, ich beabsichtige, sechzigtausend Mark in den Steinen anzulegen!“

„Sechzigtausend Mark?“ rief der Kommerzienrath, indem er vor Staunen die Hände zusammenschlug. „Das müssen ja ganz außergewöhnlich schöne Steine sein!“

„Ich kenne sie noch gar nicht,“ entgegnete der Freiherr ruhig. „Die Sache ist also abgemacht, selbst wenn ich ein kleines Opfer bringen müßte!“

„Davon ist keine Rede, Herr Baron, wie Sie sich durch einen Blick in diese Bücher überzeugen können. Bitte,“ unterbrach er sich, als der Freiherr ihn aufforderte, sitzen zu bleiben, „es ist mir ein Bedürfniß, Ihnen beweisen zu können, wie nahe gerade Ihr Interesse mir am Herzen liegt, und wie treu ich jederzeit Ihren Vortheil im Auge behielt!“

„Gut denn, diese Kenntnißnahme stimmt vortrefflich mit meinem zweiten Anliegen. Ich beabsichtige, mein Testament zu machen!“

„Was?“ rief der Kommerzienrath und schlug abermals seine fetten, weißen Finger zusammen, die so seltsam mit der hageren, aristokratischen Hand des Freiherrn kontrastirten. „Ein Testament? In Ihren Jahren, Herr Baron?“

„Weshalb nicht? Gerade in meinen Jahren, wo man mit voller Geisteskraft das Wohl der Seinen ermessen und berathen kann, scheint mir der Abschluß des letzten Willens dringend geboten. Meine Gemahlin wird selbstredend vorläufig nichts davon erfahren!“

„Aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen.“

„Lieber Herr Kommerzienrath,“ sagte der Freiherr halb ungeduldig, halb belustigt, „wenn mir mein Ende so nahe schon gerückt wäre, daß ich es mit einem bloßen Federzug herabbeschwören

könnte, so wäre dies wieder ein Grund mehr, mein Vorhaben auszuführen. Also legen Sie mir gefälligst den verheißenen Bericht vor!"

Und so geschah es. Der Bankier hatte vielleicht eine halbe Stunde gesprochen und der Freiherr aufmerksam zugehört, als der Letztere sich mit befriedigtem Kopfnicken zu seinem Geschäftsfreunde wandte und ihm die Hand dankend entgegenstreckte, welche Ephraim Meyer mit unendlichem Wohlbehagen drückte.

„In der That, Herr Kommerzienrath, Sie sind ein Finanzgenie ersten Ranges, Sie würden sich vortrefflich zum Finanzminister eignen!"

„Ja, ja, man muß nur spekuliren können! Sehen Sie, Herr Baron, als Sie mir die Ehre Ihres Vertrauens schenkten, es sind jetzt ungefähr acht Jahre her, betrug Ihr Baarvermögen kaum eine Million Mark; ganz respektabel, will ich meinen. Indessen heute beträgt dasselbe nahezu anderthalb Millionen Mark — darin steckt denn doch mehr Musik! Und wie lange wird's dauern, so steuern wir auf die zweite Million los? Kaufen Sie ganz getrost den Schmuck für die Frau Baronin; eine so schöne Dame bedarf zwar der Brillanten nicht, um zu glänzen, aber ich sage immer, ein Brillantschmuck hat noch nie eine schöne Frau häßlich gemacht, haha! Meiner Tochter habe ich ganz kürzlich —"

„Wie befindet sich Ihr Fräulein Tochter?" sagte der Freiherr kühl, indem er sich die Handschuhe zuknöpfte.

„Danke unterthänigst! Meine Tochter besitzt eine hohe Verehrung für Ihre Frau Gemahlin, und es freut mich ganz außerordentlich, daß meine Tochter Marianne sich gerade solch' ein ausgezeichnetes Vorbild ausgesucht hat wie die Freifrau von Derenthall."

„Hm!" Herr von Derenthall sah keinen Grund, noch länger zu verweilen, aber der Kommerzienrath hielt ihn fest.

„Nicht wahr, solch' eine Sympathie hat etwas Rührendes? Meine Tochter hat nur den einzigen glühenden Wunsch, Ihre Frau Gemahlin kennen zu lernen, um durch ihren persönlichen Verkehr sich in allen gesellschaftlichen Vorzügen zu vervollkommnen!"

„Dieser Wunsch ist gewiß schmeichelhaft für meine Gemahlin! Und nun, mein lieber Herr Kommerzienrath, kann ich unsere geschäftliche Unterredung mit leichtem Herzen als beendet ansehen."

„Jawohl, ich werde Ihnen gleich die sechzigtausend Mark aushändigen, wenn es Ihnen genehm ist!"

„Der Juwelier kann Ihnen ja die Anweisung überbringen, es wird dies sogar besser sein. Leben Sie wohl!"

„Gewiß! Doch was ich sagen wollte, ich begreife den Wunsch meiner Tochter sehr wohl, ja, ich theile ihn sogar!" Hier zog Ephraim Meyer den Orden wieder in das rechte Licht.

„Sie sind dekorirt worden? Ich gratulire Ihnen! Verzeihen Sie, ich bin heute etwas pressirt —!"

„Danke unterthänigst! Offen gestanden, hat es mich schon lange danach verlangt, einer so hochgeborenen Familie näher zu treten, gesellschaftlich näher zu treten, und deshalb," hier verneigte er sich leicht vor dem Freiherrn, „werden meine Tochter Marianne und ich uns in allernächster Zeit die Ehre geben, der Frau Baronin unsere Aufwartung zu machen!"

„So?" Herr von Derenthall öffnete bereits die Thüre, um in die Halle hinauszutreten. „Ich werde meine Gemahlin davon benachrichtigen — leben Sie wohl!" Er verneigte sich kurz und schritt davon, jede weitere Begleitung des Kommerzienrathes entschieden ablehnend.

Schnell glitt das leichte Gefährt durch die frühlingsbelebten Anlagen, in welchen Reiter und Reiterinnen lustig galoppirten und mit ihren Pferden nicht weniger kokettirten als mit ihrer Person selber. Eine glänzende Kavalkade sprengte an ihm vorüber. Die Dame, eine blendend schöne Erscheinung, mit vor Lust und Erregung gerötheten Wangen, wandte ihm flüchtig ihr Antlitz zu, aber ehe er den Hut berühren konnte, war sie schon vorübergejagt und hinter ihr der Schwarm ihrer Begleiter.

„Frau von Schierstädt," murmelte der Freiherr lächelnd und stellte im Geist die stolze, anmuthsvolle Gestalt seiner Gattin neben dieses üppige, strahlende Weib. „Sie zürnt uns, weil wir ihr unser Haus nicht gastlich geöffnet haben. Aber hat sie auch ein Recht, dieses zu verlangen? Ich halte meinen alten Namen für zu gut, um Gastrollen darauf geben zu lassen, viel weniger noch werde ich ihn dem Kommerzienrath als Aushängeschild leihen."

Der Wagen hatte die Promenade verlassen und rollte zwischen Häuserreihen dem Geschäftslokal des Juweliers zu. Leicht und

elastisch sprang der Freiherr aus dem Coupé und eilte in den Laden, wo alsbald die edelsten Gesteine vor ihm aufgehäuft lagen, ohne seinen Beifall zu finden.

„Was Sie haben, ist Alles schon hundertfach dagewesen, genau solche Smaragden kaufte ich schon einmal von Ihnen. Diese Amethysten sind auch nichts Neues — Altes in neuer Fassung, nichts weiter!“

„Ich kenne ja die Bijouterien der Frau Baronin,“ sagte der Juwelier in stiller Verzweiflung über die Ungenügsamkeit des vornehmen Käufers, „indessen diese Garnitur —“

„Das dunkle Haar meiner Gemahlin verträgt Rubinen nicht!“

„Himmel,“ rief der Kaufmann und schlug sich mit der Handfläche leicht an die Stirne, „da hätte ich bald mein bestes Schaustück vergessen! Freilich habe ich ein Diadem, welches zweifellos das schöne Haupt der Frau Baronin würdig schmücken wird.“

„Würdig?“ lächelte Herr von Derenthall. „Dann muß es eben etwas ganz selten Schönes sein!“

„Ganz recht, so wie diese bläulichen Brillanten —“

Der Freiherr stieß in der That einen leisen Ruf der Ueberraschung aus, als er den fraglichen Karton geöffnet in der Hand hielt. Feenhaft klar funkelten diese Steine, und doch lag eine Färbung darauf hingehaucht, wie sie das bläuliche Mondlicht über glitzernde Eisberge auszugießen pflegt.

„Nicht wahr, das ist etwas Herrliches?“ fragte der Juwelier gespannt.

„Den Schmuck kaufe ich,“ sagte der Freiherr mit stolzer Freude und schob das Etui sorgfältig in die Brusttasche seines Pelzrockes. „Nennen Sie mir den Preis!“

Es war eine enorm hohe Summe, die der Goldarbeiter nannte, nichts destoweniger ergriff Herr von Derenthall hastig die Feder, warf einige Worte auf das Papier, welche er mit kräftigem Namenszug unterzeichnete und reichte die Anweisung dem Juwelier hin. „Bringen Sie dieselbe zum Kommerzienrath Meyer!“

Froh, als wäre ihm selbst eine hohe Freude widerfahren, fuhr er nunmehr zu seinem Justiziar. „Es ist zwar Thorheit, sich jetzt mit finsteren Gedanken herumzuquälen,“ sagte er lächelnd zu sich selber, „indessen man soll ein gutes Werk nie aufschieben. Und ist

es nicht mein schönstes Recht, auch noch nach meinem Tode für Julianens Wohlergehen sorgen zu können, dieses herrlichen Weibes, dem nichts zur Vollkommenheit fehlt als ein weniger griesgrämiger Ehegemahl, dem ihre schönen Augen so oft strafend zulächeln. O, meine Liane, ich will mich ganz und voll zu Dir bekehren, will glauben, daß die Liebesbande nicht im Grabe vermodern, sondern wie der Geistesfunke dem Aether zueilen. Ich will wieder froh und glücklich sein!"

Diese und ähnliche Gedanken beschäftigten ihn noch, als er bei dem Notar eintrat. Eine Stunde später hatte er seiner Tochter die Hälfte seines Baarvermögens vermacht, welches jedoch bis zu ihrer Volljährigkeit oder Vermählung von der Mutter verwaltet werden sollte. Die andere Hälfte sammt den ihm angehörenden Besitzungen fiel Julianen unumschränkt zu, auch nicht das kleinste Legat ward davon abgenommen. Ja, auf die Frage des Notars, ob diese Bestimmungen auch dann Giltigkeit behalten sollten, falls die Baronin eine neue Ehe einginge, zuckte es nur flüchtig um seinen Mund. „Ja, auch dann! Ich will, daß meine Gattin stets glücklich sei!"

In gehobener Stimmung kehrte er nach Hause zurück. Unten an der Thüre hielt das Coupé des Professors Elmreich, der seine Morgenvisite abstattete.

„Der gute Elmreich drischt leeres Stroh," sagte der Freiherr aufgeräumt. „Ich möchte wissen, wen von uns er seinen Patienten nennt? Mich ganz gewiß nicht!"

Sorgsam fühlte er nach der Brusttasche, in welcher das kostbare Etui verborgen lag, nahm es in die Hand und eilte zur Verwunderung der Dienerschaft leichtfüßig wie nie zuvor die Treppe hinauf in sein Zimmer. Dort angekommen, setzte er sich vor seinen Schreibtisch, um die neue Errungenschaft nochmals zu prüfen und nachzugrübeln, wie er das Geschenk am liebenswürdigsten seiner Gattin überreichen könnte.

Leise Klängen drangen dabei an sein Ohr, die der Wind spielend verwehte. Der Freiherr achtete nicht darauf, er war versunken in den Anblick der bläulich schimmernden Steine. — Die Klänge kamen näher, schon trafen einzelne klare Töne das Ohr des Träumenden. Er wiegte unwillig das Haupt.

Wieder verstärkten sich die Töne, sie schwammen nicht mehr einzeln daher und verklangen spurlos, sie reihten sich aneinander, undeutlich zwar, aber doch melodisch verbunden. Der Arm des Freiherrn sank herab, sein Antlitz starrte düsterer. Warum legt sich seine Stirne in Falten? Weshalb drückt er seine Hand so grimmig in das todte Gestein?

Horch! Wie es laut aufschallt!

Eine Abtheilung Soldaten kehrt von ihrem Frühmarsch zurück und durchzieht die Straße mit fröhlicher Musik. Die Hörner schmettern und die im Tritt mitmarschirenden Knaben singen mit ihren hellen Stimmen:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen besser'n find'st Du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

„Einen besser'n findst du nit!“ Die Züge des Freiherrn verziehen sich zu furchterregendem Ausdruck, sein dunkles Auge sprüht Gluth und Flammen, gegen welche der Glanz der Demanten erlosch. Er preßt die geballte Faust gegen seine todtblasse Stirne, von welcher der Friede längst geschieden ist. Angst und Verzweiflung, Furcht und Haß jagen ihn vom Sessel auf und treiben ihn ruhelos in dem Gemach umher.

Und drunten jetzt dicht vor dem Fenster singen die schallenden Kinderstimmen:

Will mir die Hand noch reichen,
Dieweil ich eben lad'.
Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib' du im ew'gen Leben
Mein treuer Kamerad.

„Im ew'gen Leben!“ Große Schweißtropfen perlen auf der Stirne des Freiherrn, krampfhaft schüttelt er die Faust gegen die Urheber seiner Qual. Umsonst, sie wiederholen unbekümmert ihr Lied.

Da erfaßt ihn namenlose Wuth. Will er Jemand zurückscheuchen, daß er die Arme drohend von sich streckt? „Weiche!“ ruft er laut und sein gepreßter Athem dringt rauh aus der Brust empor. „Du sollst weichen!“

Vergebens. Der Alp will nicht wanken, er klammert sich mit eigensinniger Macht nur noch fester an das Herz des Freiherrn.

Hin stürzt er zum Tische und ergreift das kostbare, herrliche Pfand seiner Liebe — ein mächtiger Wurf, und es liegt hingeschmettert am Boden und sein scharfer, greller Klang mischt sich unheimlich mit dem matten Stöhnen des besinnungslos Niedersinkenden.

Fünftes Kapitel.

Monika Hellmer hatte sich im Musiksaal vor den Flügel gesetzt und probirte die Noten, welche sie sich zuvor aus der Musikalienhandlung geholt. Ihre Finger glitten gewandt über die Tasten und zauberten frische, helle Melodien hervor, die so recht eigentlich zu der Lenzesfreudigkeit paßten, welche warm und sonnig ins Fenster schien.

Aber mitten im Spiel unterbrach sie sich, als sie drunten einen Wagen vorfahren hörte; neugierig sprang sie auf und schaute hinab. O, wie gut sie den Mann wieder erkannte, der dem Coupé entstieg! Eine feine Röthe überzog ihre Wangen — Monika schämte sich ihrer Gedanken, welche die Freifrau um diesen Besuch beneidet hatten.

Wie ein gescholtenes Kind ging sie gesenkten Hauptes zum Flügel zurück, aber wie sehr sie sich auch bemühte, aufzupassen, die Noten schienen plötzlich in eben so viele Köpfe verwandelt zu sein, die sich zum Verwechseln ähnlich sahen, und die schwarzen Striche daran in eben so viele dunkle Backenbärte. Es war die wundersamste Sinnestäuschung und für Monika die angenehmste.

Das junge Mädchen horchte im Spielen auf, sie hörte Schritte durch das angrenzende Gemach kommen. Sollte die Baronin schon zurückgekehrt sein? Die Thüre ward geöffnet — Monika's Herz klopfte gewaltig — wenn sie sich nicht vor dem fremden Manne geschämt hätte, würde sie aufgesprungen und davongelaufen sein. Sie versuchte das angefangene Frühlingslied unbefangen zu vollenden, aber die Finger sanken allmälig von den Tasten herab, sie wandte schüchtern den Kopf nach der Thüre.

Leonhard Elmreich trat näher und grüßte sie freundlich. „Verzeihen Sie, wenn ich unberufen die Musen aus diesem Saal ver-

scheuche, aber ich bin durch den Ausflug der Frau Baronin genöthigt, Sie zur Dolmetscherin einer Verordnung für Hildegard zu machen. Wollen Sie dieselbe freundlichst ausrichten?"

„Gewiß, sehr gern," flüsterte Monika, ohne aufzusehen, indem sie sich erhob und ihre Noten zusammenzulegen begann.

„Die kleine Hilda klagte gestern über Halsschmerzen. Uebergeben Sie dieses Fläschchen der Frau Baronin, mit seinem Inhalt soll die schmerzende Stelle im Halse eingepinselt werden. Zwei- bis dreimal täglich, nicht öfter. Haben Sie mich verstanden?"

„Vollkommen, Herr Professor!"

„Ich danke Ihnen schon im Voraus! Hier ist das Fläschchen, hier der Pinsel dazu!" Er setzte Beides auf den Flügel und machte eine Bewegung, als wolle er sich verabschieden, blieb aber trotzdem stehen und sah das junge Mädchen freundlich an. „Ich will die Gelegenheit benutzen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, wenn schon diese frischen Farben meine Vorsicht überflüssig heißen!"

„Ich bin noch nie krank gewesen," sagte Monika mit einem allerliebsten Anflug von Heiterkeit.

„Noch nie? Da sind Sie wahrlich zu beneiden! Eigentlich freilich sollte es mir leid thun, wenn Sie niemals meine Hilfe in Anspruch zu nehmen in die Lage kämen. Aber es giebt Viele, die sich vor dem bloßen Namen ‚Doktor' fürchten, glauben Sie?"

„Ich habe die Aerzte früher auch nicht leiden können," fuhr es dem jungen Mädchen schnell heraus. Im nächsten Augenblick stand sie blutübergossen vor dem lächelnden Mann und wagte nicht aufzuschauen.

„Wirklich? Das war aber sehr grausam! Darf man fragen, woher diese Antipathie stammte?"

„Ach, es war eine schlechte Angewohnheit meiner Tante, mich für begangene Unarten einzuschüchtern, statt zu strafen! Sie hob dann den Finger und wies nach der schwärzesten Ecke des Gemaches. ‚Warte nur, gleich wird der Dok—'" Hier hielt Monika inne und wagte es, mit scheuem Blick den Professor zu streifen, der nur mit Mühe seinen Ernst bewahrte.

„Nun, wer denn? Das muß ich durchaus wissen!"

„Der Doktor kommen," ergänzte Monika leiser, wobei sie zweifelhaft die Wirkung ihrer Worte beobachtete.

Elmreich brach in ein lautes Lachen aus. „Das ist köstlich! Sie haben sich also vor mir wie vor dem „schwarzen Mann" gefürchtet? Wie hat Ihre Phantasie sich denn solch' ein Doktorgespenst ausgemalt? Gewiß mit Hörnern und Klauen! Betrachten Sie mich einmal, ob ich solche Dinge an mir trage!"

„Ich glaube es ja jetzt nicht mehr," sagte Monika, gleichfalls lachend.

„Nicht? Das ist ein Trost! Aber Sie müssen diesen Trost verdoppeln, denn Sie haben meine Berufsgenossen zu arg mitgenommen. Gestehen Sie, daß es unter den Aerzten sogar ganz liebenswürdige Menschen giebt, wenigstens geben könnte nach Ihrer besseren Erfahrung!"

„Ach, es war ja eine Thorheit, mich so etwas zu lehren!" rief sie übermüthig, und plötzlich zum tiefsten Ernst übergehend, sagte sie leise: „Wenn meine Mutter gelebt hätte, würde sie es nie geduldet haben!"

„So lange sind Sie schon Waise?" fragte der Professor theilnehmend. „Dann sind wir Schicksalsgenossen, auch ich war schon in frühester Kindheit mutterlos!"

„Das ist sehr traurig!" Es klang so sanft, als wollte sie ihn trösten, wenigstens erhob sie jetzt zum ersten Mal den Blick und schaute ihn mit ihren blauen Kinderaugen voll und offen an.

„Gewiß! Aber wenn es wahr ist, daß Sie Vertrauen zu mir haben könnten, so erzählen Sie mir etwas von Ihrer Vergangenheit — mir scheint, sie war nicht mit Rosen geschmückt!"

„Ach, nein!"

„Armes Kind! Ja, das Leben spielt manchmal wunderlich mit uns. Würde es Ihr Gemüth nicht erfreuen, wenn Sie Jemand wüßten, der Antheil an Ihrem Geschick nähme?"

„Wie sollte das zugehen? Alle meine Verwandten sind todt."

„Aber die Lebenden?" fragte er, und seine sonore Stimme nahm einen weicheren Klang an.

„Daran habe ich noch gar nicht gedacht — wirklich, gar nicht!" rief sie lebhaft, als habe der Professor ihr die größte Neuigkeit erzählt. „Ja, wenn ein Mensch sich für mich interessiren könnte, die Frau Baronin vielleicht — aber das wäre in der That zu viel

gewünscht! Bin ich doch ohne mein Verdienst zu dem Glück ihrer Protektion gelangt!“

„Ich freue mich dessen mit Ihnen!“ Er machte einen Versuch, sich nun loszureißen, aber er blieb noch einmal stehen. „Sie vermissen also jetzt gar nichts?“

Monika sah ihn eine kurze Zeit nachdenklich an, dann sagte sie leise: „Ein befreundetes Herz, dem ich es mittheilen kann, wie glücklich ich bin!“

„Wo suchen Sie es?“ Elmreich trat ihr einige Schritte näher, so daß der Saum ihres Gewandes ihn berührte. „Nur nicht zu weit!“

„Ich weiß es gar nicht!“ flüsterte sie befangen.

„Wenn es vor Ihnen stände? Wenn der einst verhaßte Doktor sich zu diesem begehrten Freund anböte, würden Sie ‚Ja!‘ sagen?“

„Sie?“ rief Monika laut und heftig. „Ah, Herr Professor, das wäre zu viel Ehre!“

„Für mich, meinen Sie? Nun also, meine Zeit ist karg gemessen und ich habe schon zu viel von diesem kostbaren Gut hier verplaudert — wollen Sie die Freundeshand annehmen, die ich Ihnen jetzt aus vollem Herzen anbiete und entgegenstrecke? Wollen Sie?“

Er hielt ihr seine Rechte entgegen, aber sie zögerte noch, die ihre hineinzulegen.

„Nur Muth, Fräulein Hellmer! Sie vertrauen mir alle Ihre Freuden an, aber noch schätzenswerther und ehrenvoller für mich würde ich es finden, wenn Sie mir auch Ihren Kummer nicht verheimlichen wollten, falls sich 'mal solch' ein trübes Wölkchen über Ihren Himmel stehlen sollte!“

Sie lag schnell in der seinen, diese runde, weiche Kinderhand, die er sanft drückte. „Abgemacht!“ sagte er scherzend, aber ein tiefer Ernst klang durch den heiteren Ton. „Und nun lassen Sie sich nicht länger abhalten, Ihre Frühlingsphantasien auszuplaudern. Vergessen Sie auch die Bestellung an Frau von Derenthall nicht! Auf Wiedersehen!“

Er hatte lange den Saal verlassen, als Monika noch immer auf derselben Stelle stand und unbeweglich die Hand betrachtete, welche in der seinen geruht. „Es kann sein Ernst nicht gewesen sein!“ flüsterte sie, nachdem sie sich jedes seiner Worte zum dritten Male wiederholt hatte. „Uebrigens wird sein Anerbieten ja doch

niemals praktischen Werth für mich haben," fuhr sie mit reizendem Schmollen fort. „Ich kann doch nicht zu ihm gehen, um ihm diese oder jene Kleinigkeit, die mich just bedrückt oder erfreut, anzuvertrauen, und hierher — ach, dieses Beisammensein war nur Zufall, der sich gewiß nicht wiederholen wird! Am besten ist es, ich vergesse das Ganze, sonst werde ich zerstreut!"

Sie nahm ihren Platz vor dem Flügel von Neuem ein und versuchte sich in die jubelnden Klänge hineinzudenken, als sich abermals Schritte näherten. Müde, schlürfende Schritte, als ob Jemand mit Anstrengung sich aufrecht halte, um unter einer drückenden Last nicht zu Boden zu sinken.

Lautlos ward die Thür geöffnet. Monika warf einen Blick in den seitwärts aufgerichteten Spiegel — und erbebte.

Der Freiherr blieb am Eingang stehen, während Monika sich erhob, ihm den schuldigen Morgengruß zu bringen; ein Gefühl der Angst und Furcht bemächtigte sich ihrer beim Anblick dieses gramdurchfurchten Antlitzes und machte ihr ein Lächeln fast unmöglich.

„Warum spielen Sie nicht weiter?" fragte er endlich mit trübem, zerstreutem Blick. „Es ist kein angenehmes Gefühl, sich mit Stillschweigen empfangen zu sehen!"

„Wenn Sie befehlen, Herr Baron!" Monika wandte sich gehorsam um.

„Sehen Sie den herrlichen Sonnenschein draußen? Es gab eine Zeit, wo ich nicht müde wurde, sein Lob zu singen: Wie scheinst Du mir ins Herz hinein! Aber es ist lange, lange her — meine Stimme ist seitdem heiser geworden," fügte er mit hartem Lächeln hinzu.

„O, wie schade!" beeilte sich Monika zu sagen.

„Schade? Ja, ganz recht, es ist schade! Aber wer hat am meisten dadurch verloren? Ich, ich ganz allein!" — Er strich mit seiner schlanken, weißen Hand die dunklen Haare aus der Stirne und athmete tief auf. „Warum spielten Sie vorhin nicht weiter? Ich kam eigentlich nur von Ihren Tönen angelockt!"

„Ich werde sogleich fortfahren —"

„Ja, noch Eines! Ist Ihnen niemals der Gedanke gekommen, Andere zu beneiden?"

„Nie!" sagte Monika aufrichtig.

„Ich wollte Sie auch gewarnt haben, nach dem Schein zu urtheilen. Kennen Sie das weise Wort, Niemand vor seinem Tod glücklich zu preisen? Es liegt eine bittere Ironie in dem Ausspruch. Verstehen Sie dieselbe?"

„Nein!" erwiderte sie hoch erröthend.

Er sah sie einen Augenblick finster an. „Wollen Sie vielleicht wagen, Jemanden nach seinem Tode glücklich zu preisen? Beantworten Sie mir die Frage," sagte er strenge.

„Ich denke, ja," flüsterte sie bange.

„Sie denken, ja! Das ist mir der beste Beweis, daß Sie überhaupt noch niemals daran gedacht haben. Wissen Sie, was den Geschiedenen erwartet, sei es droben oder drunten, gleichviel, wohin Ihr Glaube den befreiten Geist versetzt? Können Sie das wissen? Nun denn, kein Glück hier, kein verbürgtes dort — wozu denn das Wort überhaupt, wenn man nicht daran glauben darf?"

„Ich glaube daran," sagte Monika bescheiden, aber fest, und ihre Gedanken streiften unwillkürlich die Stunde, welche sie eben an Elmreichs Seite verlebt.

Herr von Derenthall lächelte bitter. „Ich habe auch daran geglaubt! Spielen Sie jetzt weiter," sagte er gebieterisch, indem er sich in einen der Sessel warf, die im weiten Halbkreis den Flügel umstanden.

Monika hatte kaum begonnen, als hinter ihr ein vernehmliches „Halt!" laut wurde — erschrocken wandte sich das junge Mädchen um und sah den Freiherrn unwillig zu ihr hinüberblicken.

„So war es nicht gemeint, nicht diesen Singsang wollte ich von Ihnen hören! Wenn ich durstig bin, so kann mich ein glitzerndes leeres Gefäß nicht befriedigen, und in diesem Tongeklingel war in der That nichts enthalten. Eine Elegie will ich hören!"

Monika entfärbte sich vor Angst über den ihr anbefohlenen Ungehorsam. Aber Herr von Derenthall war nicht gewohnt, etwas zweimal zu wiederholen, sein erneutes „Bitte" klang demnach wie ein Befehl.

Ach, Monika wußte selbst nicht, was für Tasten ihre zitternden Finger griffen, aber es klang wunderbar süß und traurig zugleich, als wandele ein müdes Herz zwischen Gräbern dahin, wo grüne Tannenbäume und schlanke Trauerweiden sich über zerfallene Denk-

steine neigen, wo die Abendsonne in den Kelchen weißer Rosen funkelt, deren Thautropfen Thränen gleich auf die stillen Hügel fallen, wo der Wind in langgezogenen Orgeltönen durch die Baumwipfel streicht und die Grashalme sich wie im Traum wiegen, wo der Engel des Friedens mit den Dämonen der Verzweiflung kämpft und der Epheu seine Ranken kühlend um heiße verweinte Augen schlingt.

Schnell ward die Thür geöffnet. Juliane erschien auf der Schwelle. Ihr erster Blick galt zürnend der ungehorsamen Spielerin, ihr zweiter dem Gemahl. Tief in die Polster zurückgelehnt, das Haupt in dem aufgelegten Arm vergraben, saß der Freiherr regungslos da. Hastig trat Juliane zum Flügel, wo Monika thränenden Auges zu ihr aufsah.

„Verzeihung, gnädige Frau, Herr von Derenthall hat mir zweimal ausdrücklich anbefohlen, etwas Elegisches zu spielen! Ach, ich bin sehr unglücklich, gegen Ihr Verbot gehandelt zu haben!"

Juliane konnte wieder lächeln. „Thörichtes Kind, weshalb bitten Sie mich um Verzeihung, wenn Sie dem Befehl meines Gemahls nachkamen? Sie haben sehr Recht gethan, die Wünsche des Freiherrn zu respektiren!"

„Das dachte ich auch!" sagte Monika aufathmend.

„Spielen Sie das Stück nun zu Ende!" Sie strich leicht über die glühende Wange des Mädchens und trat dann zu ihrem Gemahl. Doch in dem Maße, wie sie sich dem Sessel näherte, entschwand das gütige Lächeln und machte einer tiefen Bekümmerniß Platz. Zuletzt blieb sie mit gefalteten Händen vor ihrem Gatten stehen.

„Alexander!"

Er regte sich nicht.

„Alexander!" wiederholte sie mit einem Tone, der unwiderstehlich zärtlich klang.

Der Freiherr regte sich wie im Traume und schüttelte matt die Hand, als wolle er eine unliebsame Störung von sich abweisen.

„Woran denkst Du, Alexander?" fragte Juliane, sich niederbeugend und ihre weißen Finger sanft auf sein dunkles Haar drückend.

Er fuhr jäh empor, so daß ihre Hand von der stürmischen Bewegung zur Seite geschleudert wurde. Todesblässe bedeckte seine Züge, die um Jahre gealtert zu sein schienen. Von der ungewohn-

ten Lage verwirrt hingen seine sonst so sorgfältig geordneten Haare lose und unordentlich über seine Stirne, was den düsteren Eindruck noch vermehrte.

„Was willst Du hier? Weshalb rufst Du mich?“ fragte er rauh.

Sie warf einen Blick auf Monika, die unbekümmert fortspielte, dann trat sie dicht zu ihm und sagte bedeutungsvoll: „Hast Du Ursache, verstimmt zu sein?“

„Nein, nein, aber geh'!“ rief er ungeduldig. „Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich darum, geh'!“

Sie lächelte wieder. „Nun, dann freilich muß ich mich fügen, aber sehr schmerzlich wird es die arme, kleine Hildegard empfinden, daß ihr Papa durchaus keine Zeit für uns übrig hat!“

Wie er bei diesen Worten elastisch aufsprang und das wirre Haar aus dem Antlitz strich, welches in neuer Lebensfrische zu leuchten begann! „Liane!“ rief er aus und stieß den Sessel zurück, während er sie umschlingen wollte, die sich ihm scherzend entzog und laut Monikas Namen rief.

Das junge Mädchen kam eilig näher. Welch' ein Bild vollkommener trauter Gattenliebe stellte sich ihren Augen dar! Sie begriff die Metamorphose nicht, die den Freiherrn plötzlich in den liebenswürdigsten Mann verwandelt hatte.

„Fräulein Hellmer, mein Gemahl will sich bei Ihnen für den Genuß bedanken, den ihm Ihr Spiel verschafft hat!“

„Gewiß,“ fiel er verbindlich ein, „ich höre diese melodischen Klagen sehr gern, aber sie taugen nicht für die Stimmung, besonders meine nervöse Natur wird leicht überreizt dadurch. Die Baronin hat ganz Recht, man soll sich nicht unnöthig zur Melancholie hinneigen; aber es war ganz meine Schuld. Sie sind eine große Künstlerin auf den Tasten, Fräulein Hellmer!“

Im Vorsaal ließen sich trippelnde Kinderfüßchen hören.

„Papa, Papa! Guten Morgen, Papa!“ rief Hildegard mit jubelnder Stimme und sprang auf den Freiherrn zu, der sie entzückt vom Boden aufnahm und mit leidenschaftlicher Inbrunst an seine Brust drückte. Sie ließ sich seine Liebkosungen gern gefallen und legte ihre beiden runden Aermchen fest um seinen Hals.

„Papa, die arme Hilda hat gestern Halsweh gehabt!“ flüsterte sie ihm zutraulich ins Ohr.

Der Freiherr fuhr auf. „Was sagst Du, mein Engel? Ist's wahr, Liane, leidet sie? Was ist das dort für ein Fläschchen auf dem Flügel?"

Monika trat zu der Baronin. „Professor Elmreich war hier und übergab mir diese Mixtur zum Einpinseln des Halses!"

„Hilda," rief Herr von Derenthall und sah mit fieberhafter Zärtlichkeit auf sein Kind, „Hilda, Du darfst nicht krank sein!"

„Aber, bester Alexander," mischte sich Juliane ein, „Du siehst ja, die Kleine ist heute wieder so munter wie ein Fisch im Wasser und bedarf der Medizin gar nicht mehr. Fräulein Monika, bringen Sie dieselbe in mein Zimmer, damit ich sie einschließen kann!"

Monika gehorchte und entfernte sich.

Der Freiherr setzte sich wieder in den Sessel und nahm sein Töchterchen vor sich auf den Schooß. „Sage mir, Liebchen, wo thut es Dir weh?"

„Hier und hier." Dabei tippte sie mit ihrem kleinen Finger auf alle Stellen ihres Körpers und machte ein halb klägliches, halb verschmitztes Gesicht dazu.

„Hier auch?" fragte ihr Vater und berührte sanft die rosige Ohrmuschel.

„Da auch," nickte Hilda.

„Aber hier nicht!" fiel Juliane ein und berührte dieselbe Stelle noch einmal scherzend.

„Nein, da nicht!" versicherte sie ganz ernsthaft.

„O, Du mein guter Engel!" rief der Freiherr in lebhaftes Entzücken ausbrechend und preßte das reizende Kind mit überströmender Zärtlichkeit an sein Herz. Abbittend und reuevoll streckte er auch seinem Weibe die Hand entgegen.

„Liane, sei edler als ich!"

Sie beugte sich schnell zu ihm nieder und küßte seine bleiche, gedankenschwere Stirne.

Sechstes Kapitel.

Es dämmerte. Leichte Abendwinde hatten die Wolkendecke am Himmel zerrissen und gestatteten der bleichen Mondsichel droben

einen Einblick in jenes Erkerzimmer, in welchem Gerhardine von Schierstädt der Ruhe pflegte

Es war ein üppig ausgeschmücktes Gemach mit schweren wallenden Vorhängen von leuchtend rother Farbe, dessen Luft durch Jasminparfüm einen fast betäubenden Wohlgeruch athmete In der Ecke neben dem Kamin, in welchem hie und da noch rothe Flammen aufzuckten und gierig an dem Eisenrost emporleckten, saß ein zahmer Kakadu auf seiner Stange und schlief, zu seinen Füßen hingestreckt lag das perlgraue Windspiel und träumte. Nichts war vernehmbar in dem Gemach als die Athemzüge jenes schlummernden Weibes auf dem purpurrothen Divan.

Keine angenehmen Phantasiegespinnste mußten ihren Geist umgaukeln, bisweilen zuckte es wild und schmerzlich über die vollen rothen Lippen und die herabgesunkene Hand ballte sich zornig zusammen. Inzwischen war es ganz dunkel im Zimmer geworden; desto heller schien der Mond durch die hohen Bogenfenster und malte wunderlich verzerrte Schatten auf den Fußboden. Da erwachte Gerhardine.

Hastig sprang sie auf, und als ob die regungslose Stille sie beängstige, rief sie den Kakadu laut bei Namen — er rührte aber nur leise die Flügel. Auf ihr heftiges, wiederholtes Klingeln erschien endlich ihre Jungfer Lisette.

„Was soll das heißen?“ herrschte sie ihr entgegen. „Weshalb läßt Du mich bis in den Abend hinein schlafen? Siehst Du nicht, daß es stockfinster draußen geworden ist?“

Lisette zuckte verstohlen geringschätzig die Achseln

„Zünde die Lampe dort an und entferne Dich! —“

„O,“ rief die schöne Frau, als sie allein war, „wie herzlich satt bin ich dieses Lebens! Weshalb kommt er nicht, der Uebermüthige? Ließ ich ihm doch zweimal mein Unwohlsein melden! O, der große Mann, der berühmte Arzt, hat ja das Recht, ungezogen zu sein, man muß es gar für eine Gnade halten, wenn er unserer unbedeutenden Persönlichkeit die Ehre seiner Behandlung angedeihen läßt. Ich möchte ihn hassen, diesen aalglatten, unnahbaren Aeskulap!“

Sie stampfte zornig mit dem Fuße auf, ergriff die Lampe und eilte zum Spiegel.

„Was vermißt er an diesem Antlitz? Mangelt meinem Auge

Glanz oder strahlt es ihm zu lebendig? Alle meine Künste gleiten wirkungslos an ihm ab. Mich läßt er warten, während seine hochmüthige Freundin Juliane nur zu winken braucht, ihn an ihre Seite zu fesseln! O, wie hasse ich sie, die zu stolz war, Notiz von mir zu nehmen, als ich stundenlang im Konzertsaal neben ihr saß! Brachte sie eine Entschuldigung vor, daß sie meinen persönlichen Besuch mit ein paar elenden Karten erwiderte — um mich später zu ignoriren?"

Sie setzte die Lampe auf den Tisch zurück. „Das Verdrießlichste an der Sache ist, daß ich gezwungen bin, diesen Abend wie eine Nonne zu verleben. Habe ich mich doch sterbenskrank gemeldet. Wenn er mich da plötzlich im Ballsaal träfe, haha — dann wäre die ohnehin dünne Freundschaft gleich zu Ende!" Sie horchte. „Er kommt! Noch einen schnellen Blick in den Spiegel — die Blässe steht mir vortrefflich. Eine richtige Beleuchtung wird das Uebrige thun!"

Sie schob einen rothen Schleier über die Lampenglocke und warf sich dann in schmachtender Stellung auf die Chaiselongue, wo ihre weiße Gestalt sich in traumhafter Klarheit von dem purpurnen Hintergrund abhob.

Leonhard Elmreich war von der mystischen Beleuchtung und dem sehr geschmackvollen Arrangement der Scene einigermaßen frappirt.

„Kommen Sie doch endlich?" lächelte ihm Gerhardine matt entgegen. „Ich glaubte schon, Sie hätten mich ganz vergessen, Herr Professor!"

„Es klingt für einen Arzt etwas sonderbar, sich bei seinen Patienten mit einer Entschuldigung einzuführen, aber ich bin heute so dringend in Anspruch genommen worden, daß mir zur Erledigung leichterer Fälle jetzt erst Muße ward!"

„Leichtere Fälle?" sagte die schöne Frau etwas scharf, ohne ihre halbgeschlossenen Augenlider um Haaresbreite weiter zu öffnen. „Wer sagt Ihnen denn, daß ich nicht ernstlich krank bin?"

„Daß Sie nicht wirklich erkrankt sind, braucht mir Keiner zu sagen, gnädige Frau, so viel Scharfblick besitze ich selbst," erwiderte Professor Elmreich lächelnd, indem er sich einen Sessel an das Ruhebett rollte und an Gerhardinens Seite Platz nahm.

„Nun, dann lassen Sie sich sagen," entgegnete sie, „daß ich heute Nacht ein Nervenfieber befürchtete, so schlugen meine Pulse

und jagten das Blut förmlich durch meine Adern. Ich glaubte den Schlag meines Herzens in der Stube widerhallen zu hören."

„Da haben Sie gestern wahrscheinlich in der Erhitzung ein kaltes Getränk genossen — oder zu viel getanzt," sagte er ruhig.

„Nein, ich tanzte gestern zum Beispiel gar nicht, weil ich anfange, melancholisch zu werden!"

„Wirklich?"

„Ja, mir ist das Leben eine Last, ich möchte am liebsten sterben!"

Das ironische Lächeln des Professors bemerkend, fuhr sie sanfter fort: „Vielleicht kommt diese sonderbare Beängstigung von dem ungewohnten Leben in der Stadt. Ich fange an zu glauben, daß es ein Mißgriff war, meine Besitzungen im ersten Rausch der Unabhängigkeit verkauft zu haben!"

„Ganz gewiß!"

„Glauben Sie?" fragte sie mit träumerischem Blick. „Ach, wie anders athmete ich damals die Segnungen des Frühlings ein! Damals erfreute mich ein Schmetterling, wenn er heiter durch die lauen Lüfte gaukelte, ein Gänseblümchen, wenn es schüchtern den Lenz im Grase begrüßte." Ihre Stimme nahm einen immer bestechlicheren Klang an, der seine Wirkung auf Elmreich nicht verfehlte und ihn an ein tieferes Empfinden glauben ließ, als er Gerhardinen bisher zugetraut. „Sie müssen nach diesem Bekenntniß wähnen, dieser wunschlose Friede sei aus der Quelle häuslichen Glückes geflossen. O nein," hauchte sie noch leiser, „mein Herz hat nie eine Sprache geredet, wie sie dem Dichter des Hohenliedes vorgeschwebt hat — es war stumm für Andere, nur sich allein verständlich! Da erfaßte mich denn zuweilen eine namenlose Angst, ob es vielleicht schon erstorben sei in der jahrelangen Qual einer unwürdigen Gefangenschaft, ob ich niemals das Entzücken empfinden sollte, das — Liebe verleiht!".

Die letzten Wote wurden nur flüsternd hingehaucht, wobei sie den verschleierten Blick nicht von der Zimmerdecke löste.

„Glauben Sie nun genugsam über meinen Zustand orientirt zu sein, um mich nicht mehr zu den eingebildeten Patienten zu zählen?" fragte sie nach einer Pause.

„Vollkommen, meine gnädige Frau! Ich habe ähnliche Fälle

schon oft erlebt," fuhr er ziemlich laut fort, „wo junge, schöne Frauen sich über todte Herzen beklagten, die kurze Zeit darauf ein glückliches, lebhaftes Auferstehungsfest feierten. Ich bin jetzt ganz mit mir im Klaren, daß Ihnen eigentlich — gar nichts fehlt, gnädige Frau!"

„Wie, Herr Professor?" rief die schöne Frau, mit dem gereizten Ton etwas aus der Rolle fallend. „Habe ich umsonst gesprochen?"

„Keineswegs! Mich will in der That bedünken, als fehlte Ihnen ein Etwas zu Ihrer Gesundheit — ein sehr kostbares Etwas."

„Ah, endlich! Und dieses Etwas?"

„Heißt Beschäftigung! Gewinnen Sie es einmal über sich, Ihren eingebildeten Trübsinn zu vergessen und dorthin zu schauen, wo wirkliches Elend Ihnen die Arme öffnet, so werden Sie einsehen, wie unendlich gütig das Schicksal ist, welches Ihren Lebensweg so gezeichnet hat, wie er vor Ihnen liegt!"

„Ich soll in die Hütten und Schmutzstätten der Armuth hinabsteigen, um Lebensfrohsinn zu gewinnen?" lachte Gerhardine gezwungen. „Mir graut schon, wenn ich diese lebenden Bilder des Mangels und des Lasters an mir vorüberschleichen sehe, niemals würde ich mich freiwillig in ihre Nähe wagen!"

„Es war nur ein bescheidener Vorschlag, dessen Ausführung Ihnen völlig anheimsteht," sagte er kühl.

„Nein, Herr Professor, denken Sie etwas Anderes aus, ich kann nicht thun, was Sie verlangen, ich bin keine Heilige!" rief die schöne Frau und richtete sich halb aus ihrer liegenden Stellung empor. „Haben Sie jemals der Freifrau von Derenthall diesen Vorschlag gemacht?"

„Frau von Derenthall ist der gütige, unsichtbare Schutzgeist vieler verschämter Armen, die zu stolz wären, offenkundige Gaben der Barmherzigkeit zu empfangen. Es gehört der feine, sichere Takt der Baronin dazu, dergleichen offene Wunden zu heilen, ohne ihnen durch die geringste Berührung Schmerz zu verursachen!"

Gerhardine biß sich auf die Lippen. „Und mir, der weniger Zartfühlenden, muthen Sie eine stärkere Dosis Nächstenliebe zu?"

„Gnädige Frau, ich bin äußerst erstaunt, mich so falsch verstanden zu sehen; wenn mein Anblick Sie zu solchen Mißdeutungen hinreißt, so ist es besser —"

„Nein, bleiben Sie!“ rief Gerhardine und vergaß ihre Schwäche so vollständig, daß sie heftig aufsprang. „Es ist nicht Aerger, der aus mir spricht, es ist Neid!“

„Neid?“ fragte er noch erstaunter.

„Ahnen Sie es nicht? Neid gegen Ihre zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit an den Tag erhobene Freundschaft für jene Familie!“

„Ich bin dort nicht sowohl Arzt als Freund! Was den Ersteren anbelangt, so behandle ich niemals die Person, stets nur die Sache.“

Die Ruhe des Professors versetzte Gerhardine immer mehr in Feuer. „Ich will aber auch meiner Person wegen mit Interesse behandelt werden, ebenso wie ich es niemals erlernen würde, nur Ihre Bedeutung als Arzt anzuerkennen und nicht auch die Vorzüge des — liebenswürdigen Mannes!“

Sie sind wirklich zu gütig,“ sagte Elmreich lächelnd, „Sie beschämen mich in der That!“

„Genug der Fehde, wir wollen für heute Frieden machen,“ sagte sie scherzend. „Und damit Sie sehen, daß es mir Ernst darum ist, wollen wir Brod und Salz miteinander verzehren!“ Sie erhob sich und schritt zum Tisch, wo sie leicht auf die Klingel schlug. Lisette trat ein. Gerhardine rief ihr ein paar Worte entgegen, worauf dieselbe eilfertig verschwand.

Leonhard Elmreich hatte sich gleichfalls erhoben und trat zu der schönen Frau. „Es ist mir sehr bedauerlich, daß meine Zeit gerade heute so knapp bemessen ist — jede Minute, die ich hier unnütz zubringe, ist ein Raub an meinen Patienten.“

Sie schüttelte lächelnd das Haupt, um welches ihre aufgelösten Haare wie ein Schleier niederfielen. „Davon lasse ich jetzt nichts gelten! Ich will Sie auch gar nicht als Arzt hier behalten, weit entfernt, Sie haben mir ja zur Genüge dargelegt, daß mein Leiden eingebildet und nichtsbedeutend sei — was sollte ich also mit dem Manne der Wissenschaft anfangen? Aber mein Gast sollen Sie sein! Dagegen hat Ihr ärztliches Gewissen doch hoffentlich nichts einzuwenden?“

„Ich gebe mich gefangen,“ erwiderte er nicht ohne Zwang, da er, ohne unartig zu sein, dieser liebenswürdigen Frau keinen Korb geben konnte.

„Nun, das ist hübsch von Ihnen! Jetzt kann ich mir ja einmal einbilden, ich sei die Frau von Derenthall, deren Gast Sie so oft sind!“ Gerhardine entfernte schnell den überflüssig gewordenen Lampenschleier und lud den Professor ein, neben ihr Platz zu nehmen.

Er that es, während er mit feinem Lächeln sagte. „Ein Kontrakt wird von zwei Kontrahenten gleichzeitig aufgestellt; meine Bedingung, die einzige, welche ich an die Ceremonie des Salz- und Brodessens knüpfe, ist die, daß der Name dieser von mir hochgeachteten Familie nicht wieder erwähnt werde.“

Zum Glück trat hier Lisette mit einem Präsentirbrett ein, auf welchem zwei mit starkem Kaffee gefüllte Tassen, eine Schale Zucker und eine Rumflasche sich befanden. Sie setzte dieses Alles mit graziösem Knix vor ihrer Herrin nieder und verschwand.

Frau von Schierstädt erhob sich alsbald und deutete neckisch auf das kleine Tablet. „Was glauben Sie wohl, daß ich Ihnen kredenzen werde? Ja, sehen Sie sich die Mischung nur erstaunt an — es ist dies mein Leibgetränk, welches ich Abends zuweilen als Schlaftrunk zu mir nehme. Versuchen Sie einmal den Kaffee!“

Elmreich gehorchte und kostete von dem schwarzen, duftenden Trank. „Etwas zu stark, besonders für Damen!“

„Ah bewahre, das ist nur Gewohnheit! Nun fülle ich Ihre Tasse mit Zucker — passen Sie auf!“ Sie warf ein Stück nach dem anderen hinein, bis ein kleiner Berg davon in der Mitte stand.

„Um des Himmels willen, gnädige Frau!“ rief er und bemühte sich, der Geberin Einhalt zu thun.

„Aber so warten Sie es doch ab!“ lachte sie. „Sie wissen ja noch gar nicht, was daraus werden soll! So, nun rühren Sie gefälligst um, bis der Zucker geschmolzen ist; jetzt kommt das eigentliche Lebenselixir hinein Ein echter Mephistophelestrank, siedend heiß aus der Hölle genommen!“

Sie goß eine Quantität Rum hinein, zündete denselben schnell an und präsentirte dem Ueberraschten die dampfende, brennende Schale. „Nun, fürchten Sie sich etwa auch wie Faust vor der Flamme?“ fragte sie mit vibrirender Stimme.

Der Professor fühlte sich eigenthümlich von der Situation berührt, es war ihm plötzlich zu Muth, als sei er gleich Faust in eine Zauberküche gerathen und schlürfe ihr süßes Gift mit Entzücken ein.

„Woran denken Sie, Herr Professor?“ klang es leise an sein Ohr.

Er lächelte. „Ihre Berufung auf Meister Faust hat mein Empfinden in den alten Sagenkreis gelockt, der nie seine Anziehungskraft verlieren wird. Doch jetzt erlischt die Flamme —!“

„Nun trinken Sie schnell!“ Sie gab ihm die Schale in die Hand, wobei ihre heißen Finger die seinen streiften.

„Ein ausgezeichnetes Getränk! Darf man nicht wissen, welchen Namen es führt?“

„Einen ebenso stolzen, als es ausgezeichnet schmeckt und anregt. ‚Gloria‘ nennen es die Franzosen!“

Hier ward an die Thüre geklopft.

Gerhardine wandte sich verdrießlich um. „Herein!“

Baron Herzfeld erschien. „Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich so ohne Weiteres eindringe,“ sagte er schnell, nachdem er einen erstaunten Blick auf Elmreich geworfen hatte, „aber Lisette wies mich hieher!“

Gerhardine hatte sich schnell gefaßt. „Vermuthlich, weil sie glaubte, ich sei nun wieder wohl genug, mich auch Ihres Besuches erfreuen zu können! Sie wollen sich gewiß nach meinem Befinden erkundigen?“

„In der That! Nachdem ich bereits zweimal abgewiesen worden war, versuchte ich es jetzt noch einmal und mit mehr Glück.“

„Wie? Sie wollen aufbrechen?“ fragte die schöne Frau betroffen, als sie den Professor sich erheben sah.

„Ich bin leider genöthigt, mich zurückzuziehen! Sie haben ja jetzt auch andere Gesellschaft und brauchen Ihre melancholischen Grillen nicht mehr zu fürchten!“

„Nun sehen Sie, Baron, was Sie angerichtet haben?“ rief Gerhardine gezwungen heiter. „Zur Strafe dafür, daß Sie den Professor Elmreich verscheuchen, müßte ich Sie eigentlich gleich mit verbannen. Bitte, keine Versicherungen, ich würde heute doch keine gute Gesellschafterin sein!“

„Ich soll gehen, gnädige Frau?“ fragte Baron Herzfeld mit bittend erhobenen Händen. „Wollen Sie nicht wenigstens die Gnade haben, mir vorher ein Gloria zu kredenzen, wie es dem Herrn Professor soeben zu Theil wurde? Ohne mich mit demselben messen zu wollen — bin ich eines solchen Göttertrankes nicht werth?“

Der Professor zuckte leise die Achsel. Für ihn war die Persönlichkeit des Barons stets wenig sympathisch gewesen, seit jenem Abend aber, wo dieser Monika's Unerfahrenheit zu seinem Amüsement ausgebeutet hatte, fühlte er eine lebhafte Antipathie gegen ihn. Sich selber zürnend, Gerhardinens Lockung überhaupt nachgegeben zu haben, verabschiedete er sich kurz.

„Sie verordnen mir also nichts?" fragte die schöne Frau, und und ließ ihre spitzen, weißen Zähne verführerisch hell zwischen den rothen Lippen leuchten.

„Ich möchte Ihnen nur rathen, heute Abend bald zur Ruhe zu gehen," sagte Elmreich mit einem nicht mißzuverstehenden Blick auf den Baron.

„Nun, da hören Sie es, Baron," lächelte Frau von Schierstädt. „Nur einen Augenblick sei Ihnen vergönnt, Platz zu nehmen!"

„Ich werde Ihre Güte nicht länger in Anspruch nehmen, als ich den Trank schlürfen kann, ohne mir die Lippen zu verbrennen, verlassen Sie sich darauf, gnädige Frau!"

Der Professor schloß bereits die Thüre.

Gerhardine lauschte einige Augenblicke seinen langsam verhallenden Schritten, dann wandte sie sich hastig zu ihrem Gast. „Was soll das heißen, Baron Herzfeld?"

Er hatte sein Taschentuch hervorgezogen und putzte gleichmüthig die Gläser an seinem Lorgnon. „Wie meinen Sie?"

Sie trat vollends zu ihm und kreuzte mit finsterem Blick ihre Arme über der Brust. „Wie können Sie es wagen, unangemeldet mein Zimmer zu betreten? Habe ich Ihnen diese Unklugheit, diese Unschicklichkeit nicht ausdrücklich untersagt?"

„Mein Gott, ja!"

„Und Sie wagten es dennoch?" rief die schöne Frau mit aufsteigendem Zorn. „Haben Sie keinen Begriff davon, daß man eine Dame kompromittirt, wenn man sie um diese Zeit, ohne die gesellschaftlichen Formen zu beobachten, aufsucht? Wissen Sie, daß Ihr taktloses Erscheinen mich in die tödtlichste Verlegenheit gesetzt hat? Antworten Sie!" rief sie immer heftiger und stampfte mit ihrer Fußspitze ziemlich unsanft auf den Teppich.

„Gern, sobald Sie mich nur zu Worte kommen lassen," sagte der Baron mit stoischer Ruhe. „Was Ihre erste Anklage betrifft,

so gebe ich zu, daß es thöricht war, mich auf mein Glück zu verlassen, Sie ohne Zeugen zu finden. Die Verlegenheit aber, in welcher Sie sich befunden haben wollen, ist nicht meine Schuld; ich konnte unmöglich wissen, daß es Ihr Ernst ist, den Professor —"

„Still!" herrschte sie ihm zu und warf mit beiden Händen die herrliche Haarfülle von den Schultern zurück. „Still davon, sage ich Ihnen, sonst dürfte ich Mittel finden, unsere Beziehungen zu trennen!"

„Vielleicht durch eine Heirath mit Elmreich? Das wäre allerdings überraschend," lächelte er, seine eleganten Manschettenknöpfe im Lampenlicht spielen lassend.

Ihr Busen flog vor Erregung über diese kühne Sprache. „Wenn es überraschend wäre, wenn es unmöglich wäre, daß ich die Liebe eines solchen Mannes gewänne, wer, wer ist Schuld daran?" Sie stieß es ruckweise hervor, wobei ihr Auge funkelte.

Der Baron sah ein, daß er zu weit gegangen war, auch nöthigte ihn der Zweck seines Hierseins, einzulenken. „Seien Sie doch vernünftig, Gerhardine," sagte er lächelnd. „Habe ich nicht stets die größte Rücksicht auf Ihre Stellung, auf Ihre persönlichen Neigungen und Ansprüche genommen?"

„Nein, nie," sagte sie kurz, „denn was mir frommte, kam Ihnen doppelt zu gut!"

„Verzeihen Sie, das ist nicht ganz richtig! Indessen weshalb wollen wir mit einem ganz unnöthigen Aufwand von Leidenschaft ein sehr harmloses Gespräch einleiten? Ich kam —"

Sie warf sich in den Divan zurück und fixirte ihn ironisch. „Glauben Sie mich versichern zu müssen, daß Sie nicht zufällig kamen? Als ob es Ihre Sache wäre, anders als berechnend und selbstsüchtig zu handeln!"

„Ich bin nicht hergekommen, um über unsere beiderseitigen Vorzüge zu streiten, sondern Ihre Hilfe für kurze Zeit in Anspruch zu nehmen!"

„Meine Hilfe?" lachte sie scharf auf. „Nun, da können Sie sicher sein, daß ich für Sie keinen kleinen Finger rühre."

Er verneigte sich spöttisch. „Sehr verbunden! Gottlob bin ich im Stande, meinem Anliegen einigen Nachdruck zu geben durch die Enthüllung eines Geheimnisses, das gerade in Ihrer jetzigen

Stimmung Ihnen Geldes werth ist. Es ist also nur ein Tauschhandel, den wir eingehen!"

Sie richtete sich etwas aus ihrer zurückgesunkenen Stellung auf. „Ah, Sie sind in Geldverlegenheit? Und da kommen Sie zu mir, zu Ihrer Feindin? Denn das wissen Sie eben so gut als ich, daß es nichts unter der Sonne giebt, was mir so tief verhaßt wäre, als Ihre Person!"

„Bald dürfte sich der entsprechende Komparativ gefunden haben," warf er ruhig ein. „Zur Sache denn! Ich befinde mich wirklich in Geldverlegenheit und zwar schon seit geraumer Zeit."

„Das ist nicht möglich, oder Sie müssen es verschleudert haben," sagte sie geringschätzig.

„Verspielt — doch das ist einerlei, genug, es ist verausgabt! Seit jener Zeit unterhielt ich geschäftliche Verbindungen mit einem gewissen Pimpernus, einem leibhaftigen Diener des Geldteufels."

„Mit anderen Worten, Sie schrieben Wechsel?"

„Wie richtig Sie zu kombiniren verstehen! Ja, ganz recht, ich schrieb Wechsel! Vor acht Tagen wollte ich abermals diesen bequemen Schleichpfad wandeln, aber Pimpernus machte einige Schwierigkeiten wegen einer soliden Mitunterschrift. Ich muß Sie also bitten, Ihren Namen unter dieses Papier hier zu setzen!" Er holte aus seiner Brieftasche den fraglichen Wechsel hervor und breitete ihn vor Gerhardine aus.

Sie schob ihn mit widerwilliger Hast zurück. „Niemals! Arrangiren Sie sich, so gut es geht — ich habe keine Veranlassung, Ihre Vorsehung zu spielen!"

„Ist auch durchaus unnöthig, denn die ganze Sache verliert an Bedeutung, wenn ich Ihnen sage, daß ich im Begriff bin, eine außerordentlich reich Heirath zu schließen!"

Gerhardine horchte auf. „Mit wem denn?"

„Nun, Ihnen als guter Freundin kann ich es ja sub rosa sagen — mit Marianne Meyer!"

„Mit Marianne Meyer?" rief die schöne Frau überrascht. Im nächsten Moment aber glitt ein finsterer Strahl aus ihren Augensternen zu ihm hinüber.

„Sie sehen," bestätigte er, „daß es mir an Aussichten nicht

fehlt, und daß ich bald in der Lage sein werde, Ihnen die kleine Summe mit Zins und Zinseszins abtragen zu können!"

„Liebt das Mädchen Sie denn?" fragte sie gleichmüthig. „Das häßliche, linkische Geschöpf?"

„Ich heirathe weniger sie als ihr Geld, und das ist weder linkisch, noch häßlich!" sagte er mit cynischem Lächeln.

Sie erhob sich. „Ich habe jetzt Ihre Neuigkeit, Sie meinen Refüs, nun können wir uns ja wohl für heute trennen!"

„Eine Frage noch" — der Baron hatte sich diesen letzten Coup bis zum Schlusse vorbehalten — „eine Frage noch an Ihr ehrliches Herz! Sie versprechen mir doch, offen zu sein?"

„Ich wüßte nicht, was mich daran verhindern sollte," erwiderte sie geringschätzig.

„Würden Sie dem Professor Elmreich, wenn er in gleicher Lage wäre, Ihre Hülfe angedeihen lassen?"

„Das fragen Sie noch? Eine Parallele zwischen ihm und Ihnen!"

„Sie thäten es also aus Interesse für ihn?"

„Gewiß!

„Indem Sie voraussetzen," fuhr er immer langsamer fort, während ihre Erregung von Sekunde zu Sekunde wuchs, „indem Sie voraussetzen, daß er möglicherweise dieses Interesse erwidern könnte."

„Sie werden unverschämt!"

„Einen Augenblick Geduld! Wenn ich nun aber wüßte, bestimmt wüßte, daß Sie gerade so viel Aussicht haben, sein Interesse zu erlangen, als ich, morgen eine reiche Erbschaft antreten zu können?"

Sie wechselte heftig die Farbe. „Juliane!" Es klang wie ein erstickter Schrei.

„Pah! Juliane von Derenthall! Was wäre da zu fürchten? Der Professor hat einen besseren Geschmack bewiesen, sage ich Ihnen!"

Sie stand einen Moment wie erstarrt, dann stürzte sie auf ihn zu und schüttelte leidenschaftlich seinen Arm. „Was wissen Sie? Sagen Sie es mir, ich muß es erfahren!"

Er machte sich sanft von ihren Händen frei und führte sie zum Tisch zurück. „Erst unterzeichnen Sie dieses Papier; eine Liebe ist der anderen werth!"

Magda war allein. Mit weitgeöffneten Augen sah sie in den hellen Frühlingstag hinein. War es Sehnsucht nach Freiheit und Genesung, war es Streben nach einem unbekannten Glück, das ihre Seele erfüllte?

Sie war zu sehr in schwärmerische Betrachtungen vertieft, um das vorsichtige Klopfen draußen zu vernehmen, auch sah sie nicht, daß die Thüre sich öffnete, wie auch die Blattpflanzen ihr den Anblick des Eintretenden entzogen. Erst als derselbe an ihrem Lager stand und mit warmer Teilnahme das schöne, traurige Bild betrachtete, zog sie den Blick zurück; er fiel auf Elmreich.

„Ah, Sie sind es, Herr Professor!" sagte sie tief aufathmend.

Er schüttelte drohend den Finger. „Habe ich Ihnen nicht dieses Hindämmern allen Ernstes verboten? Es zehrt an Ihren Kräften. Sehen Sie nur, wie Ihre Wangen glühen, die sonst kaum ein Blutstropfen färbt!"

„Verzeihung," bat sie noch tiefer erröthend, „es träumt sich so süß im Sonnenschein! Ich habe ja auch weiter nichts als meine Gedanken!"

„Doch! Gab Ihnen die Natur nicht ein schönes Talent, dessen Ausübung Ihnen Freude machen muß? Schenkte sie Ihnen nicht warmes Interesse an allem Schönen und Edlen? Ein herrliches Gedächtniß, dem sich fremde Geistesschätze leicht und mühelos einprägen? Und vor Allem stellte sie Ihnen nicht die zärtlichste, treueste Freundin zur Seite, Ihre vortreffliche Mutter?"

„O, meine Mutter!" flüsterte sie und faltete in stiller Andacht ihre Hände.

„Nicht wahr, die Vorsehung hat es trotz aller Einschränkung Ihres freien Willens doch sehr gut mit Ihnen gemeint? Ich habe diesen Hang zu schwärmerischen Reflexionen auch bisher nicht an Ihnen wahrgenommen! Sie fühlen sich doch nicht schwächer, Fräulein Magda?" fragte er fürsorglich und beugte sich hinab, ihr in das gesenkte Antlitz zu schauen.

Sie spielte mit den Enden ihrer langen, dunkelblonden Flechten, die schlicht und kunstlos über ihr weißes Gewand fielen. „Nein, im Gegentheil, es will mich oft bedünken, als habe mein Geist Flügel erhalten, die mich über die traurige Gegenwart hinwegtragen."

„Wer sagt Ihnen denn, daß Sie nicht noch einmal hergestellt sein werden?"

„Wirklich?" rief sie hell aufschauend, und die schönste Hoffnung spiegelte sich in ihrem edlen, durchgeistigten Antlitz. „Versprechen Sie es mir, an Ihr Wort glaube ich fest wie an ein Evangelium!"

Leonhard Elmreich sah eine Weile ernst und nachdenklich vor sich nieder, dann erhob er sein Antlitz und sagte mit mildem Ernst: „Ich denke und hoffe, daß Sie mit Gottes Hilfe eines Tages von Ihren Leiden genesen werden! Ob dieser Tag aber nahe oder noch in weiter Ferne liegt, darüber, Fräulein Magda, vermag ich nicht zu entscheiden, denn ich bin eben auch nur ein Mensch wie Sie! Im Uebrigen," fuhr er freundlich fort, „halten Sie ja den besten Beweis dieser Möglichkeit buchstäblich in Händen. Als ich Sie vor drei Jahren zuerst besuchte, vermochten Sie nicht den kleinen Finger zu rühren, und heute? Strecken Sie mir einmal die Hand entgegen! Nein, beide — so!" Er hielt sie fest in den seinen und betrachtete die zarten Glieder angelegentlich, während ein seltsam heißer Schauer Magdas Leib durchrieselte. „Ist das nicht ein herrliches Zugeständniß Ihrer Besserungsfähigkeit?"

Zum Glück trat hier Frau Morberg ein und ersparte Magda die Antwort, welche sie schwerlich schnell gefunden haben würde.

„Nun, Herr Professor, hat unsere Kleine sich schon bei Ihnen für die schönen Bücher bedankt?"

„Ach ja," rief Magda, „ich vergaß —"

„Für welche Bücher denn?" fragte Elmreich erstaunt.

„Sie wollen uns den Dank ersparen," lächelte ihre Mutter, „aber Magdas Erkenntlichkeit für die freundliche Gabe läßt sich nichts unterschlagen!"

Elmreich lachte. „Ich möchte in der That wissen, wem ich hier den wohlverdienten Lohn wegnasche!"

Frau Morberg gab ihrer Tochter einen Wink. „Nun, wer es auch gewesen sein mag, es muß ein edler Mensch sein, der armer Wittwen und Waisen so gütig gedenkt!"

„Zuverlässig," sagte der Professor, als ginge ihn die ganze Sache nichts weiter an. „Benutzen Sie die Bücher nur tüchtig, Fräulein Magda, und versuchen Sie es später einmal, Ihre eige-

nen Reflexionen über das Gelesene niederzuschreiben, ich würde sehr gern den Lehrer und Korrektor spielen!"

„Das wäre ein Gedanke!" rief Frau Morberg ermunternd und beugte sich zärtlich über Magda, die ihren Kopf erhob und fest an der Mutter Brust drückte. „Da könntest Du einmal ganz nach Belieben grübeln und bekämst keine Schelte, liebe Kleine!"

„Ja, das werde ich gewiß thun," flüsterte Magda und es schien, als habe sie Elmreichs Anwesenheit vergessen. „Aber lieber noch als das möchte ich einmal Musik hören, Du glaubst gar nicht, Mutter, wie ich mich danach sehne! Wenn Du es möglich machen könntest, Du Liebe —"

„Was verlangt Ihre Tochter?" fragte Elmreich interessirt, als er sah, daß Frau Morberg traurig den Kopf schüttelte.

„Magda möchte gern Musik hören, sie hat viel Sinn für diese Kunst. Aber wo soll ich einen Künstler auftreiben, der in diese Abgeschiedenheit käme, einem armen Mädchen gefällig zu sein. Mein Sohn Werner ist Dilettant, das aber genügt Magda nicht und sie bittet ihn regelmäßig schon nach den ersten Tönen, das Instrument wieder zu schließen!"

„Er spielt ohne Seele!"

Frau Morberg lachte. „Der arme Schelm! Er kämpft ja noch ersichtlich mit den Fingern, wie soll er da Empfindungen wiedergeben können?"

Elmreich erhob sich. „Ich kenne eine junge Dame, welche sich zur Zeit als Gesellschafterin in einer Familie befindet, mit der ich eng befreundet bin. Monika Hellmer, eine Altersgenossin von Ihnen, spielt mit außerordentlich feinem Geschmack und virtuoser Technik. Ohne allen Zweifel wird es mir gelingen, Frau von Derenthall zu bewegen, Ihnen diesen seltenen Schatz hin und wieder für eine Stunde abzutreten!"

„O, ich danke Ihnen im Voraus!" rief Magda entzückt. „Vielleicht finde ich gar eine Freundin an ihr, an Monika Hellmer!"

„Sie ist Ihrer Freundschaft würdig," sagte Elmreich warm, mit einem Blick, der Magdas Wange höher färbte. „Bereiten Sie sich immer auf ihren Besuch vor. Und nun Lebewohl!"

Ehe er das Schloß öffnen konnte, ward die Thüre bereits von

außen heftig geöffnet, und Werner Morberg trat so ungestüm ins Zimmer, daß er den Professor beinahe umgerannt hätte.

„O, ich bitte um Entschuldigung!“

„Bitte sehr!“ entgegnete Elmreich lächelnd. „Dieses Ungestüm ist ein beneidenswerthes Privilegium der Jugend.“ Er verbeugte sich und verschwand.

Werner trat zu seiner Mutter und bot ihr die Hand, indem er sich ehrerbietig über ihre vom vielen Nähen rauh gewordenen Finger neigte. Sie strich ihm freundlich das wellige Haar aus der Stirn, die kleine, zierliche Frau dem großen, stattlichen Mann, und fragte nach Allerlei.

„Mir geht es ganz vortrefflich! Du glaubst gar nicht, Mutter, welche Fülle von Stoff und Arbeitskraft in meiner Brust verborgen liegt. Ich möchte den ganzen Tag und die halbe Nacht vor meiner Staffelei stehen und malen, ich begreife gar nicht, wie man unzufrieden sein kann in dieser Welt!“

„Nun, nun,“ lächelte Frau Morberg, mit sichtlichem Stolz das schöne, blühende Antlitz ihres Sohnes betrachtend, „Du bist allerdings in letzter Zeit ungewöhnlich animirt zum Schaffen und Arbeiten gewesen, gebe Gott, daß es so bleibt, mein guter Werner! Willst Du aber nicht erst Deiner Schwester guten Tag sagen? Sie hat soeben, wie Du sahst, sehr angenehmen Besuch gehabt!“

Werner eilte an Magdas Seite, die ihm halb furchtsam, halb erwartungsvoll entgegensah. „O weh, desto matter wird ihr sicherlich meine Gesellschaft erscheinen!“

Frau Morberg verstand den Blick falsch. „Du brauchst Dich nicht zu ängstigen, Kind, Deines Bruders Bild hat gewiß den Beifall der Kunstrichter gefunden! Du meintest ja, Werner, daß Dein Porträt einen günstigen Platz in der Ausstellung erhalten habe.“

„Gewiß, man hat mich gut bedacht. Es mag arrogant klingen, aber unter allen schönen Schaustücken bleibt meine eigene Schöpfung doch der anziehendste Gegenstand für mich in der ganzen Ausstellung. So oft ich Zeit habe, eile ich schnell hinüber uud sehe sie an, ohne müde zu werden.“

„Hm, hm!“ Frau Morberg sah ihn prüfend an. „So, so! Nun, ich will Dich nicht herabstimmen in Deinem — Selbstbewußtsein, aber ich meine, Du ließest das Bild jetzt endgiltig

fertig sein und kümmertest Dich nicht weiter darum! Der Zweck ist beiderseitig erreicht worden, damit laß es genug sein!"

„Mutter," bat der junge Mann mit nicht ganz fester Stimme, „Mutter, willst Du mir einen großen Gefallen thun?"

„Gern, mein Sohn! Sprich!"

„Gehe morgen mit mir in die Kunstausstellung und sieh Dir Marianne Meyers Bild einmal an. Es liegt mir viel an Deinem Urtheil!"

„Du suchst Dir einen sachverständigen Kritiker aus, das ist wahr," lachte Frau Morberg. „Lieber Sohn, was soll ich daran sehen? Dein Vater pflegte allerdings auch bei seinen Studienköpfen immer mein Urtheil einzuholen, aber das war eine Sache der Liebe und holden Gewohnheit, kein preisrichterlicher Ausspruch."

„Nein, Mutter, das verlange ich auch nicht von Dir," fuhr Werner lebhaft fort. „Die Art der Malerei sollst Du nicht kritisiren, nur den Gegenstand selbst!"

„Es wird der reichsten Erbin wohl sehr gleichgiltig sein, wie ich über ihre Erscheinung, über ihren Charakter denke. Du mußt nicht überspannten Ideen Raum geben, lieber Sohn!"

„Ach, gehe doch mit ihm, Mutter, wenn er es so dringend wünscht!" bat Magda. „Hole die Mutter nur morgen Vormittag ab, Werner, ich bleibe sehr gern so lange allein und beschäftige mich."

„Ich werde es mir noch überlegen," sagte Frau Morberg, nahm ihre Handarbeit wieder auf und setzte sich an das andere Fenster.

Kaum waren die Geschwister ungestört, als Werner seinen Stuhl dicht an Magdas Lager rückte und ihre Schultern leicht umfassend, seinen Kopf dicht an ihre Wange legte. So konnten sie mit einander flüstern, ohne von der Mutter verstanden zu werden.

„Ist's wirklich wahr? O, Werner —" das Auge der Kranken leuchtete hell auf.

„Gewiß, Du hast jetzt eine dauernde Kundschaft, Schwesterchen, ich habe Dich für meinen Freund ausgegeben!"

Sie flüsterte noch leiser: „Und wie viel hat man Dir geboten?"

„Im Ganzen — es waren ja nur kleine Formate — habe ich hundert Mark dafür bekommen. Es ist nicht viel, aber ich beneide Dich fast um Dein Talent, das Dir eher etwas einträgt, als meine unselige Lust, zu porträtiren!"

„Hast Du das Geld bei Dir, Werner?"

„Gewiß! Willst Du es jetzt haben?"

Sie nickte, während ihre Augen sich mit Thränen füllten.

Werner bemerkte es und suchte den feuchten Schleier von seinen eigenen Augen dadurch zu verscheuchen, daß er unwillig flüsterte: „Nein, wenn Du weinen willst, gebe ich Dir nichts!"

„Ich weine ja vor Freude — gieb nur her!"

Werner griff in seine Tasche und brachte fünf Goldstücke zum Vorschein, die er einzeln und mit scherzhaftem Nachdruck in die schmalen weißen Finger seiner Schwester legte. „Wie reich Du bist!"

Sie stieß gegen ihren Willen einen leisen Ruf der Ueberraschung aus, der die Aufmerksamkeit der Mutter auf sie lenkte. „Nun, was habt Ihr Beide denn zu flüstern? Und warum steckt Ihr denn die Köpfe so zusammen?"

„Ich kann es nicht länger verbergen, es drückt mir das Herz ab," sagte Magda in heftiger Bewegung. „Mutter!" rief sie dann laut mit zitternder Stimme, um welche die verhaltenen Thränen einen wundersam weichen Schleier legten. „Mutter, komm einmal zu mir!"

Gleich stand Frau Morberg auf und trat zu den Geschwistern. „Nun, Kinder, was habt Ihr denn vor?"

Magda hatte ihr schon von Weitem die Hand entgegengestreckt und zog sie dicht zu sich heran. „Meine liebe Mutter, ich bin so oft angesichts Deines nie rastenden Fleißes beschämt gewesen — nicht wahr, Werner? und da ist in mir der gute Wille rege geworden, mein kleines, kleines Scherflein zu unserem Unterhalt beizutragen!"

Frau Morberg schaute immer verwunderter drein.

„Werner war so gütig — er meinte — er wollte —"

Der Bruder trat schnell für sie ein. „Magda hat zwei allerliebste Blumen- und Fruchtstücke gemalt. Du kennst sie ja, Mutter! Nun denn, unter dem Vorwand, sie zu korrigiren, nahm ich dieselben damals mit mir und war vor einigen Tagen so glücklich, sie an den Mann zu bringen. Das ist unser ganzes Geheimniß."

„Magdalene!" rief Frau Morberg, und ein schmerzlich süßes Gefühl erfüllte ihre schwergeprüfte Seele.

„Hier, Mutter, hier!" Magda nahm mit glückseliger Hast die Goldstücke und schob sie in die Hand ihrer Mutter, ballte dieselbe

fest zusammen und lehnte sich dann erschöpft in die Kissen zurück.

Ein vibrirender Ton, wie ihn die Geschwister nur einmal am Sarge des Vaters vernommen, durchzitterte das sonnige, blumendurchduftete Gemach. Frau Morberg hatte die Hand vor die Augen gelegt und weinte. Mächtig stürzte die Freudenquelle hervor aus dem zärtlichsten Mutterherzen und verwandelte das gewohnte sanfte Lächeln in heiße Tropfen, die unaufhaltsam über ihre hageren Wangen strömten.

Werner war erschrocken aufgesprungen und schloß sie fest in die Arme. „Mutter, schone Magda, sie kann es nicht ertragen, Dich weinen zu sehen!“

Diese Berufung wirkte. Sich die Lider trocknend setzte sie sich auf den Rand des Krankenlagers und drückte das bleiche, schöne Mädchen innig an ihren Busen, ohne die Rechte des Sohnes fahren zu lassen. „Meine Kinder,“ sagte sie mit schwankender Stimme, „wenn der Eltern Segen den Kindern Häuser baut, so denkt in einer glücklichen Zukunft daran, daß es die Gebete Eurer Mutter waren, die Euch das Heil herabgefleht! Habt Dank für Eure Liebe! Sie lehrt mich erkennen, wie reich der Himmel mich bei aller Noth und Entbehrung gesegnet hat!“

Achtes Kapitel.

Am Tage, nachdem Gerhardine von Schierstädt den Wechsel des Baron's unterzeichnet hatte, saß das ehrwürdige Haupt des Gesinde-Vermiethungsbureaus, Balthasar Pimpernus, an seinem Schreibtisch und zählte die betreffende Summe in lauter blanken Goldstücken ab.

„Weiter keinen Pfennig,“ murmelte er und schob das neue schwarzseidene Käppchen — ein Liebesgeschenk der Madame Pimpernus, wie er sich ausdrückte — energisch von einem Ohr zum anderen. Die alte Kopfbedeckung hatte er gestern Abend einem armen Familienvater, der sich um ein Darlehen an ihn wandte, als letztes Markstück mit auf den Tisch gezählt.

Nachdem Balthasar die Brieftasche zu sich gesteckt hatte, erhob er sich würdevoll und verließ das Zimmer, um seine Frau ein wenig in ihren häuslichen Verrichtungen zu kontroliren. Er fand sie in der Küche am Herde stehen, auf welchem zwei appetitliche Bratwürste protzelten und einen angenehmen, verheißungsvollen Duft verbreiteten.

„Darf ich fragen, wo sich der Grünkohl dazu befindet?“ fragte das Oberhaupt mit weit geöffneten Nasenflügeln.

„In der Röhre dort, er brennt auf der Platte an, und ich habe nicht die Zeit, bei ihm stehen zu bleiben — das Kleid drinnen muß fertig werden,“ sagte sie schüchtern.

„Ah, was Sie sagen, Madame Pimpernus,“ rief ihr Eheherr mit tiefer Entrüstung. „Damit Sie con amore sticheln und dabei träumen können, soll das unschuldige Kohlgemüse anbrennen und vertrocknen vor der Zeit? Nehmen Sie sich in Acht, Madame Pimpernus — desgleichen diese ausgezeichneten Würstchen hier!“ Er tippte mit dem Zeigefinger auf die fettglänzende Haut und leckte den heißen Tropfen behaglich auf.

„Balthasar,“ sagte die arme Frau und trat vorsorglich einige Schritte zurück, „wie magst Du nur Wohlgeschmack an diesen Würsten finden? Mir quellen sie im Halse, noch ehe ich sie gegessen!“

„Darf man fragen, warum?“ sagte er, einen zweiten Tropfen an seine schmalen, gekniffenen Lippen führend, wobei er seine Gattin feindlich ansah.

Frau Pimpernus fuhr mit dem Zipfel ihrer Küchenschürze an die Augen. „Mir hat diese Nacht geträumt, daß aus den Würsten ein paar Polizeidiener wurden, hier der Zipfel war der Helm und die beiden Fäden dort wurden die Beine — es war schrecklich!“

„Für Gänse, wie Du eine bist! Meinst Du, gebratene Tauben kämen Einem ins Maul geflogen, noch dazu in einer Zeit, wo ganz andere Leute fasten, als Du, Gans? Statt mir dankbar zu sein, daß ich Dir die Lasten der Haushaltung abnehme und persönlich unsere kleinen Bedürfnisse einkaufe, damit Du mich nicht betrügst und hintergehst —“

„Nein, gewiß nicht!“

„Ja, gewiß hast Du dem alten Trunkenbold fünf Pfennige geschenkt und mir alsdann zu dem Butterpreise zugerechnet! Wollen

Sie auch noch lasterhaft lügen, Madame Pimpernus? Und wenn ich nun zu diesen Würstchen eine gute Gelegenheit ersah —"

„Die Ladenmamsell betrügt ihre Herrschaft damit, Balthasar," schluchzte die Aermste.

„Das nennen Sie Betrug?" rief er empört. „Eine dankbare Seele wollen Sie durch diese verleumderischen Worte zur Betrügerin stempeln? Madame, Sie sind eine Eidechse, eine listige, verschlagene Eidechse! Ei, diese Ladenjungfrau Bertha ist ja ein Engel gegen Sie, denn sie vergißt es nicht, daß sie mir zu Dank verpflichtet ist, und läßt mir die Würstchen stets um den halben Preis, wenn sie überhaupt etwas dafür verlangt. Und diesen lobenswerthen Eifer sollte ich hemmen? Nimmermehr!"

„Du hättest ihrer Herrschaft nicht verheimlichen sollen, daß sie schon einmal wegen Diebstahls aus einem anderen Dienste entlassen worden ist!"

Er schlug mit einer Geberde des Entsetzens die Hände über seinem ehrwürdigen Haupte zusammen. „Greulich! Barbarisch! Einer reuigen Seele sollte ich den Weg zur Besserung mitleidslos abschneiden? Und Sie wollen eine Christin sein, Madame Pimpernus? Haben Sie nie etwas vom Mantel der christlichen Liebe gehört und daß man ihn ausbreiten soll, so lang er nur eben hinreichen will? Habe ich nicht Jahre lang mit Ihnen Geduld haben müssen, zeige ich dieselbe Ihnen nicht wiederum in dieser Stunde? Und Sie muthen mir zu, einem schutzlosen Wesen sofort die Thüre zu weisen, ohne versucht zu haben, es zu retten?" Er tippte abermals auf die Wurst; da aber Madame Pimpernus in eben dem Augenblick der kochenden Butter ein paar Wassertropfen zusetzte, so stieg dieselbe kreischend und sprudelnd auf und hüllte Balthasars geneigtes Antlitz in eine Wolke heißen, schmerzhaften Dampfes.

Zum Glück klingelte es in diesem Moment laut vom Flur her, und Balthasar fand nur noch Zeit, aus thränenden Augen einen wüthenden Blick auf seine erblaßte Gattin zu schleudern. Dann stürzte er durch Susannens Kleideratelier in das Entreezimmer. Aber statt des erwarteten Barons stand eine schlanke Mädchengestalt vor ihm, die ein Packet auf dem Arm trug. Monika erkannte das häßliche Gesicht des Hausherrn auf der Stelle wieder und wäre

am liebsten unverrichteter Sache umgekehrt, aber Balthasar spielte den Unwissenden mit so großem Geschick, daß Monika überzeugt war, er habe sie wenigstens nicht wieder erkannt.

„Sie wünschen, mein Fräulein?"

„Wohnt hier die Schneiderin Susanne Pimpernus?"

„Gewiß, ich bin ihr Gatte! Wünschen Sie etwas von meiner Frau, so bitte ich einzutreten, ich werde Madame Pimpernus sogleich benachrichtigen!" Er lüftete gravitätisch das Hauskäppchen und nöthigte Monika in Susannens Arbeitszimmer.

„Ich wollte ein Kleid zum Nähen hier abgeben. Man hat mir die Kunstfertigkeit Ihrer Frau sehr gepriesen!"

Herr Pimpernus nahm eine wahrhaft patriarchalische Würde an, die nur durch das fortgesetzte Blinzeln seines thränenden Auges beeinträchtigt wurde. „Meine Frau ist ein Juwel! Bitte, legen Sie das Packet einstweilen hier auf den Tisch! Ich empfehle mich Ihnen!" Er grüßte das junge Mädchen devot und entfernte sich.

Monika hatte Zeit, sich mit jugendlicher Neugier in dem Gemach umzuschauen, und freute sich, als sie nirgends ein unsauberes Fleckchen entdeckte, selbst die dunklen Rahmen der vielen kleinen Bildchen über dem Sopha waren staubfrei. Wie konnte man nur so viele Photographien und verblaßte Daguerreotypien und Silhouetten auf einem so beschränkten Raum vereinigen?

Monika lächelte noch darüber, als Madame Pimpernus eintrat.

„Ihre Augen sind vom Rauch angegriffen!" sagte sie mitleidig, als sie die verweinten Augen bemerkte.

„Ja, vom Rauch," flüsterte Madame Pimpernus verlegen. „Darf ich Ihnen die neuesten Journale vorlegen?" fragte sie, als sie Maß genommen hatte.

Monika nickte freundlich und benutzte die Pause, um sich noch einmal die ergötzliche Zusammenstellung der Bilder anzusehen. „Madame Pimpernus, sind dies Alles Ihre Verwandten?" konnte Monika sich nicht enthalten zu fragen.

Susanne sah auf. „Ach, nicht doch!"

„Nein? Und doch hängen sie hier? Dann sind es jedenfalls gute Freunde?"

„Noch weniger! Ich habe sie nie gesehen, kenne nicht einmal ihre Namen!"

„Das ist aber sonderbar!" rief Monika lachend.

„Ich beerbte vor nicht gar langer Zeit eine alte Tante in einem kleinen polnischen Städtchen und da ich ihre ganze Einrichtung mit mir nahm, so wollte ich auch ihre Bildersammlung nicht verschmähen."

„Ja, ja, aber wenn Sie Niemand davon kennen," wandte das junge Mädchen bedenklich ein, indem sie hart an das Sopha trat und die verschiedenen Köpfe musterte.

„Die alte Tante hat gewiß ihre Freude daran gehabt," sagte Susanne gerührt.

„Ha!"

Madame Pimpernus schaute erschrocken auf. „Was giebts, Fräulein? Haben Sie sich gestochen?"

Monika wandte die Augen nicht von den Bildern ab. „Nein! Ich finde hier soeben eine Aehnlichkeit, eine ganz außerordentliche Aehnlichkeit — nein, nein, es ist nicht möglich — bitte, Frau Pimpernus, können Sie mir sagen, wen diese Photographie vorstellt? Sieht sie mir nicht sprechend ähnlich?"

„Ich sagte Ihnen ja, liebes Fräulein, daß ich Niemand aus der Gallerie kenne!"

„Diese Aehnlichkeit mit mir ist zu sonderbar," murmelte Monika. „Ach, wenn Sie doch nur wüßten, wen dieses Bild vorstellt!" rief sie dann ungeduldig. „Sie ahnen nicht, wie mich dieser unvermuthete Anblick ergreift!"

Frau Pimpernus neigte nachdenklich das Haupt zwischen ihren hageren Schultern. „Es ist mir herzlich leid; indessen vielleicht stände etwas darüber in den Papieren meiner alten Tante. Aber nein, wie sollte gerade über dieses Bild, denken Sie, gerade über dies Bild —"

Monika mußte sich abwenden, so bewegt ward sie durch den Anblick dieses lieblichen, lockigen Hauptes. „Es ist zu wunderbar; ich kannte Jemand —" sie unterbrach sich hastig. „Darf ich die Papiere sehen?"

„Jetzt? Ach, nein! Sie befinden sich auf dem Boden in irgend einer alten Kiste, so lange würden Sie sich doch nicht gedulden."

Das junge Mädchen nestelte unruhig an ihrem Umhang. „Wenn ich nur wüßte, was ich thun soll oder lassen!" murmelte

sie leise. „Wenn ich mich täuschte? Gesetzt aber, ich irrte mich nicht, und die Vorsehung, nicht der Zufall, hätten mich in dieses Haus geführt? Wenn das Dunkel —“ sie strich heftig über ihre erhitzte Stirn. „Madame Pimpernus, wollen Sie mir die Photographie mitgeben?“

Die gute Seele erschrak. So gern sie auch der freundlichen Dame gefällig gewesen wäre, größer war doch die Furcht vor dem Haustyrannen, der ihr verboten hatte, auch nur eine Stecknadel aus dem Hause zu verborgen. „Ich wollte wohl recht gern, aber —“ sie sah schüchtern nach der Thüre.

„Ich verstehe! Nein, meinetwegen sollen Sie nicht in Ungelegenheiten kommen,“ beruhigte sie Monika. „Aber die Papiere — vielleicht steht doch ein Wörtchen über jene Dame darin! Wollen Sie die Papiere vom Boden herunter geschafft haben, wenn ich in einigen Tagen komme, das Kleid anzuprobiren?“

„Kommen Sie nur, ich werde auch die Kiste zu der Zeit herunter holen — gewiß, kommen Sie nur!“

Während dieses Zwiegespräches fand in Balthasars Kabinet auch eine lebhafte Unterredung statt. Baron von Herzfeld stand in der bewußten Wechselangelegenheit vor seinem Quälgeist.

„Hier ist der Wechsel, von Frau von Schierstädt unterschrieben, über fünfzehntausend Mark — hier!“ Er warf ihn dem Wucherer zu, der ihn mit liebevoller Sorgfalt studirte.

„Alles in Richtigkeit! Ich werde mir erlauben, gleich die fünftausend Mark davon abzuziehen —“

„Dummes Zeug,“ rief der Baron, „Sie sollen prolongiren!“

„Kann ich nicht, bei Gott nicht, Herr Baron! Weiter muß ich die Zinsen gleichfalls von vornherein abziehen, mit, sagen wir, na, ich will's billig machen, mit dreitausend Mark!“

„Sind Sie des Teufels? Welchen Einfaltspinsel glauben Sie vor sich zu haben?“

„Dreitausend Mark, unter dem kann ich's nicht thun,“ betheuerte Balthasar, seine Geldtasche vorziehend und einen Kassenschein nach dem anderen auf der Platte ausbreitend. „Wenn ich die genannten Summen abziehe, bekommen Sie baar ausgezahlt siebentausend Mark. Da haben Sie ein sehr gutes Geschäft gemacht, Herr Baron!“

„Scheeren Sie sich zum Henker, Sie Blutegel!" schrie der Baron in höchster Wuth und schleuderte seine brennende Cigarette auf den Fußboden, daß die Funken um Balthasars dünne Beine aufflogen. „Mit solchen Gaunern mache ich überhaupt keine Geschäfte!"

„Dann bedaure ich — aber ich muß mich diesmal sichern! Andere Bedingungen werden Sie nirgends finden, Herr Baron, bei mir spricht die Freundschaft mit!"

„Der Satan spricht bei Ihnen mit, nicht die Freundschaft," tobte der Baron wie die Fliege, welche bereits mit drei Beinen im Netz der Spinne hängt.

„Hier liegt das Geld," wiederholte Balthasar mit anmuthiger Handbewegung gegen die aufgezählten Scheine. „Es thäte mir schmerzlich leid," seufzte er, „wenn ich den fälligen Wechsel einklagen müßte."

„Das wollten Sie thun?" rief der Baron, indem er die Hand schnell von der Thürklinke zog.

„Muß ich nicht?" stöhnte der würdige Mann, als bereite er sich zu einem schweren Opfer vor. „Der alte Meyer —"

„Nennen Sie keinen Namen, den Ihnen der Satan, nicht ich verrathen hat. Legen Sie wenigstens noch hundert Mark zu dieser lumpigen Summe zu!"

„Kann ich bei Gott nicht, ich bin ein armer Mann! Kehren Sie mich um, es fällt kein Groschen heraus!"

Nachdem dieser saubere Handel noch etliche Minuten fortgesetzt war, hatte Pimpernus weitere fünfzig Mark auf den Tisch gelegt, die er den verschiedensten Taschen seines Anzuges entnommen. Endlich war das Geschäft perfekt, das Portemonnaie des adligen Gentleman gefüllt und der Rest des Geldes in dem Portefeuille uutergebracht.

Inzwischen hatte Madame Pimpernus ihrer schönen Besucherin das Geleite geben wollen, als plötzlich ein höchst verdächtiges Prasseln in der Küche sie erschreckte und Monika veranlaßte, jede weitere Begleitung dankend abzulehnen. So kam es, daß sie in demselben Augenblick das Entreezimmer allein betrat, als in der gegenüber liegenden Thüre der Baron erschien, gefolgt von Pimpernus. Beim ersten Anblick waren Beide, der Baron und Monika, freilich aus verschiedenen Gründen, betroffen, doch faßte sich Herr von Herzfeld schnell.

„Welche Geschäfte führen Sie hieher? Apropos, lieber Pim-

pernus, Sie haben mir noch nicht gesagt, in welchem Hause der fragliche Diener bis jetzt konditionirte. Wollen Sie nicht lieber noch einmal nachsehen und mir den Namen aufschreiben?"

Balthasar schlüpfte diensteifrig in sein Heiligthum zurück.

„Sie wollen schon wieder forteilen, Fräulein Hellmer? Ich preise den Zufall, der mir Gelegenheit giebt, eine anscheinend große Unart Ihrem guten Herzen abzubitten —!"

„Ich weiß gar nichts mehr davon und bitte Sie, mich nicht länger aufzuhalten!" Damit machte sie ihm eine kurze Verbeugung und eilte zur Thür. — aber mit einer gewandten Bewegung erreichte er dieselbe vor ihr und deckte sie mit seinem Rücken.

„Der größte Verbrecher darf erwarten, daß man seine Rechtfertigung anhört — und ich werde, ich muß mir Gehör erzwingen, um den Vorwurf der Rücksichtslosigkeit abzuwenden!"

„Es ist ganz und gar überflüssig, ich bin zufrieden, wenn Sie mich jetzt ruhig meiner Wege gehen lassen. Hören Sie?" rief Monika, deren Antlitz sich mit brennender Zornesröthe bedeckt hatte. „Ich wünsche, daß Sie augenblicklich die Thür frei geben!"

„Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie kränkte, aber es geschah aus guter Absicht," sagte der Baron leiser, indem er sich von der Thür entfernte. „Ich wollte Ihnen nur bekennen, daß es ein Schwindelanfall war, der mich neulich zwang, Sie so plötzlich zu verlassen — wäre ich nicht schleunigst in einen Laden getreten, so würden Sie mich im nächsten Moment zu Ihren Füßen gesehen haben."

„Ich bitte Sie allen Ernstes, Herr Baron, mich ferner unbehelligt zu lassen! Hätte ich gewußt, wen ich hier antreffen würde, so hätte ich dieses Haus gewiß zu einer anderen Stunde betreten. Dies meine Antwort!"

Sie war so hinreißend in ihrer Erregung, daß der Baron im Begriff war, ihr nachzustürzen, um sie zurückzuhalten — zum Glück erschien das würdige Haupt des Gesinde-Vermiethungs-Bureaus mit einem Zettel in der Hand.

„Mußte ich doch lange danach suchen, hier ist die Adresse! Ergebener Diener, mein Fräulein!" rief er dem jungen Mädchen nach, das wie ein gehetztes Reh die Stufen hinabsprang — immer in der Furcht, das verhaßte Antlitz wieder neben sich auftauchen zu sehen.

Zu Hause angekommen, fand Monika die Equipage des Professors vor der Thüre stehen, zugleich meldete ihr der Diener, daß Frau von Derenthall sie zu sprechen wünsche. Ohne Säumen folgte sie dem Rufe, das Herz voll süßer Hoffnung, in dem Professor wieder den theilnehmenden, gütigen Freund zu finden. Aber Elmreich schien die trauliche Unterredung und seine Verheißung vollständig vergessen zu haben, so kalt und förmlich erwiderte er ihren Gruß.

„Wissen Sie schon, liebes Kind, daß der Professor Sie uns entführen will?" rief ihr Juliane entgegen.

„Ja, ich will jetzt an Ihr gutes Herz appelliren, nachdem Frau von Derenthall das ihre hat für mich sprechen lassen! Ich besitze eine Patientin, ein armes, liebenswerthes Mädchen, dem die Natur den freien Gebrauch der Glieder versagt hat. Die Beklagenswerthe hat eine unbezwingliche Lust, Musik zu hören, gute Musik — und da wollte ich anfragen, ob Sie die Freundlichkeit haben wollen, derselben hie und da etwas aus Ihrem reichen Melodienschatz mitzutheilen?"

„Ja, gern," erwiderte sie schnell, „wenn die Frau Baronin nichts dagegen hat!"

„Ich erwartete keine andere Antwort," sagte Elmreich kurz. „Vielleicht finden Sie heute noch ein Stündchen!"

Monika fühlte sich so bitter enttäuscht, daß sie seine stumme Verbeugung nicht erst abwartete, sondern, ihre Thränen verbergend, sich schnell zurückzog.

Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, als der Freiherr durch den Musiksaal eintrat. Er sah verstimmt und aufgeregt aus. „Denke Dir, Juliane, was ich soeben erhalten habe! Das sind die Folgen einer unzeitgemäßen Nachgiebigkeit!" Er warf eine mächtige, goldberänderte Karte auf den Tisch, die sie verwundert betrachtete.

„Wer kann jetzt noch einladen, wo der Lenz ins Fenster schaut? Ah, zum Souper und Tanz! Wer in aller Welt — Kommerzienrath Meyer — ei, ei! Sehr sonderbar!" Sie lächelte und gab die Karte an Elmreich.

„Ich werde mir sofort einen andern Bankier aussuchen, wenn dieser eitle Mann Privatverhältnisse nicht von seinen geschäftlichen Verbindungen trennen kann — so leid es mir thut —!"

„Ich habe heute bereits die nämliche Einladung erhalten," warf Elmreich ruhig ein.

„So? Und werden Sie derselben Folge leisten?" fragte der Freiherr gespannt.

„Der Tochter wegen — auf ein Stündchen. Fräulein Marianne ist eine durchaus angenehme, anspruchslose Dame!"

„Nicht wahr? Ihr schlichtes, etwas verlegenes Benehmen hat ihr gleich meine Gunst erworben. Ich glaube, Du könntest mir recht wohl gestatten, dem jungen Mädchen die Freude zu machen, mich in ihrem Salon zu zeigen! Ich weiß, sie wird mein Erscheinen richtig auffassen! Was sagen Sie, Herr Professor, verdient Marianne Meyer nicht diese Auszeichnung?"

„Ihr edles Herz trifft stets das Richtige —!"

„Nun, hörst Du es, Alexander!" Sie stand auf und ergriff liebkosend seine Hand.

„Du willst gehen?" Er sah ihr lange in die schwarzen, tiefen Augensterne. „Habe ich einen Willen gegen den Deinen? Nur eine Bedingung knüpfe ich daran — willst Du sie mir gewähren?"

Elmreich fand den Zeitpunkt geeignet, sich zu verabschieden, und ging.

„Sprich, Liane, willst Du sie mir gewähren? Trage die blauen Steine an jenem Abend —!"

Sie schauderte zusammen.

„Trage sie als ein Zeichen Deiner vergebenden Liebe," flehte er dringender. „Habe Mitleid, Du ahnst nicht, wie ich leide! Fühle meine Stirn — sie brennt fieberhaft. Ich weiß, daß ich ein Thor bin — genug davon, es wird vorübergehen!"

„Könnte ich mein Blut in Deine Adern übergleiten lassen, Du würdest ruhig sein!" sagte sie bewegt.

Er machte eine wilde Bewegung, als wolle er sie zurückstoßen, aber er bezwang sich. „Es wird mir eine Beruhigung sein, wenn Du die Steine trägst, Liane."

„So sei es darum! Du wirst mich in dem Schmuck sehen!"

Er küßte sie heftig auf die Stirn. „Gewiß, Liane?"

„Bei unserer Liebe!" sagte sie mit verschleiertem Blick.

Neuntes Kapitel.

Niemals hatte dem Kommerzienrath Meyer ein Frühstück so gut geschmeckt als heute, wo er die zusagende Antwort des freiherrlichen Paares in Händen hielt. „Wir haben's doch durchgesetzt!" murmelte er und rieb die fetten weißen Hände ineinander. „Wir werden eine sehr ansehnliche Gesellschaft bei einander haben, in der die Bürgerlichen zu zählen sein werden — wenn nur meine Tochter mehr Aplomb, mehr Grandezza in ihre Haltung legen wollte!"

Nach diesem väterlichen Stoßseufzer begann er sich von der Pastete vorzulegen, welche der hinter seinem Stuhl postirte Diener ihm pflichtschuldigst zureichte, obgleich dieselbe auf Armeslänge vor ihm stand. Ephraim Meyer hatte in irgend einem gräflichen Hause gesehen, daß der Hausherr sich bei Tisch in gleicher Weise aufwarten ließ, und sofort avancirte Jean zum Leibjäger des Bankiers.

„Wir werden diesmal den Sitten der ersten Häuser nacheifern," begann er nach einer kleinen Pause, „indem Sie, Jean, die Namen der Eintretenden laut in den Saal hineinrufen — verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Kommerzienrath!"

Ephraim Meyer schluckte an seinem schlichten Titel wie an einem bitteren Tränkchen. „Sehen Sie einmal nach, Jean, wer soeben durch die Halle ging!"

„Der Herr Baron von Herzfeld wünscht den Herrn Kommerzienrath zu sprechen!"

„Ah, sehr, sehr angenehm!" Die etwas untersetzte Gestalt des Bankiers machte einen kleinen Sprung vom Stuhl, wobei die sorgfältig im Knopfloch befestigte Serviette zur Erde fiel. „Bitten Sie den Herrn Baron hier einzutreten! — Ah, da sind Sie ja, Herr Baron — sehr erfreut, Sie zu sehen — kommen gerade zu rechter Zeit!"

„Wie ich bemerke, störe ich leider beim Dejeuner!" sagte Anatol Herzfeld, indem er die beringte Hand des Finanzmannes sanft drückte.

„Stören? Ich hoffe, Sie werden mein Gast sein, Herr Baron! Bitte, Platz zu nehmen! — Trinken Sie Sherry oder Malaga? Ein Gläschen Portwein? Sehr wohl! — Jean, bringen Sie Portwein, aber schnell!"

„Nur einen Fingerhut voll, Herr Kommerzienrath, ich habe bereits gefrühstückt!“

„Macht nichts — zum zweiten Male wird er hoffentlich nicht schlechter schmecken! Sehen Sie, ein einfaches, aber ausgesuchtes Menu: Römische Pastetchen — sehr zu empfehlen! — noch ganz angenehm warm! — etwas frischer Kaviar — und hier eine Rebhuhnpastete — deliciös!“ Dabei küßte er seine Fingerspitze. „Wir können's ja haben!“

„Ich muß allerdings gestehen —“ Das Auge des Barons überflog neidisch den mit Silberzeug überladenen Tisch.

„Bitte, langen Sie zu — ohne Umstände! Hier ist der Portwein! Wollen Sie ihn wirklich aus dem goldenen Fingerhut meiner Tochter trinken?“ lächelte er vielsagend.

„Sie würden mich vielleicht auslachen, wollte ich gestehen, daß mir das edle Naß daraus am besten schmecken würde!“ versetzte der Baron mit einem affektirten Seufzer.

„Auslachen? Ich? Bewahre! Warum denn? Sind ja Alle einmal jung gewesen und hatten solche Scherze im Kopf! Die Pastete schmeckt Ihnen? Freut mich, freut mich ganz außerordentlich! Sie waren so gütig, meine Einladung zu einem kleinen Familiensouper anzunehmen! Darf ich darauf rechnen, Herr Baron, daß Sie die Freundlichkeit haben werden, die näheren Arrangements für des Festes zweiten Theil zu treffen? Will sagen, die Tänze zu bestimmen, die Cotillontouren aufzuführen —?“

„Mit Ihrem Fräulein Tochter natürlich?“

„Selbstredend!“ Das Herz des Finanziers schlug immer beseligter. Erstens war es keine Kleinigkeit, einen wirklichen Baron zum maitre de plaisir zu haben, und zweitens war hiermit der entscheidende Schritt geschehen und die siebenzackige Krone an sein Haus gefesselt. Ob der Baron neben seinem Titel die erforderliche Ehrenhaftigkeit besaß, ein unerfahrenes Mädchen, wenn gleich ohne Liebe, so doch mit schonungsvoller Güte durchs Leben zu geleiten, daran dachte seine Seele nicht.

„Ich kam eigentlich hierher, um den Herrschaften Billets zu dem morgen stattfindenden Wettrennen zu überbringen!“

„O, äußerst charmant, in der That zu liebenswürdig!“ rief Herr Meyer, indem er sich energisch den Mund abwischte, ehe er

die Billets in Empfang nahm. „Meine Tochter brennt vor Verlangen nach diesem Vergnügen, wir werden Sie jedenfalls dort sehen?“

„Gewiß, ich werde mir zweifellos die Ehre geben, die Herrschaften dort zu begrüßen! Indessen habe ich noch einen kleinen Wunsch im Herzen —“

Hier röthete sich das Antlitz des Kommerzienrathes vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollten — aber der Baron ging sicherer, als er dachte.

„Ich möchte um den Vorzug bitten, die Billets Ihrer Fräulein Tochter selbst überreichen zu dürfen!“ sagte er.

„Vortrefflich, nicht mehr als billig!“ antwortete der Bankier mit schelmischem Augenzwinkern. „Die Malstunden sind hoffentlich jetzt droben beendigt!“

„Ich würde es mir auch nie verzeihen, wenn meine Ungeduld irgend eine Störung verursachte!“ lächelte Herr von Herzfeld mit jener herausfordernden Nonchalance, die dem Kommerzienrath so sehr imponirte.

„Gut, so gehen wir! Wünsche gesegnete Mahlzeit, Herr Baron, gesegnete Mahlzeit!“

In der oberen Etage hatte sich inzwischen eine ergreifende Scene abgespielt. Werner Morberg, durch Marianne's Sanftmuth bezwungen, hatte die bittere Kränkung des Vaters in der Liebenswürdigkeit der Tochter vergessen, um so mehr, als das junge Mädchen sichtlich bemüht war, den häßlichen Eindruck durch ihr zartes weibliches Taktgefühl zu verwischen. So weit ging ihr Eifer, daß sie Aufmerksamkeiten, die sie ihm nicht erweisen konnte, seiner Familie zu gut kommen ließ, an welche ein inniges Band des Mitleids und der Sympathie sie fesselte, und glücklich war sie, daß niemals in Werners Kopf der Gedanke aufstieg, die kostbaren Bücher, die seltenen Früchte und Blumen könnten einer anderen Hand entstammen, als der Elmreichs.

„Wenn ich den Professor Elmreich sehe, muß ich ihn wirklich bitten, die Maske fallen zu lassen. Sie glauben nicht, wie Magda sich über die Kälte grämt, mit der er sich ihren Dankesbezeugungen entzieht.“

„Das ist allerdings hart!“ lächelte Marianne, und das etwas

peinliche Gespräch abbrechend, nahm sie an seiner Seite Platz und begann, ihm die zuletzt fertig gewordene Zeichnung vorzulegen.

Er betrachtete sie, aber eifriger noch hingen seine Blicke an der Hand, welche sie ihm hingeschoben.

„Nicht wahr, es taugt nicht viel?“ fragte sie schüchtern. „Vielleicht ist es sogar Unrecht von mir, Ihr Genie mit solchen Klecksereien zu behelligen, aber —“ fügte sie sanft hinzu — „mir ist es, als sei die Malerei mit meinem Leben eng verflochten, ich bin nur glücklich, so lange ich den Pinsel in der Hand halte, nur zufrieden — aber was ist Ihnen?“ unterbrach sie sich, als sie Werners Haupt tief über ihr Blatt geneigt sah.

„Nichts, ich betrachte nur diese Rose, sie ist schön gemalt, wunderbar schön! Welcher Schmelz, welche sichtbar verborgene Gluth!“

„Wirklich? Loben Sie meine Phantasie?“ rief Marianne erfreut und rückte ihrem Lehrer unwillkürlich näher, um mit ihm die Blume zu betrachten.

„Was mögen Sie dabei gedacht haben, um diese Rosenblätter so deutlich sprechen zu lassen?“ fragte er, träumerisch vor sich hinstarrend. „Es ist eine eigene Sprache, die nicht Jeder versteht, nicht Jeder!“

Marianne athmete tief auf.

„Sehen Sie die kaum erblühte Rose, wie sie gefangen noch in ihrer eigenen Jugend und Schönheit ruht, aber es liegt ein unaussprechliches Sehnen in diesem tiefen, duftigen Kelch verborgen, das nach heißerem Glück verlangt, als der funkelnde Thautropfen es gewähren kann.“

Marianne saß regungslos, wie im Traum schlugen seine Worte an ihr lauschendes Ohr

„O, hüten Sie die Rose, hüten Sie die unbefleckte vor frecher Willkür!“ sagte er und es schien, als wolle er das Blatt an seine Lippen ziehen. „Wie traurig es auch sein mag, ein Leben einsam zu durchwandern, es ist ungleich schauriger, egoistischen Wünschen zum Opfer zu fallen!“

„Ich weiß es, ich weiß es!“ murmelte sie.

„Aber freilich,“ fuhr er mit schmerzlichem Lächeln fort und ließ die Zeichnung hart auf den Tisch niederfallen, „die Rose ist

eine königliche Blume, die stolzere, prächtigere Umgebung fordern darf, als die bescheidene, enge Hütte des Unbemittelten. Es ist Wahnsinn, zu verlangen, daß sie freiwillig von ihrem Throne herabsteigen soll, um sich in den Sorgen des Lebens zu vergraben, zu dienen, wo sie herrschen, zu entbehren, wo sie verschwenden könnte — Rosen bedürfen eines Diadems!"

„Nein, o nein, Sie schmähen mich!" rief das junge Mädchen heftig bewegt.

Er stieß einen lauten Ruf des Entzückens aus, aber er wagte es noch nicht, den Blick jenem zitternden, bleichen Mädchenantlitz zuzuwenden, das in süßer Scham verwirrt zu Boden sah. „Ich Sie schmähen?" rief er wild. „Eher wollte ich mein eigenes Herz verdammen, als an dem Ihren noch ferner zweifeln! Nein, nicht Sie, ich selber sehne mich in diesem Augenblick nach irdischen Schätzen, ich schäme mich, daß ich so wenig besitze, so gar nichts Lockendes und Herrliches, um den Sinnen des besten Mädchens zu schmeicheln! Wer bin ich denn, daß ich dem Strom meiner Empfindungen nachgebend mich von denselben hinreißen lasse zu Worten, die Sie nicht hören dürfen, nicht hören können — hinreißen lasse zu Ihren Füßen — o, Marianne!" Er sank vor ihr nieder und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Werner, Werner, ich bitte Sie, stehen Sie auf!"

„O, wie würde die Welt lachen, wenn sie den armen Maler zu den Füßen der reichen Erbin knieen sähe, wie würde sie die Träume seines Herzens mit Spott begeifern, wie die Selbstlosigkeit seiner Wünsche in den Schmutz ihrer eigenen niedrigen Gewohnheit ziehen! Das Weib nicht, würde man sich zuraunen, die Erbin sucht er in ihr, mit ihrem Golde hofft er sein eigenes Leben zu versüßen, und Alles, was er ihr von Liebe und Gewissen vorgaukelt, macht seinem Herzen weniger Ehre, als seinem Verstande!"

„O, Werner, wie quälen Sie uns Beide!" hauchte sie unter Thränen. „Jede Berufung auf meinen Reichthum klingt doppelt schmerzlich in dieser Stunde. Wäre ich arm —"

„Ja, wären Sie es, Marianne, wie ganz anders wollte ich die Saiten meines Herzens spannen," rief er leidenschaftlich, „daß es schöner klänge in der schönsten, bittersten Stunde meines Lebens. Aber jetzt, Marianne, wie gewaltsam ich auch die Gedanken

von allem Aeußerlichen auf die einzige große Hauptsache meiner Wünsche lenke, so kann ich doch nicht umhin, mich von Ihrer Güte bedrückt, gequält zu fühlen! Es ist nicht das süße, wonnigliche Aufschauen zu der Geliebten, wie ich es so tausendfach ersehnte — die Furcht vor Ihren Schätzen raubt mir die Unbefangenheit meiner Seele, ich kann das Gefühl nicht bezwingen, als stiegen Sie zu mir hinab, da doch der Mann das Weib mit sich emporheben soll!"

„Gelten Ihnen meine Betheuerungen nichts, Werner?" rief Marianne. „Von frühester Kindheit an wandelte ich unter dem Zwang meines Erbes; für mich hatte es nichts Lockendes mehr, seit ich erfahren, daß Geld so wenig Glück zu schaffen vermag, als dieses Herz werth ist, von Ihnen geliebt zu werden! Es kam so weit, daß ich vor dem bloßen Klang unseres Reichthums wie vor einem Verbrechen zitterte, schonungsloser konnte man mich nicht verwunden, als wenn man meine Schätze pries. Hat mir denn, dachte ich, die Natur nicht Manches verliehen, was an und für sich schätzenswerth und würdig ist, mir die Sympathie edler, vorurtheilsfreier Menschen zu erwecken? Habe ich nicht ein warmes Herz für Noth und Elend, ein offenes Verständniß für die Kunst und Fleiß und Strebsamkeit, den Fähigkeiten Anderer nachzueifern? Aber nein, womit ich auch in stillen Stunden meinen Geist geschmückt, man riß es schonungslos unter die Füße des väterlichen Mammons. War ich heiter, so nannte man es kein Wunder, schien ich traurig, so nannte man es eine unbegreifliche Grille, eine Sucht, noch mehr Aufmerksamkeit zu erregen. So von allen Seiten geängstigt und mißverstanden wurde ich, wie ich bin!"

Er ließ seine Hände sinken und schaute ihr zum ersten Male mit dem vollen Strahl der Liebe ins Antlitz.

„Schlimmer, viel schlimmer ward's noch, als man anfing, mich als reif zur Ehe zu betrachten!" fuhr sie erröthend fort. „Wie oft habe ich die armen Sklaven bemitleidet, die auf dem Holzgerüst stehend ihre Person den Blicken der Käufer bloßstellen müssen! Und bin ich etwa besser daran? Stehe ich nicht auch auf dem golden schimmernden Gerüst väterlichen Erbes und rings umher die vornehmen, blasirten Männer, die mit kaltem Auge und höhnischem Lächeln die wenigen Reize notiren, welche die Natur mir gab, um sie daheim in die Baarsumme unseres Vermögens zu

dividiren? Und nun sagen Sie mir noch einmal, Werner, daß ich beneidenswerth gegen Sie bin, der bei aller Entbehrung doch immer und gerade deshalb die Würde des Menschen zur Geltung bringen kann, während ich nichts bin als der Klang eines Metalles, der Schatten eines Lichtes, nichts!"

„Marianne, Marianne," rief er, bezwungen von ihren sanften Thränen, die den Kummer und das Herzeleid vieler Jahre hinwegschwemmten, „willst Du mit diesem Bekenntniß sagen, daß Du meine Liebe nicht zurückweisest?" Er wollte aufspringen, aber sie zog ihn mit milder Gewalt zurück.

„Unter allen Ereignissen meines freudeleeren Lebens steht eines mir immerfort klar vor Augen, der Moment, wo Du zum ersten Male zu mir tratest, nachdem Du meines Vaters Bild gemalt. Ich hatte Dich nie gesehen und verlegen dachte ich über einen passenden Gruß nach. Du aber, fremd der Schmeichelei, die mich stets umgab, tratest frisch und freundlich auf mich zu: ‚Ich habe den ehrenvollen Auftrag von Ihrem Vater bekommen, Sie zu malen!' Wohl erschrak ich bei dem Gedanken, und das Einzige, was mich darüber tröstete, war, daß Du das Bild vollenden solltest!"

„O, wie beschämst Du mich, Marianne, denn meine Gedanken, Du weißt es, waren weniger selbstlos als die Deinen!"

„Nein, höre noch weiter! Das gerade flößte mir so herrliches Vertrauen ein, daß Du Dein Herz ganz offen sprechen ließest vor mir, als sei ich nicht meines Vaters Erbin, sondern ein armes Mädchen, dem das Leben gleich wenig Schätze mitgab, wie Dir. Ich fühlte, daß Dir mein Gold nicht imponirte, und deshalb wagte ich es zum ersten Male in meinem Leben, frei aus mir herauszutreten. O, welche Wohlthat, nun sagen zu dürfen, was mir so oft zuvor ein mitleidiges Lächeln eingetragen! Und so entstand das Bild und — meine Liebe! Du siehst nun, wer hier der Wohlthäter, wer der Beglückte ist!"

Werner ergriff in seligem Ueberwallen der Gefühle ihre Hände und preßte sie heiß an seine Lippen.

„Nun könnte ich Dir das Gleiche beichten, könnte sagen, wie hoch mich der schlichte, reine, demuthsvolle Sinn der Allgefeierten und Vielumworbenen entzückte! Umgekehrt, meine Marianne, Dein

Verdienst ist es, daß Du den armen mittellosen Maler nicht wie einen bezahlten Gehilfen der Natur, nein, wie Deinen Freund und Bruder ehrtest, vor dem Du kein Geheimniß kanntest, als das, wie warm Dein Herz für ihn sprach!"

„Wirklich, war es Dir ein Geheimniß?" fragte sie mit thränendem Auge lächelnd. „Ich glaube es nicht!"

Werner drückte sein Haupt in ihren Schooß, während sie ihre Hände leise über sein lockiges Haar gleiten ließ.

„Nein, ich glaube es nicht, woher sonst die Bereitwilligkeit, mit welcher Du Dich meinem Wunsche fügtest? Und ahntest Du wirklich nicht, daß es mich weniger Ueberwindung kostete, öffentlich im Bilde zu prangen, als ich bedachte, daß ich Dir Deinen Ruhm nicht verkürzen dürfe? Sieh, damals wußte ich plötzlich, daß der größte Egoismus der Liebe darin besteht, den Geliebten glücklich machen zu wollen um jeden Preis!"

Er war aufgesprungen und zog sie mit sich empor. Von seinem Arm umschlungen, lehnte sie glückerfüllt das Haupt an des Geliebten Schulter.

„Ja, das schöne, theuere Bild," flüsterte Werner tief bewegt, „der stille Zeuge unserer erwachenden Liebe, und unvergänglich wie diese! Du hast Recht, Geliebte, jenes Bild konnte nur malen, wer Dir tiefer ins Herz geschaut als Deines Vaters Freunde — auf dem Gemälde bist Du Wirklichkeit, im Leben nur Schein! O, wie entzückte Dein sanfter Liebreiz meine Mutter! Wie herrlich klang mir Dein Lob aus ihrem Munde!"

„Wäre es möglich?" rief Marianne unter tiefem Erröthen. „Was konnte sie an mir rühmen, sie, der die Vorsehung einen so guten Sohn geschenkt?"

„Deine holde Weiblichkeit," flüsterte er, ihre heiße Wange an die seine drückend. „‚Wo ist in diesem Gesicht das Bewußtsein des Reichthums?' sagte meine Mutter, ‚ich finde es nicht — ein unbefangenes Mädchenauge, eine sanfte Melancholie erwecken meine höchste Sympathie!' Ahnst Du, Marianne, wie mir dabei zu Muthe ward? Warum soll ich Dir verheimlichen, daß ich bei ihren Worten erröthete, wie Du soeben, und daß ihr banger Blick sie nicht betrog!"

„O, Werner, welch eine Wonne muß es sein, die eigenen Gefühle im Mutterauge widerstrahlen zu sehen, das eigene Bangen im bebenden Klang ihrer Stimme zu vernehmen! Wie köstlich muß es sein, all' unsere Freude und unser Leid einem treuen Mutterherzen ausschütten zu können — solch' ein Trost war mir nie beschieden, Werner!"

„Nicht ferner sollst Du ihn vermissen," rief der junge Mann mit leidenschaftlichem Entzücken, „meine Liebe ist reich genug, Dir Mutter, Freund und Bruder zu ersetzen! Du sollst zufrieden mit mir sein, Geliebte, und dieser Stunde niemals anders als mit stiller Seligkeit gedenken. Auf meines Talentes Stufen will ich aufwärts steigen! Kette Deinen Namen getrost an mein Geschick, ich fühle Kraft und Stolz genug in mir, ihm einen Klang zu verschaffen, der unsterblicher glänzt, als Dein Vater sich jetzt träumen läßt!"

„Mein Vater!" rief Marianne, und mit diesem einen Wort fielen Entzücken und Begeisterung wie welke Blätter vor ihrem Herzen ab. „Was thaten wir? Was hoffen wir?"

„Muth, Muth, Geliebte, wir werden siegen!" rief er warm.

„Still, man kommt!" sagte sie, sich hastig seiner Umarmung entziehend. „Hörtest Du nicht Schritte? Mein Vater kommt hierher!"

Sie lauschten Beide athemlos.

„Er kommt zu mir!"

„So werde ich ihn erwarten!"

„Nein, jetzt darfst Du ihn nicht sprechen, o, nur jetzt nicht, wo mir die höchste Seelenangst das Wort stocken macht! Verlaß mich, Werner, ich bitte Dich darum!"

„Ich werde seinem Vorurtheil Trotz bieten, zu weit kann er es nicht treiben!" sagte Werner entschlossen.

„Thue es, aber jetzt nicht, ich höre noch andere Schritte, er ist nicht allein. Geh' jetzt, Werner, ich flehe Dich an!" Sie sah ihm so traurig, so eingeschüchtert und flehend ins Auge, daß er sich abwandte und seinen Hut ergriff.

„Gut, Du willst es, ich gehe! Aber sei stark, Marianne!"

„Lebe wohl!" flüsterte sie ihm leise nach, als er in der Thüre verschwand; dann trat sie zum Tisch zurück und ergriff eine Zeichnung, um ihre innere Aufregung zu verbergen.

Der Baron und der Kommerzienrath traten ein.

„Wir sind durch Deine sämmtlichen Gemächer gegangen, mein Kind, um Dich zu finden!“

„Das thut mir leid, doch wußtest Du ja, daß ich Zeichenstunde hatte!“

„Dieser Unsinn muß jetzt bald aufhören, Du hast genug gelernt! Was sagen Sie, Herr Baron?“

„Ich halte Sie ohne Beweis für eine Künstlerin, mein gnädiges Fräulein — darf ich mir erlauben, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen?“

„Ich danke!“ sagte sie, ohne aufzusehen.

„Der Herr Baron kommt, um uns eine große Aufmerksamkeit zu erweisen!“ klang die gereizte Stimme des Bankiers dazwischen.

„Ja, in der That, ich wollte mir erlauben, Ihnen diese Billets zum morgenden Wettrennen zu überbringen, es ist ein ausgezeichneter Platz, der beste auf der ganzen Tribüne!“

„Ich danke, aber ich werde lieber zu Hause bleiben!“

„Zu Hause?“ rief der Kommerzienrath verblüfft. „Weshalb? Wir werden auf jeden Fall hinfahren, und Du wirst Dein neues blaues Sammtkostüm dazu anlegen — wir können's ja haben!“

„Nein, Vater!“ sagte Marianne flehend.

„Es wäre Sünde, wollten Sie Ihrem Herrn Vater und mir den Gefallen nicht thun, gnädiges Fräulein! Denken Sie, welch' ein Triumph für mich, Sie auf die Tribüne zu geleiten — in der herrlichen Sammttoilette, einen weißen Camelienstrauß — dafür lassen Sie mich sorgen — in der Hand! Wir werden Aufsehen erregen, Herr Kommerzienrath!“

„Natürlich!“ rief der Bankier, durch diesen Köder noch mehr entflammt. „Ich lasse die Isabellen vor den neuen Halbwagen spannen und wir fahren hinaus — verlassen Sie sich darauf, Herr Baron!“

„Aber, Vater, wenn ich Dich herzlich bitte, mich nur dies eine Mal von einem Vergnügen auszuschließen, was kein Vergnügen für mich ist!“ bat das junge Mädchen noch einmal.

„Weil ich Ihr Kavalier sein werde?“ rief der Baron mit affektirter Verzweiflung.

„Ah, Papperlappap!“ lachte der Kommerzienrath, seiner Tochter einen wüthenden Blick zuschleudernd. „Man kennt die jungen

Damen schon, heute sperren sie sich und morgen möchten sie sich selbst strafen, daß sie so thöricht gewesen sind. Lassen Sie sich von dem kleinen Eigensinn nicht einschüchtern, Herr Baron! Wer wollte es einer so verwöhnten kleinen Dame übel nehmen, wenn sie Launen hat?"

„Es bleibt also dabei!" sagte der Baron zuckersüß und versuchte Mariannens Blick durch eine tiefe Verbeugung auf sich zu ziehen. „Darf ich diese Zeichnungen auch einmal betrachten? Wie heißt der Glückliche, der Ihr Talent bis zu dieser Höhe erheben durfte? Ah, welche himmlische Rosen!"

Erschrocken sah das junge Mädchen auf, aber nicht sobald gewahrte sie das verhängnißvolle theure Blatt in Anatol von Herzfelds Händen, als sie ihm dasselbe instinktiv mit nicht zu verkennendem Unwillen aus den Händen riß.

Der Baron biß sich zornig auf die Lippen. Zum Glück hatte der Bankier seine kleinen, scharfen Augen in diesem Moment irgendwo anders gehabt, so daß ihm diese Scene entging; jetzt verließ er das Paar sogar ganz und gar.

„Womit habe ich diesen Zorn verdient?" fragte der Baron, indem er sich zu dem bebenden Mädchen herabneigte. „Können Sie sich nicht vorstellen, daß ich das größte Interesse an Ihren künstlerischen Schöpfungen nehmen könnte?"

„Nein!" Es klang schüchtern und ohne jeden scharfen Accent.

„Nein?" Er biß sich abermals leicht auf die Lippen. „Es kommt bisweilen vor, daß man sich über seine eigenen Gefühle täuscht, daß man da, zu hassen gerade nicht, aber zu grollen scheint, wo ein beginnendes Interesse sich regt!"

„Nein, das glaube ich nicht!"

„Doch, doch, nichts ist so leicht der Wandlung unterworfen, als menschliche Zuneigung, speziell weibliche. Mädchen wissen gar nicht, wer es gut mit ihnen meint — das schadete uns auch nicht viel, wenn sie sich nur belehren ließen und guten Rath annähmen. Ich zum Beispiel, ohne mich rühmen zu wollen, glaube mich befähigt, dem anspruchsvollsten Frauenherzen genügen zu können mit meinen Lebensanschauungen, meinen Erfahrungen und, last not least, mit meinen schlichten, warmen Empfindungen. Himmelstürmer bin ich nie gewesen, noch viel weniger ein schmachtender Seladon,

und vom Strohfeuer der ersten Jugend habe ich nie etwas gehalten es brennt heiß, aber kurz. Meine Zuneigung ist stärkerer Natu ruhig, voller Ehrfurcht und Vertrauen — ich glaube, daß ke Mädchen Gefahr läuft, wenn es diesem sicheren Schiffe sein Gl anvertraut!"

„Es interessirt mich dies Alles sehr wenig!" sagte Marianne unbeschreiblich geängstigt und hilfesuchend nach ihrem Vater sich umschauend, der in der fernsten Ecke des Salons irgend eine ungeheuer anziehende Stelle an der Decke gefunden haben mußte, so beharrlich drehte er seiner Tochter den Rücken und starrte unverwandt nach oben.

„Es soll Sie aber interessiren!" fuhr es dem Baron ziemlich unsanft und ungeduldig über die Lippen. „Hören Sie mich, mein Fräulein —"

Hier war Mariannens Widerstandskraft erschöpft, sie sank auf den Sessel zurück und rief mit lauter Stimme ihren Vater.

Hatte derselbe ein anderes Bild zu sehen erwartet? Der Baron kam ihm zuvor. „Ihr Fräulein Tochter ist jetzt geneigt, das Wettrennen morgen an meiner Seite mit anzusehen! Und was ich Ihnen sonst noch sagte," wandte er sich an Marianne, indem er ihre herabhängende Hand ergriff und zweimal mit Emphase an seine Lippen zog, „das werden Sie, wie ich hoffe, beherzigen und in Erwägung ziehen — nicht wahr, ich darf dies erwarten?"

„Ohne jeden Zweifel, Herr Baron," versicherte der Bankier, ihm zutraulich den Arm drückend, „wird meine Tochter das Gesagte nach unseren Wünschen in Erwägung ziehen, ich bin fest davon überzeugt! Wollen Sie schon gehen? Werden wir nicht die Ehre haben, Sie zum Diner hier zu behalten? Nicht? Bedauere sehr! Habe die Ehre, Herr Baron — leben Sie wohl!"

„Adieu, mein gnädiges Fräulein, — auf Wiedersehen morgen!"

Ihr Vater konnte Mariannens stillen Gruß nicht erwarten, sondern rief an ihrer Statt laut und deutlich: „Wir erwarten Sie auf der Tribüne! Kommen Sie ja nicht zu spät, Herr Baron!"

Zehntes Kapitel.

„Monika, wenn Du willst, wollen wir Freundinnen sein!“ hatte Magdalena Morberg nach kurzer Bekanntschaft gesagt, und Monika legte tief bewegt und dankbar ihre runde Kinderhand in die bleichen, kühlen Finger der sanften Dulderin.

„Ja, Magda, und wenn Dir dieser Wunsch so von Herzen geht wie mir, so ist ein Bund geschlossen, den nichts zu stören vermag!“

Magda lächelte über den Enthusiasmus ihrer jungen Freundin, sie war es gewohnt, über Entschlüsse nachzudenken, und hier sprudelte ihr ein Gelöbniß so lebensfrisch und unaufhaltsam wie der Strahl einer Felsenquelle entgegen. „Ich danke Dir!“ sagte sie, die weiche Hand des reizenden Mädchens in die ihre schließend. „Bist Du wirklich gern bei uns und ist es Dir keine Entbehrung, aus der stolzen Pracht Deiner täglichen Umgebung in unser bescheidenes Heim herabzusteigen? Siehst Du, das rechne ich Dir unendlich hoch an, und mir ist, als sähe ich Dein liebevolles, zärtliches Herz hier schöner glänzen als dort!“

Monika nickte ganz leise. War sie in der That hier nicht glücklicher, als dort, wo sie der Freiherr täglich ängstlicher machte durch seine unbegreiflichen Launen und Verstimmungen?

„Ich bin zu der Ueberzeugung gekommen,“ fuhr Magda mit ihrer sanften, etwas klagenden Stimme fort, „daß der Reichthum ein schlechter Beleuchtungsapparat für Herzensvorzüge ist!“

„Das verstehe ich nicht, ich weiß nur, daß ich gern, sehr gern bei Euch bin, bei Dir und Deiner vortrefflichen Mutter!“

„Wie gefällt Dir denn mein Bruder? Den schließest Du ja ganz aus!“

„Sehr gut, gewiß!“ In Gedanken hatte Monika schon wieder eine Parallele gezogen und mußte sich eingestehen, daß sie trotz allen Grolles den jungen Morberg lange nicht so schön und imponirend fand, als Professor Elmreich.

„Ich hoffe, daß der Lorbeerkranz noch einmal Werners Stirn umschließen wird, ja, wenn ich ganz aufrichtig sein soll, so möchte ich meinem Bruder eine glanzvolle Zukunft prophezeien!“

„Und Dir? Was weissagst Du Dir?“ fragte Monika scherzend.

„Mir?“ Sie sah mit träumerischen Blicken in die scheidende Sonne hinaus, die ihr weißes Kleid mit Purpurrosen bemalte, und ein wunderbar süßes Lächeln umzitterte mit den letzten Strahlen ihre Lippen. „Das weiß ich noch nicht!“

„O ja, Du weißt es, mein Herz, und mußt es mir sagen!“ rief Monika mit der kindlichen Hartnäckigkeit der Jugend.

„Des Menschen Herz steht manchmal auf einer schmalen Scheide, zu deren beiden Seiten sich zwei Tiefen befinden, die eine, schaurig und unergründlich, trostloser noch als das Grab, ist der Abgrund der Enttäuschung, die andere, mild und heiter, ein ewig sonniges Thal voll unerschöpflicher Fülle und Reize, ist das Thal des Glückes. O, über die Verkehrtheit der Menschen, die das Glück der Erde mit einem Berge vergleichen, den sie erstiegen zu haben glauben und von dessen Krone herab sie mühelos und ungestört das Ringen Anderer verfolgen wollen! O, Monika, auf der Höhe läuft man stets Gefahr, herabgestürzt zu werden, auf der Höhe gedeihen nur wenige Blumen, und rauher weht dort der Wind! Mir ist das Glück der Erde ein blühendes Thal, geschützt und geschirmt vor den wilden Einflüssen, vor den Wettern des Lebens, fruchtbar und immergrün!“

„Ich fühle wohl ungefähr, was Du sagen willst, Magda, aber so ganz habe ich Dich nicht verstanden!“ entgegnete Monika nach einer kleinen Pause verlegen. „Ach, mir wird doch immer klarer, wie unbedeutend und unwissend ich bin!“ Sie schlug in reizender Scham ihre Hand vor das rosige Antlitz und blinzelte schelmisch durch die Finger ihrer Freundin zu. „Erst neulich, ich will es nur gestehen, ist mir dies Bewußtsein gekommen, als der Mann mit mir sprach, welchem ich diese schöne Stunde und Deine Freundschaft verdanke.“ Es war drollig anzusehen, wie Monika sich sträubte, den Namen auszusprechen, der ihr doch so leicht an den Lippen hing.

„Professor Elmreich?“ forschte Magdalena lächelnd.

Monika nickte stumm, aber plötzlich brach der Groll lebhaft durch. „Ja, und er ist gerade der Mann, welchen solche Unwissenheit belustigt!“

„Das solltest Du nicht denken, Monika,“ sagte Magda kopfschüttelnd, „gerade seine Charaktergröße ist Dir eine sichere Bürg-

schaft, wie gütig und nachsichtig er die Schwächen Anderer beurtheilt. Nur seichte, unsichere Menschen, die selbst etwas zu verbergen haben, finden eine Art Genugthuung darin, fremde Mängel sich zur Folie aufzustutzen!"

„Bitte, bitte, liebste Magda," rief das junge Mädchen und faltete die Hände ungeduldig in einander, „sprich einmal ganz so mit mir, wie ich es begreifen kann! Glaubst Du wirklich nicht, daß der Professor sich über meine Unwissenheit belustigt hat?"

„Nein," sagte Magda Norberg lächelnd, „das zu glauben wäre ein Verrath an der guten Meinung, die ich seit Jahren von ihm gefaßt habe! O, thörichte kleine Monika, wie wenig Erkenntniß hast Du von uns Menschen! Nicht Dein Wissen, denn das steht außer aller Frage, noch Dein Können ist gering, aber Deine Menschenkenntniß, und das ist vielleicht gut so für Dich!"

„Und woher hast Du denn die Menschen so gut kennen gelernt?" fragte Monika altklug.

„Ich? Ich könnte sagen in Einem — oder nein," verbesserte sie sich, und es war, als flöge der letzte Sonnenstrahl über das bleiche, edle Antlitz dahin, „richtiger gesagt, dieser Eine lehrte mich Menschenkenntniß!"

„Ja, wie machte er denn das?" fragte Monika ungeduldig und hastig, da sie wieder Gefahr lief, etwas zu hören, was sie nicht verstand.

„Seine Gespräche waren mir Lehren, seine Lebensanschauung ein Maßstab für andere Auffassungen, vorzüglich für meine eigenen, und indem ich das schwere, mühsame Werk der Selbsterkenntniß begann, lernte ich gleichzeitig fremde Charaktere beurtheilen. Hier diese Bücher halfen ihm diensteifrig, denn was der Dichter in seinen Geschöpfen zeichnete, zeichnet er auch für Geschöpfe, und wenn der Professor dann mit seiner eigenen Erfahrung die Meinung des Dichters unterstützte —"

„Dachte ich's doch," rief Monika erglühend, „daß er mich trotz unseres gleichen Alters für so viel kindischer hält! Glaubst Du, daß es ihm auch nur eingefallen sei, mich einer ähnlichen Unterhaltung zu würdigen, wie sie Dir täglich zu Theil ward? Bewahre, mich hielt er solcher Belehrung überhaupt nicht für werth! — Wie alt ich sei? Woher ich stamme? Wer meine Eltern? Wo ich

meine Ausbildung genossen? Weshalb ich in das freiherrliche Haus gekommen? Ob es mir gefalle? — Das allein interessirt ihn an mir!“

„Aber gute Monika,“ beruhigte sie Magda, der Elmreichs Verhalten diesem unerfahrenen lieblichen Kinde gegenüber so natürlich vorkam, „er konnte eine solche Belehrung, wie Du sagst, doch nicht vom Zaun brechen!“

„O ja, das konnte er recht gut,“ und es klang, als wollte sie die aufsteigenden Thränen bemeistern, „ich spielte gerade Klavier, und da hätte er doch sehr wohl fragen können, ob ich Schumann oder Schulhoff mehr liebe und die Besprechung wäre fertig gewesen, denn der Kontrast war wahrlich grell genug —“

„Monika, ich glaube, es klopfte!“ unterbrach Magda den Redefluß ihrer Freundin. „Meine Mutter ist nebenan beschäftigt, vielleicht kommt mein Bruder!“

„Ich werde nachsehen!“ sagte das junge Mädchen und erhob sich schnell, die Augen noch voll Thränen. In der Erregung schob sie hastiger als sonst den Riegel zurück und öffnete noch hastiger die Thür.

„Guten Abend, meine Damen!“ klang Elmreichs sonore Stimme der Fassungslosen entgegen.

Monika's Schreck und der Aerger über ihre feuchten Augen waren so groß, daß sie sich ebenso hastig umwandte, um am Fenster wenigstens ihre Thränenspuren abzutrocknen.

Der Professor that, als bemerke er nichts von Allem, sondern ging ruhig zu Magda's Ruhebett, an dessen Seite er sich wie gewöhnlich niederließ. „Wie wohl Sie heute aussehen, liebe Magda!“ Er erfaßte herzlich die schlanken, wachsbleichen Finger.

„Mir geht es auch in so lieber Gesellschaft sehr gut!“ entgegnete Magda mit bezeichnendem Blick auf ihre Freundin, die soeben ihr Taschentuch einsteckte.

„Ah, wahrhaftig! Nun, Fräulein Hellmer, wollen Sie mir heute kein Willkommen bieten? Bin ich Ihnen so fremd geworden?“

Monika trat schweigend dem Professor näher, aber als sie fühlte, daß Elmreichs scharfe, dunkle Augen auf ihr ruhten, vermischte sich ihr Trotz mit jungfräulicher Schüchternheit, was ihrem Wesen außerordentlich reizend stand.

„Die weiße und die rothe Rose!“ sagte er, auf Magda und Monika blickend, mit einem Lächeln. „Wie ich sehe, wurde hier ein Plauderstündchen abgehalten, und ich glaubte, mich mit irgend einer schmetternden Fanfare empfangen zu sehen!“

„Das ist wahr,“ sagte Monika, froh, aus dem Bereich seines Auges zu kommen, „ich habe Dir heute noch gar nichts vorgespielt, soll ich es nachholen?“

„Ja, bitte!“ antwortete der Professor.

Jetzt war der geeignete Moment gekommen, ihn in seinem Stolze zu verwunden. Monika wandte sich also noch einmal speziell an Magdalena und fragte gelassen: „Soll ich es nachholen, Magda?“

O, hätte sie das eigenthümliche, unterdrückte Lächeln gesehen, mit welchem Elmreich den Fehdehandschuh aufnahm, wer weiß, ob sie in diesem Augenblick bei sich gedacht hätte: „Nun muß es ihm klar sein, wie ich über ihn denke, das Schutz- und Trutzbündniß hat er ja doch lange vergessen!“

Und während sie ihrer lebhaften Bewegung in einem glänzenden Vorspiel Ausdruck verlieh und dann mit künstlerischer Feinheit in ein schwärmerisches, schwermüthiges Nocturno überging, empfand Magdalena den Vorgeschmack einer Liebesseligkeit, die sie sich bisher nur verstohlen in verschwiegener Nacht auszumalen gewagt. O, Magdalena, arme, zärtliche Seele, wie vermagst Du zu hoffen! Wo ist Dein parteiloser Blick, Dein klares Urtheil, dessen Du nie mehr bedurft hast, als gerade dem Manne gegenüber, welcher es Dich gelehrt? Sieh doch in die unergründliche Tiefe seines Auges, welches erst vor sich niederschaut, dann Dich verständnißvoll anlächelt, als wollte es Dir ein gleiches Entzücken abzwingen! Ist das Liebe, was Dir daraus entgegenflammt? Umsonst, das liebende Frauenherz saugt Nahrung aus Kelchen, die dem Unbefangenen leer dünken. Und konnte Gott nicht ein Wunder thun? Konnte er nicht mitleidsvolle Triebe in Liebe umwandeln, wie er ihre dankbaren Gefühle veredelte? Und hingerissen ergriff sie die Hand des Freundes, des Geliebten, und drückte sie in echter Demuth des wissenden, liebenden Weibes an ihre Lippen.

Elmreich fühlte ihren Kuß mit Befremden, aber an eine gewisse schwärmerische Excentricität seiner Patientin gewöhnt, schob er denselben auf Rechnung eines tiefgefühlten Dankes, den der

Genuß dieses herrlichen Spieles in ihr erweckt, und verlegen halb und halb gerührt legte er nach stummer Abwehr seinen Arm um ihre Schulter und drückte einen leisen, fast väterlichen Kuß auf ihre reine Stirn.

Magdalena erbebte, und gut war es, daß Monika in diesem Augenblick ihr Spiel beendete und aufstand.

Der Professor erhob sich, um ihr entgegen zu gehen, aber Monika hatte nur Aufmerksamkeit für das bleiche Antlitz ihrer Freundin.

„Du bist krank, Magda, Du zitterst!“

„Ich weiß es nicht,“ stammelte sie verwirrt.

„Aber ich weiß es!“ sagte der Professor freundlich, aber ernst. „Es sind die Folgen Ihrer holden Kunst, und es muß nun Ruhe um sie werden, absolute Ruhe!“

„So will ich gehen,“ sagte Monika erschrocken, indem sie sich über die zurückgesunkene Gestalt der Leidenden beugte. „Sprich, wie fühlst Du Dich?“

„Unbeschreiblich glücklich!“ hauchte Magda leise, und ein überirdisch seliges Lächeln verklärte ihr Antlitz.

„Kommen Sie, Fräulein Hellmer, wir werden Magdalena der Pflege ihrer Mutter übergeben!“ Jede weitere Entgegnung abschneidend, öffnete er die Thüre des Nebenzimmers, in welchem Frau Morberg mit dem Plätten von Wäsche beschäftigt war, wechselte einige Worte mit ihr, winkte Magdalena einen stummen Gruß zu und verließ gleich hinter Monika das Zimmer.

Am Fuß der Treppe holte er sie ein. „Es beginnt dämmerig zu werden, ich werde Sie nach Hause begleiten!“

„Ich danke,“ entgegnete Monika schnell,“ ich kann wirklich allein nach Hause gehen!“

„Und ich werde Sie wirklich nach Hause begleiten! Fahre voraus!“ rief er seinem Kutscher zu. „Nach dem Hause des Freiherrn von Derenthall, dem ich so wie so heute noch einen Besuch abzustatten habe!“ wandte er sich zu seiner Begleiterin.

Monika's Herz klopfte, einestheils vor nicht eingestandener Freude, andererseits vor Enttäuschung. Sie hatte noch einen anderen schweren Gang vor, zu Madame Pimpernus, welche sie in letzter Zeit öfters besucht hatte, um mit ihr gemeinsam die Kiste nach

hinterlassenen Schriftstücken und Briefschaften zu durchsuchen. Heute nun hinderte Elmreich sie daran, denn niemals würde sie ihm eingestanden haben, daß sie das Haus dieses widerwärtigen Menschen aufsuchte, mit Ungeduld aufsuchte.

„Ich möchte wohl wissen, woran Sie denken?“ sagte Elmreich, als sie eine Weile schweigend neben einander gegangen waren, „wissen auch, weshalb Sie in letzter Zeit es geflissentlich vermieden haben, im Salon zu üben, wenn ich meine tägliche Visite abstattete?“

Monika zupfte eine Bandschleife zurecht, die gar nicht in Unordnung war.

„Wissen Sie es nicht?“

Sie athmete schneller und hätte sich Flügel wünschen mögen, um davon zu eilen.

Der Professor neigte sich zu ihr hinab. „Oder können Sie es mir nicht sagen?“

„Ich, ich —“ Lieber Himmel, alle Vorübergehenden mußten die Gluth auf ihren Wangen bemerken.

„Nun denn,“ lächelte er freundlich, „wenn es Ihnen zu schwer fällt, darauf zu antworten, will ich eine andere Frage stellen: Weshalb hatten Sie geweint, als ich heute bei Fräulein Morberg eintrat?“

Es wurde immer schlimmer, aber seine Stimme hatte den vollen Zauber bestrickender Herzlichkeit angenommen, dem sie nicht zu widerstehen vermochte.

„Weil, weil Sie —“

„Nun, weil ich —? Halt, bleiben Sie stehen, ein Wagen rollt über den Damm! So, nun können Sie mich sogar bei dem Bekenntniß freundlich ansehen, was Sie lange nicht mehr gethan haben. Also, weil ich —?“

Sie kam sich jetzt selbst so seltsam vor in ihrer gekränkten Eitelkeit, daß sie Muth fand, schnell zu sagen: „Weil Sie mich für kindisch und unwissender halten als Magda Morberg, und weil Sie —“ Hier schwieg sie betroffen still.

„Nun, zu Ende doch, den Schluß muß ich durchaus hören! Ah, mein Fräulein, wie ungerecht Sie sind, Jemand anzuklagen, ohne ihm die Wohlthat der Vertheidigung zu gönnen! Ich schwöre

Ihnen, Ihre Vorwürfe Wort für Wort zu widerlegen, aber zuerst muß ich wissen, was Sie mir vorzuwerfen haben!“

Monika fühlte sich unwiderstehlich von seinen Blicken angezogen, sie sah halb schüchtern und halb schmollend zu ihm auf. „Sie sagten damals, wir wollten gute Freunde sein!“

„Nun ja, habe ich unseren Vertrag nicht gehalten?“ Es war schwer zu unterscheiden, ob seine Lippen vor Erregung oder unterdrücktem Lächeln zitterten.

„Nein, damals schienen Sie Interesse an mir und meinem Ergehen zu nehmen!“ Es ward immer bedenklicher, in welche Fallgrube hatte sie sich durch seine Frage locken lassen.

„Ganz gewiß, von ganzem Herzen!“ bekräftigte der Professor lebhaft.

„Und dann kannten Sie mich nicht mehr und thaten, als hätten Sie mich nie gesehen!“

O, über dieses schwimmende Kinderauge, welches mit so reinem, heiligem Ernst zu ihm emporschaute! Was hätte Leonhard Elmreich darum gegeben, hätte er sich niederbeugen und die Thränen ihr aus den Wimpern küssen dürfen!

„Ja, es ist wahr, das that ich! So unbedingt zwar nicht, wie Sie glauben, aber ich setzte meiner Freundschaft für Sie allerdings eine Schranke, mit schwerem Herzen zwar, aber mit bester, fester Ueberzeugung. Warum, wollen Sie mich fragen? Lassen Sie mich diese Frage an Sie stellen, Fräulein Monika!“

Wie der bloße Klang ihres Namens sie durchbebte.

„Könnten Sie sich einen Grund denken, der mir verböte, Ihnen mit einer vielleicht übereilten — Freundschaft zu nahen? Einen Grund meine ich, der mich zwänge, meine Gefühle in strenge Haft zu nehmen, bis — doch das zu erörtern, ist hier nicht der Ort. Ich bitte Sie, Fräulein Monika, könnten Sie sich einen solchen nothwendigen, heilsamen Zwang vorstellen?“

„Nein, das verstehe ich gar nicht,“ sagte sie offen und frei. „Wenn ich Jemandes Freund bin, so zeige ich es ihm immer und stets, damit er sieht, daß ich es ehrlich meine!“

Er biß sich auf die Lippe. „Hm, aber es giebt Seelenzustände —“

„Guten Abend, Herr Professor!“ tönte dicht an seinem Ohr eine etwas scharfe Stimme.

Es war Frau von Schierstädt, die von einer Promenade heimkehrend den halben Weg lang hinter dem Paar gewandelt war.

Der Professor wandte sein Haupt zur Seite und grüßte verbindlich, während Monika vor dem stechenden, durchdringenden Blick der schönen, höchst elegant gekleideten Dame erschreckend stehen blieb. Gerhardine warf stolz den Kopf zurück und rauschte weiter.

„Wer war das?“ fragte Monika leise.

„Eine meiner Patientinnen!“ antwortete Elmreich verstimmt.

Die ganze zaubersüße Stimmung, in welche ihn das Gespräch mit Monika gewiegt hatte, war spurlos zerronnen mit Gerhardinens Erscheinen, er vermochte sie nicht zurückzubannen, wie heiß ihm auch die noch verschwiegenen Worte im Herzen brannten. Sie legten also den Rest des Weges schweigend zurück.

„Da sind wir angelangt! Ich will Ihnen nur gleich Adieu sagen!“

Monika stand vor ihrer Thüre und verbeugte sich flüchtig.

„Noch eine Frage,“ sagte der Professor ruhig. „Werden Sie morgen Abend mit Frau von Derenthall der Soirée des Kommerzienraths beiwohnen?“

„Ja, gewiß!“

„Nun, dann will ich mir die Widerlegung Ihrer Vorwürfe bis dahin aufsparen. Versprechen Sie mir, dann ganz aufrichtig zu sein, ganz so aufrichtig, wie bei unserer ersten Unterredung? Wollen Sie mich dann auch geduldig anhören bei Allem, was ich Ihnen zu sagen habe?“ Er hielt ihr die Hand entgegen. „Wollen Sie mir dann noch einmal glauben, daß ich Sie — gern, herzlich gern habe, Fräulein Monika?“

„Ja, das will ich!“ flüsterte sie, tief verwirrt die Lider niederschlagend.

„Nun, bis dahin Lebewohl! Wollen Sie mir nicht die Hand geben?“

Sie lag schon in der seinen und duldete seinen leisen Druck mit Entzücken.

„Auf Wiedersehen also morgen Abend!“

Er grüßte förmlich und eilte die Treppe hinauf.

Elftes Kapitel.

Heute strahlte die ganze Front der Meyer'schen Villa in hellem Lichterglanz. Ein süßes, weichliches Aroma durchschwebte das ganze Haus, wie man es in Parfümerieläden häufig findet, ein Gemisch von Esbouquet und Rosenwasser.

Im Speisesaal trafen Vater und Tochter zum ersten Mal an diesem Tage zusammen. Der Kommerzienrath im unvermeidlichen blauen Frack mit gelben Knöpfen und tadellos weißer Weste, auf welche noch der Schatten des rothen Adlers fiel, hatte aber kaum einen Blick auf Marianne geworfen, als er entsetzt zurückprallte, um desto schneller wieder vorwärts zu springen.

„Herr des Himmels, was fällt Dir ein? Meinst Du, in diesem Aufzug werde ich meine Gäste mit Dir empfangen? Wie siehst Du aus? Was soll das heißen? Ich denke, ich darf meinen Augen nicht trauen!"

„Aber, Vater, ich bitte Dich —"

„Nicht trauen, sage ich," wiederholte der Kommerzienrath hartnäckig. „Einem Gespenst siehst Du ähnlicher als meiner Erbin! Du," er wies mit unsäglicher Verachtung auf das schlichte, weißseidene Kleid und die frischen, rothen Camelien an Haupt und Brust, „Du hast diese Toilette nur gewählt, nm mich zu kränken, zu ärgern, weil Du weißt, daß ich ein Mann von Welt und feinem Geschmack bin!"

„Wenn Du wüßtest, wie wenig ich Deine Vorwürfe verdiene," sagte Marianne bedrückt, „wie wenig ich auch in der Stimmung bin, mich wie ein Pfau herauszuputzen!"

„Wa—as?" rief der Bankier entrüstet. „Schafft mein Geschmack Pfauen? Das ist denn doch zu stark!"

„Nein, Vater, ich meinte, mein unscheinbares Aeußere erträgt nicht den Glanz, der ein schönes Mädchen sehr wohl kleiden mag. Was in aller Welt könnte ich mir auf- und anhängen, um die Mängel zu verdecken!"

„Larifari! Hänge Dir nur für ein paar tausend Thaler Brillanten um, so bist Du die Schönste und Begehrteste im ganzen Saal. Aber natürlich, wenn Jemand die Natur in gar nichts unterstützt, so kann er sich nicht wundern, wenn er nüchtern aus-

sieht. Nein, es ist unerhört, sich dieses Grabtuch zur quasi Braut-toilette zu wählen, Dein Zukünftiger muß ja einen Todesschrecken bekommen!"

Marianne legte bittend die Hand auf ihres Vaters Arm. „Vater, es ist gut, daß Du dieses Thema berührst, ich wollte schon lange mit Dir darüber sprechen!"

„Aber ich jetzt nicht mit Dir davon!" rief der Bankier brüsk, indem er nach dem Glockenzug eilte und die Kammerjungfer seiner Tochter mit dem Schmuckkasten in den Empfangssalon beschied.

Marianne hatte sich matt in einen der purpurfarbenen, mit goldenen Arabesken durchzogenen Sessel geworfen und stützte gleich-giltig das Haupt mit der Hand.

„Mamsell Annette," herrschte der Bankier die inzwischen herbei-geeilte Jungfer an, „haben Sie die Goldspitze bei der Hand, die ich letzthin gekauft habe für schweres Geld? Bringen Sie dieselbe schnell hierher nnd nähen Sie sie vor meinen Augen an dieses fade Kleid — wir können's ja haben!"

Annette that, wie ihr geheißen, und in kurzer Zeit wies Mariannens Robe einen Schmuck auf, wie ihn eine Fürstin nicht kostbarer und reicher besitzen konnte.

„Schmucksachen her!" befahl der Bankier kurz. „Perlen?"

„Mir ist es ganz gleich," flüsterte Marianne resignirt.

„Aber mir nicht! Aha, die neuen Smaragden! Nehmen Sie diese Garnitur und legen Sie dieselbe dem gnädigen Fräulein um den Hals. Im Haar —"

„Vielleicht den Schmetterling, Herr Kommerzienrath?"

„Natürlich, den Schmetterling! Auch Brillanten vom reinsten Wasser! Lassen Sie die Camelie meinetwegen auch darin, sie macht jetzt den Eindruck der distinguirten Solidität. Wo ist der Pfauenfächer?"

„Hier!"

„Legen Sie dem gnädigen Fräulein die Schnur um die Taille. So, jetzt können Sie gehen!"

Es war auch die allerhöchste Zeit, denn bereits rollten die ersten Wagen vor die Halle drunten.

„Vater," sagte Marianne, die bei dem Anlegen der kalten, schweren Steine unwillkürlich zusammengeschauert war, „Vater, beantworte

mir eine Frage, zum Lohn dafür, daß ich mich wie ein Opferlamm habe herausputzen lassen."

„Es ist zum Tollwerden mit diesem Mädchen," rief der Bankier, sich im Trumeau spiegelnd. „Opferlamm! Hunderttausend Mädchen würden Gott auf ihren Knieen danken, solche Opferlämmer zu sein. Pfui, wie häßlich Dir diese weinerliche Miene steht! Also, was willst Du?" fügte er barsch hinzu.

„Ich möchte wissen, ob Du — Werner Morberg eingeladen hast?"

„Den Klecksler? Den Pinselhelden? Den Bildermacher? Nein!"

„Warum nicht?"

Auf der Treppe rauschten Schleppen, schon drang hie und da ein heiteres Lachen zu den Ohren des erwartungsvollen Gastgebers. Er zupfte noch einmal instinktiv an seiner weißen Binde und wollte nach der Thüre eilen, aber Marianne hielt ihn flehend am Arme fest.

„Warum ihn nicht? Sage mir, warum Du ihn allein von allen Bekannten unseres Hauses ausgeschlossen hast?"

Er riß sich ungeduldig los und schleuderte ihr aus seinen kleinen, funkelnden Augen einen zornigen Blick zu. „Weil ich diese Narrheit jetzt satt habe — darum!"

Jean that seine Pflicht. Mit volltönender Stimme rief er einen hochgeborenen Namen nach dem anderen, und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, wie ausgezeichnet es der Bankier verstanden hatte, sich in jene Kreise einzuführen. Schon bildeten sich kleine Gruppen, in welchen Thee genippt, Tanzkarten ausgefüllt und Neckereien ausgetauscht wurden.

Am lebhaftesten bewegte sich der Baron von Herzfeld auf dem spiegelglatten Parquet. Er war überall zu finden, am häufigsten in Mariannens Nähe, die sein jemaliges Erscheinen mit vermehrtem Herzklopfen begrüßte und ihm nur widerwillig die goldberänderte Karte überließ, auf die er mit vielsagendem Lächeln seinen Namen kritzelte. Seine Art, mit dem Bankier sowohl als mit seiner Tochter zu verkehren, hatte heute Abend einen geschmeidigen, vertraulichen Ton angenommen, welcher den Ersteren entzückte, die Letztere unbeschreiblich ängstigte, und herzlich froh war sie, als Professor Elmreich endlich an ihre Seite trat und den Baron zum Abzug nöthigte.

„Ich konnte mir unmöglich versagen, Ihrer gütigen Einladung Folge zu leisten, wenn auch nur für ein Stündchen.“

„Hoffentlich gewährt Ihnen der Abend Anregung genug, um die kurz bemessene Frist zu verlängern. Tanzen Sie?“

„Nicht eigentlich — indessen würde es mir zum Vorzug gereichen, Sie in der Française führen zu dürfen.“

Marianne schüttelte mit mattem Lächeln das Haupt. „Meine Tänze sind bereits sämmtlich vergeben!“

„Natürlich!“ rief der Professor scherzend. „Wie konnte ich auch so unbescheiden sein, mich zu der bevorzugten Jugend zu rechnen!“

„Seien Sie versichert, Herr Professor, daß ich herzlich gern einen Tausch einginge, wenn es statthaft wäre,“ sagte Marianne freundlich.

„Ich weiß es!“

„Frau von Schierstädt!“ meldete Jean.

Und sie trat herein, ein Bild der üppigsten Schönheit, der vollendetsten Grazie. Alles an ihr war heute von ausgesucht mattem Glanze, vielleicht nur, um dem brennenden Auge desto wirksamer als Folie zu dienen. Matt war die gelblich angehauchte Seide, die in breiten, schweren Falten zu Boden rieselte, matt auch der Glanz der Perlenschnüre, welche Hals und Arme schmückten und sich wie ein milchiges Band durch die dunkle Haarfülle schlangen; ganz tief, fast verborgen unter der Flechtenkrone zitterte ein mattrother Korallenstern.

Der Kommerzienrath sah sie mit Bewunderung an und entzückt flüsterte er einem Nachbar zu: „Sieht sie nicht aus wie eine orientalische Königin? Dieser süperbe Wuchs! Diese interessante Blässe, wie sie das Morgenland auf die Wangen seiner Frauen zu zeichnen pflegt! Dieser schwebende Gang!“

Ephraim Meyer war noch nicht fertig mit der Aufzählung ihrer Reize, als Gerhardine von Schierstädt, nachdem sie Marianne begrüßt, bereits auf ihn zueilte, um ihm die tadellos behandschuhte Rechte zum Kuß zu reichen.

„Sie haben uns sehr lange schmachten lassen, gnädigste Frau,“ schmunzelte der Kommerzienrath, „aber was lange währt, wird gut, oft sogar am besten!“

„Ah, Sie sind ganz Hofmann geworden, wie ich sehe! Und soll ich ganz ehrlich sein, so muß ich gestehen, daß ich mich während der ganzen Zeit fast kindisch auf Ihr Fest gefreut habe! Nein, bedanken Sie sich nicht," lachte sie heiter.

„Ein entzückendes Weib!" dachte der Kommerzienrath.

„Welche mise en scene! Man muß Ihr Schöpfertalent und Ihre Fähigkeiten haben, einen Ball so unvergleichlich prächtig ins Werk zu setzen! Wie ausgesucht elegant Ihre Räume doch sind! Und das haben Sie Alles allein ausgesucht und selbst arrangirt? Wirklich?"

„Ohne Zweifel, meine Gnädigste," versicherte der Bankier, bereits im siebenten Himmel der Wonne.

„Nicht möglich! Aber eine kleine Unterstützung haben Sie doch wohl in Ihrer Tochter gefunden? Nicht? Nun, das müssen Sie ihr so übel nicht nehmen, junge Mädchen haben andere Dinge im Kopf, wichtigere! Schade, daß Sie keinen Sohn haben, Herr Kommerzienrath!"

Ephraim Meyer schlug die Augen zum Plafond auf, als wollte er sagen: „Es ist himmelschreiend!"

„Desto eher müssen Sie sich nach einem Schwiegersohn umsehen," fuhr die schöne Frau mit feinem Lächeln fort. „Ich wüßte wohl — doch, wo ist Fräulein Marianne geblieben? Haha, das dachte ich mir! Der Baron, der Erzschelm, vergißt darüber, mir guten Abend zu sagen! Wenn Sie wüßten, was ich weiß!" sagte sie neckend. „Doch, was rede ich denn? Sie werden es jedenfalls besser wissen als ich!"

„Was denn, um des Himmels willen?" flüsterte der Bankier und brachte sein feistes Ohrläppchen in größere Nähe mit den feuchten, rothen Lippen der Sprecherin.

„Ah, das läßt sich öffentlich nicht gut sagen, dazu wollen wir uns später ein lauschiges, stilles Eckchen aussuchen! Ich bin zwar überzeugt, daß Sie nichts Neues hören werden, denn, ein Mann von Ihrem Scharfblick, von Ihrer —"

In diesem Augenblick ward die Eingangsthür zum letzten Male geöffnet. Aber ehe noch Jean den Mund aufgethan, stürzte der Kommerzienrath bereits vorwärts, die Freifrau von Derenthall zu begrüßen, in deren Begleitung sich Monika's liebreizende Gestalt zeigte.

Gerhardine hätte aufschreien mögen vor Neid und Eifersucht, als sie der beiden Frauen ansichtig ward, deren Gegenwart ihr nie so verhaßt erschienen war. Wie verabscheute sie die hoheitsvolle Würde, womit Juliane sich als die Erste in diesem Kreise bekannte! Wie gierig musterte sie die ungesuchte Pracht ihrer Feindin, deren königliche Gestalt ein langes, schwarzes Sammetkleid umfloß, über ihrer Stirne aber funkelte ein Diadem in wunderbar lichtem Glanz wie flüssiger Mondschein. Ach, Niemand ahnte, welche heißen Qualen diese kostbaren, blauen Steine in Herz und Gehirn dieser vielbeneideten Frau hineindrückten! Sie neigte leise das Haupt, als sie an Gerhardine vorüberschritt, ihr weiblicher Instinkt warnte sie stets von Neuem vor dieser schönen, schillernden Schlange. Der Kommerzienrath ging an ihrer Seite und überfluthete sie mit Lamentationen über das Ausbleiben des Freiherrn.

„Doppelt glücklich macht mich nun Ihre Gegenwart, Frau Baronin," betheuerte der Bankier, welcher von Monika noch nicht die geringste Notiz genommen hatte. Eine Gesellschafterin! Pah, seine Tochter konnte sich zehn halten, wenn es ihr beliebte! Aber vornehm sah es in der That aus, mit einer Art Hofdame durch den Saal zu schreiten — das war es, was Mariannen bis dahin noch gefehlt hatte.

„Darf ich Sie zunächst mit dieser jungen Dame bekannt machen, Herr Kommerzienrath? Meine kleine Freundin, Fräulein Monika Hellmer!"

Der Bankier verbeugte sich verwirrt. Daß die Freifrau von Derenthall dieses unbedeutende, untergeordnete Wesen „Freundin" nannte, ging über seine Fassungskraft. Desto angenehmer fühlte er sich berührt, als Juliane jetzt mit ungezwungener Freundlichkeit seine Tochter bewillkommte.

Die arme Marianne! Welch' greller Kontrast zwischen ihren ermüdeten Zügen und erschöpften Haltung und der holdseligen, trotzig schelmischen Monika, welche das Hinzutreten des Professors mit schamhaftem Erröthen begrüßte, obgleich er ihr vorläufig wieder nur einen kurzen Blick schenkte. Juliane hatte ihm mit liebenswürdigem Lächeln die Hand gereicht.

„Wie heimisch mir auf einmal dieser fremde Kreis erscheint, da ich Sie hier erblicke, Herr Professor!"

Gerhardine hörte jede Silbe der Worte, die Frau von Derenthall mit dem Professor wechselte, und ihr Herz krampfte zusammen in machtlosem Zorn, als sie das bestrickende Lächeln sah, mit dem Elmreich sich jetzt voll und ganz zu Monika wandte.

„Sie tanzen doch, Fräulein Monika?"

„Wir werden nicht lange bleiben," sagte Juliane, während der Kommerzienrath sie bereits nach dem Ehrenplatz im Tanzsaale geleitete. In diesem Augenblick rauschte auch Frau von Schierstädt am Arme eines Kavaliers vorüber. In der Nähe des Professors angekommen, machte sie sich schnell frei und streckte diesem die Hand entgegen.

„Treffe ich Sie hier? Ich habe alle Tage auf Sie gewartet!"

Monika war bescheiden zurückgetreten, es ward ihr unbewußt bange zu Muthe bei dem schmeichelnden Gebahren der schönen Frau.

„Wenn ich nur Zeit hätte, gesunde Patientinnen zu besuchen," scherzte Elmreich, „so würden Sie gewiß nicht vergeblich gewartet haben!"

„So!" schmollte die junge Wittwe und schlug lächelnd ihren Fächer auf und zu. „Wollen Sie den Streit von neulich wieder anfangen? Sind Sie zu diesem Tanze engagirt? Ich bitte darum, denn ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu besprechen, es betrifft eine Armenangelegenheit."

Der Professor war zu sehr Weltmann, um seine unangenehme Enttäuschung durchblicken zu lassen, vielmehr neigte er sich gelassen zu Monika hinab. „Kennen Sie diese Dame?"

„Nein," flüsterte sie, noch immer unter dem Banne dieser leidenschaftlich blitzenden Augen stehend.

„Nun, dann erlauben Sie mir —"

„Ach, wozu diese Umstände!" rief Gerhardine mit beleidigender Geringschätzung, da sie nach vollendeter Prüfung nur allzu deutlich von dem gefährlichen Zauber ihrer Nebenbuhlerin überzeugt war. „Ich wollte ja mit Ihnen sprechen, nicht mit dem Fräulein dort!" fügte sie mit wallendem Blut hinzu. „Kommen Sie, wir sind bereits die Letzten — mein Kavalier ist auch verschwunden, wie ich sehe!"

„In der That! Dann bitte ich Sie herzlich, Fräulein Monika, meinen linken Arm zu nehmen — es wird mir eine angenehme Pflicht sein, beiden Damen dieselbe Aufmerksamkeit zu erweisen!"

Gerhardine biß sich zornig auf die Lippen. Ihre grob angelegte, nur den sinnlichen Eindrücken hingegebene Natur empfand diese beleidigende Zurechtweisung wie den beißenden Geschmack einer Pfefferschote, der trotz augenblicklichem Schmerz zum Genusse anreizt. Sie beschloß, das Aeußerste zu wagen, Elmreich zu besitzen.

„Nun stehe ich zu Diensten," sagte der Professor, als er Monika in fröhlicher Jugendlust am Arme eines flotten Tänzers dahinschweben sah. „Wohin darf ich Sie geleiten? Die Plätze hier sind alle besetzt, dort oben neben der Orchesterloge sind noch Stühle leer."

Gerhardine schüttelte das Haupt. „Um Gottes willen, bester Professor, Sie wollen doch nicht im Ernst dieses fürchterliche Attentat auf meine Nerven machen? Nein, lieber mag ich gar nichts von dem ganzen bunten Treiben sehen. Wollen wir uns für einen Augenblick in jenes Kabinet zurückziehen?"

„So feierlich wollen Sie die Unterredung einleiten? Ich denke, die bewußte Armenangelegenheit ließe sich hier, wenn es sein muß, sogar stehend abmachen!"

Darin hatte er Unrecht, Gerhardine hatte die Armenangelegenheit so eilig erfunden, daß sie die kleine Strecke nach dem Boudoir Mariannens wohl beanspruchen konnte, um sich ein glaubwürdiges Märchen auszusinnen.

Schweigend führte er das schöne, sinnende Weib nach dem traulichen, verschwiegenen Gemach, dessen sanfte Beleuchtung nach dem blendenden Kerzenlicht drinnen wie matte Dämmerung erschien, und ließ sich, nicht sonderlich gespannt, auf einen Sessel ihr zur Seite nieder.

„Was haben Sie mir also mitzutheilen, gnädige Frau? Welchen Armen betrifft es?"

Gerhardine hob mit wunderbar mildem Aufschlag ihre Augen zu ihm empor. „Ein armes, unglückliches Weib —"

„Meiner Behandlung?" fragte er, den Arm auf die Lehne stützend, ohne aufzusehen.

„Ihrer Behandlung, jawohl! Giebt ihr dies nicht ein Recht auf Ihre Theilnahme?"

„Gewiß, unter Umständen! Nur weiter! Hat sie sich an Sie gewandt?"

„Ja," sagte sie mit weicher Stimme. „Aber ich wollte lange nichts von ihren Klagen hören, weil ich nicht einsah, wie ihr zu helfen ist. Jetzt hingegen —"

„Bitte, nennen Sie mir den Fall ohne Umschweife, Sie sollen sich über meinen Eifer nicht zu beklagen haben!"

„Ich danke Ihnen — im Namen des beklagenswerthen Weibes, dem allein Ihre Theilnahme helfen kann! Es ist hart für mich, so ganz machtlos dazustehen, aber es soll nicht anders sein. Diese Frau," Gerhardine lehnte sich tiefer in die Kissen zurück und faltete die Hände, „diese Frau besaß von Jugend an die glänzendsten Aussichten, Vermögen, Schönheit, Geist, kurz Alles, was dem Leben Hoffnung abringen kann. Sie vermählte sich unwürdig, der Unerfahrenheit ihres kindlichen Gemüths gemäß, ohne den Muth zu finden, die verhaßten Ketten zu brechen. Sie duldete lieber und schwieg!"

Gerhardine holte tief Athem. „Bis dahin war sie ohne Schuld. Denn kann man es ein Vergehen nennen, wenn sie jenen Tag mit wehmuthsvoller Freude begrüßte, der ihr das Recht wiedergab, sich der Vorzüge zu erfreuen, die Gott ihr mitgab als ein unveräußerliches, ihm wohlgefälliges Gut?"

„Gewiß nicht — aber —"

„Und doch beging sie eine Schuld! Wie, so sprach sie tausendmal zu sich selber, müßtest Du nicht aufjauchzen, Deinen Nacken von dem schmählichen Joche befreit zu sehen? Wo sind die Blitze, mit denen Du jedes Männerauge zu Boden schleudern wolltest, wo die Verachtung, welche so oft der Schleifstein Deines heiligen Zornes gewesen? O schwaches, Dir selbst abtrünniges Geschöpf, wo sind die mit Deinem Herzblut erkauften Eide, jedem Liebesglücke fortan zu entsagen?"

Gerhardine wandte sich nun mit hinsterbendem Flüsterton zu dem begehrten Manne, der es geflissentlich vermied, sein Auge auf sie zu richten.

„Und fragen Sie nun, warum haßte jenes Weib uns nicht mehr? Was gab es für eine Sühne, die sie ungetreu machte ihren eigenen Gelöbnissen?"

„Ich weiß es nicht!" sagte der Professor kalt.

„So will ich es Ihnen sagen," rief das schöne Weib mit überwallender Leidenschaft in Blick und Ton, während sie die

weißen Arme halb bittend ihm entgegenstreckte, „so will ich es Ihnen sagen!“

„Endigen wir dieses Gespräch!“ Elmreich erhob sich jäh, sein ed'es Antlitz, dessen stolze Würde und Energie ihr diese rasende Leidenschaft ins Herz geflößt, ruhte mit finsterem Blicke auf seinem verführerischen Gegenüber. „Nicht weiter, gnädige Frau, damit die hinreißende Beredsamkeit Ihres Mundes der Sache des armen Weibes nicht schade!“

„Hören Sie mich zu Ende,“ rief sie, und es schien, als wolle sie seine Hand ergreifen und ihn zu sich niederziehen in das weiche, schwellende Polster.

„Ich bin vollkommen unterrichtet,“ entgegnete er ernst, „aber außer Stande, Ihrer Klientin zu helfen. Diese Leiden liegen außerhalb des Bereiches meiner Kunst!“

„Sie wollen hartherzig bleiben!“ Zorn und Eifersucht machten ihre Stimme vibriren, während sie wie elektrisirt aufsprang. „Was soll ich jenem armen Weibe in Ihrem Namen sagen? Sprechen Sie!“

Der Professor ignorirte den heraufbeschworenen Sturm unerwiderter Neigung. „Rathen Sie dem armen Weibe in seinem eigenen Interesse, gnädige Frau, daß es die Rolle der verschämten Armen nicht aufgiebt, die da leidet, ohne es dem mitleidslosen Auge der Welt zu entschleiern!“

Sie biß sich auf die Lippen, so heftig zwar, daß ein Blutstropfen daraus hervorquoll, dann raffte sie ihren Fächer vom Tisch. „Es ist gut, ich werde die Bestellung getreulich ausrichten!“

„Ich danke Ihnen im Voraus,“ entgegnete Elmreich mit tiefer Verbeugung, indem er sie in den Tanzsaal zurückführte.

Der Nächste, welcher ihr in den Weg trat, war Baron Herzfeld. Er flüsterte ihr zu: „Ich bin heute Abend schon einen guten Schritt in der bewußten Angelegenheit weiter gekommen! Das Mädchen wird kirre! Suchen Sie nun den Vater auf und posaunen Sie mein Lob aus, ich bin dafür zu jedem Gegendienst bereit!“

Er eilte weiter, Sie sah ihm boshaft lächelnd nach. „Warum auch nicht? Weshalb sollen Andere glücklicher sein als ich? Ach, wie elend muß Dein Leben sich an seiner Seite gestalten, Du häßliches, armes Ding! Aber nur zu, es gefällt mir, auch Andere leiden zu sehen!“

Zwölftes Kapitel.

Elmreich hatte kaum einige Schritte in den Saal gethan, als Ephraim Meyer ihn in Beschlag nahm. Er betheuerte dem Professor, daß er hoffe, mit dem gleich beginnenden Souper Ehre einzulegen; es seien einige Marken darunter, die er ihm schon im Voraus empfehlen könne, der Baron Herzfeld habe sie bereits probirt und für exquisit erklärt. Als der Professor genug gehört zu haben glaubte und sich verabschieden wollte, hielt er ihn noch einmal fest.

„Ich habe noch eine dringende Bitte, machen Sie der Freifrau von Derenthall ein wenig den Hof, die Anderen trauen sich nicht recht heran. Die Dame hat bei aller Liebenswürdigkeit etwas äußerst Reservirtes. Sie verstehen mich gewiß!“ Hier wischte er sich mit dem weißseidenen Foulard über die glühende Stirne. „Sie werden mir den dringenden Wunsch erfüllen, liebster Professor, und die Baronin unterhalten, ja? Ich verlasse mich darauf!“ Damit drückte er dem Professor eilfertig die Hand und war im nächsten Momente unter seinen Dienern verschwunden.

Elmreich gehorchte gern und ging zu Juliane. Sie hatte den Fächer aufgeschlagen, als betrachte sie die kostbaren Malereien daran und die kunstvolle Demantschleife, welche den Griff schmückte, aber düsterer Gram lagerte um die festgeschlossenen Lippen, und ihre stolz gewölbten Augenbrauen waren finster zusammengezogen, als grüble sie einem unheilvollen Bilde nach.

Elmreich trat befremdet zurück.

Juliane bemerkte seine Nähe und hob den Blick zu ihm auf, nicht langsam genug, um Elmreich ein jähes Erschrecken zu verbergen, wenngleich sie sich bemühte, durch das gewohnte gütige Lächeln den harten Ausdruck zu verwischen. „Ach, Sie sind es, Herr Professor? Das ist recht, kommen Sie doch näher! Ich dachte soeben —“

„Es muß nichts Hoffnungsvolles gewesen sein, was Ihre Gedanken beschäftigte,“ sagte er, nicht angenehm berührt. Jede Heuchelei war seiner geraden Natur zuwider, und es schien, als wolle die Freifrau etwas mit ihren zwanglosen Worten verheimlichen.

„So gar schlimm war es wohl nicht,“ sagte sie mit einem Versuch zu lächeln. „Ich dachte zunächst an meine kleine Hildegard, und da kam mir plötzlich der Einfall, ob ich das liebe Kind nicht für seinen Vater porträtiren lassen sollte.“

„Warum nicht? Aber Sie finden mich ungläubig, daß diese harmlose Vorstellung Ihnen Schmerz verursachen konnte!“

„Schmerz? Wie kommen Sie darauf?“ fragte Juliane betroffen.

„Wollen Sie mir, Ihrem treu ergebenen Freunde, wirklich etwas abstreiten, was ich soeben mit beiden Augen sah?“ entgegnete er ernst.

„Warum soll ich Ihnen verhehlen, daß der Zustand des Kindes mich ängstigt! Sie klagt so häufig —“

„Ohne bedenkliche Ursachen, wie ich versichern kann!“

„Aber mein Gemahl —“ sie brach ab und richtete ihr nachtfarbenes Auge auf den Freund. „Doktor,“ sagte sie mit gepreßter Stimme, „sagen Sie mir aufrichtig, finden Sie —“

„So erleichtern Sie sich doch Ihr Herz, gnädige Frau,“ bat er, ihre Zweifel und Sorge bemerkend.

„Ich wollte wissen,“ fuhr sie ruhiger fort, „ob Sie an meinem Gemahl irgend eine Veränderung wahrgenommen haben, eine Steigerung seiner unglückseligen Nervosität, eine Abnahme seiner körperlichen Kräfte?“

„Haben Sie Grund, eine solche zu vermuthen?“

„Nein,“ rief sie schnell. „Aber ich will Wahrheit von Ihnen hören.“

„Ich habe allerdings hie und da eine erhöhte Reizbarkeit an ihm wahrzunehmen geglaubt.“

„Also doch!“ flüsterte sie schmerzlich.

„Sie brauchen sich deshalb keine Sorge zu machen,“ beruhigte er sie. „Aber was hat das mit dem Porträt des Kindes zu thun?“

„Viel! Sie wissen, daß mein Gemahl Hildegard als das letzte seiner drei hoffnungsvollen Kinder bis zur Verzweiflung liebt. Ja, zur Verzweiflung! Anders kann ich das Verlangen nicht nennen, die Kleine unaufhörlich um seine Person zu wissen. Tag und Nacht will er ihr lockiges Haupt an seine Brust drücken, um sich zu überzeugen, daß sie lebt, athmet — ihm gehört!“

„Sie müssen dieser Uebertreibung der väterlichen Zuneigung energisch entgegentreten!“

„Entgegentreten? Ich?“ rief Juliane mit so schmerzlichem Weh, daß Elmreich betroffen aufsah. „O, Himmel, nein. Doch, daß ich darüber nicht die Hauptsache vergesse! Ich denke mir nämlich, daß es ihm Beruhigung gewähren müßte, ihr liebliches Ebenbild stets vor Augen hängen zu sehen.“

„Glauben Sie, daß eine so handgreifliche Täuschung etwas fruchten kann?“ fragte er ungläubig lächelnd; im nächsten Augenblick fixirte er sie scharf.

„Es liegt mir daran, daß dem natürlichen Wunsche meines Gatten Rechnung getragen wird,“ sagte Juliane, ohne den Einwurf zu beachten. „Deshalb bestehe ich auf meinem Vorsatz. Auch muß ich Hildegard schonen.“

„Hildegard?“

„Ja, Hildegard,“ sagte sie hastig, „sie reibt sich bei dieser Vergötterung auf! Oder glauben Sie, daß ihre zarte Konstitution es auf die Dauer ertragen kann, unzählige Male des Tages emporgehoben und mit äußerster Leidenschaft geküßt zu werden? Ertragen auch, des Nachts aus süßem Schlummer gerissen zu werden, um das besorgte Vaterherz zu erfreuen? Ich darf es nicht länger dulden! Wenn sie erkrankte, ernstlich, gefährlich, wenn das Letzte, Schrecklichste geschähe —“ sie sank in sich zusammen. „Wenn es geschähe —“

Elmreich fand sogleich keine Worte, das Staunen über diese Mittheilungen machte ihn sprachlos. Nur eine Gewißheit zog mit unumstößlicher Ueberzeugung in ihm auf, als die Freifrau sich jetzt aufrichtete und in gelassenem, sorglosem Ton weiter sprach, daß er hier einer großen Komödie gegenüberstand, einer furchterweckenden Komödie.

„Sie können mir also Ihr Wort darauf geben, daß Sie an meinem Gemahl keine nachtheilige Aenderung bemerkt haben?“

„Ich werde jedenfalls meine Beobachtungen verschärfen!“

„Nein!“ sie verbesserte sich schnell. „Wenn Sie den Befürchtungen einer besorgten Gattin Werth beilegen, so müssen Sie Ihr äußerstes Zartgefühl aufwenden, den Freiherrn nicht mißtrauisch zu machen!“

„Mißtrauisch? Nun gut, es soll gewiß geschehen!“

„Ich danke Ihnen,“ sagte Juliane aufathmend, als sei sie von einer schweren Last befreit. „Wie freue ich mich, Sie hier getroffen zu haben! Damit ich ganz aufrichtig bin, will ich nur gestehen, daß ich eigentlich hierher gekommen bin, um ungestört mit Ihnen sprechen zu können — bei mir zu Hause muß ich stets befürchten, mich von meinem Gemahl überrascht zu sehen. Jetzt aber, da meine Angelegenheit erledigt ist, will ich aufbrechen!“

„O, nicht doch, gnädige Frau!“ sagte Elmreich, indem er sich schnell erhob. „Ich bin zum nächsten Tanz mit Fräulein Monika engagirt und bitte dringend, mein Wort halten zu können!“

„Zum Dank für Ihre Theilnahme will ich mich dem gern fügen,“ nickte Frau von Derenthall freundlich.

Inzwischen hatte der Kommerzienrath — zum wievielsten Mal? — das Speisezimmer mit seinen Büffets inspizirt und war gerade im Begriff, für seine lechzende Zunge ein Glas Eis zu sich zu nehmen, als Gerhardine mit bezaubernder Huld ihre Hand auf seinen Arm legte.

„Aber, bester Herr Kommerzienrath, Sie wollen doch nicht Ihr kostbares Leben einem Gaumenreiz opfern? Sie sind ja viel zu echauffirt —“ sie nahm ihm das Glas aus den Fingern und legte ihren Arm leicht in den seinen. „Wir wollen uns in jene Ecke setzen, es blieb vorhin etwas unausgesprochen zwischen uns!“

Ephraim Meyer ließ die ersehnte Erquickung mit einem Seufzer fahren — doch fühlte er sich durch die Vertraulichkeit der schönen Frau äußerst geschmeichelt.

„Ich stehe bereits zu Diensten! Also vertrauen Sie mir geschwind an, was Sie vorhin nicht verrathen wollten!“

Gerhardine lachte laut auf. „Das zu errathen, haben Sie den ganzen Abend Gelegenheit genug gehabt, dächte ich! Ich kenne einen jungen, liebenswürdigen Mann, der sich gestern beinahe das Leben nehmen wollte aus Liebe zu Ihrer Tochter!“

„Kenne ich ihn auch?“ fragte der Bankier mit begehrlichen Blicken.

„Es ist der nämliche, der soeben mit Fräulein Marianne zum Tanze antritt — Herzfeld, der gute, brave Herzfeld! Sehen Sie nur, wie weltvergessen er Ihre Tochter betrachtet, und sie — wahr-

haftig, sie erröthete soeben! Gott sei Dank, daß ihr spröder Sinn sich endlich für den armen Baron erweicht! Und Sie spielen auch den grausamen Vater! Lassen Sie den Aermsten doch nicht so lange schmachten, Sie böser Kommerzienrath!"

„Aber, meine Gnädigste" — der Bankier hüpfte in seiner gereizten Eitelkeit und im Gefühl seines brennenden Durstes unruhig bald auf den linken, bald auf den rechten Fuß — „wie sollte ich dem vorgreifen? Ihrer gütigen Theilnahme darf ich es anvertrauen: der Baron, sage ich, hat sich ja noch gar nicht erklärt, weder mir gegenüber, noch meiner Tochter!"

„Bitte, da thun Sie ihm Unrecht!" flüsterte Gerhardine, und es schien, als habe sie nur Auge und Ohr für das besprochene Paar neben der Säule, während ihr Blick in Wahrheit an Elmreich und seiner reizenden Tänzerin hing. „Er hat letzthin — ja, ganz recht, als er Sie zum Dejeuner besuchte, vor Ihrer Tochter eine Erklärung gewagt, aber sie hat jeden Annäherungsversuch mit verletzender Kälte zurückgewiesen!"

„Ih, da soll doch —" rief der Bankier entrüstet. „Bitte, sagen Sie ihm in meinem Namen, daß meine Tochter noch ein pures Kind ist, welches aber gehorchen gelernt hat!"

„Sehen Sie, Herr Kommerzienrath, Fräulein Marianne sah soeben zu uns herüber, ich bin überzeugt, daß sie ihre feindliche Stellung aufgegeben hat. Aber ich bitte dringend darum, meinen Namen in dieser delikaten Angelegenheit unerwähnt zu lassen, man könnte sonst glauben — Sie verstehen mich, bester Herr Kommerzienrath?"

Ephraim Meyer ließ die dunklen Augen der schönen Frau mit gesteigertem Entzücken auf sich ruhen, ja, er wagte es sogar, den sanften Druck ihrer Finger noch sanfter zu erwidern. „Verlassen Sie sich ganz auf meine stadtbekannte Diskretion und trösten Sie den Baron über die Albernheit meiner Tochter!" — — — —

„Sie waren also neidisch auf Magdalene Morberg?" fragte der Professor mit glücklichem Scherze. „Neidisch auf meine Freundschaft für dieselbe?"

„Ich war wirklich neidisch," sagte Monika und zupfte halb verlegen an der Rosenknospe, die sich so jungfräulich bescheiden an ihrem Busen verbarg. „Aber wenn ich nur weiß, daß Sie mich

nicht für ein Kind halten, weil ich heiterer und unerfahrener bin als Magda, so —“

„So?“ forschte er lächelnd.

„So verspreche ich, mich zu bessern!“

„Wirklich? Und wenn ich nun gar nicht wünschte, daß Sie sich besserten?“ fragte er leiser.

Monika strich die blonden Locken aus der Stirn und sah ihn erstaunt an. „Wie? Soll ich unfreundlich bleiben?“

„Nein, o, nein! Ich meine nur, wenn ich wünschte, daß Sie nie, nie aufhören, neidisch auf meine Freundschaft zu sein, daß Sie dieselbe Allen mißgönnen, nur sich nicht?“

„Ich glaube, dazu bedürfte es nicht viel,“ versicherte sie harmlos, mit hellen Augen zu ihm aufschauend. „Darf ich ganz offen sein?“

„Gewiß, ich bitte Sie herzlich darum,“ sagte er warm.

„Aber Sie dürfen mich nachher auch nicht kindisch schelten! Ich war vorhin schon wieder neidisch, als Sie mit Frau von Schierstädt in jenem Kabinet saßen. Mein Tänzer hatte Ursache, mich zu verschiedenen Malen zu fragen, ob ich auch zerstreut sei!“

Eine wundersam zärtliche Rührung bemächtigte sich des ernsten, gereiften Mannes gegenüber dem unbefangenen Geständniß dieses holden Kindes.

„Und können Sie sich den Fall denken, daß es mir ebenso ergangen wäre, als ich Sie vorhin mit dem Baron Herzfeld sprechen sah und derselbe eine Vertraulichkeit in Haltung und Geberde sich gestattete, die mir befremdlich erschien?“

Monika erröthete. O, hätte Elmreich erst gewußt, daß sie sich zwei Mal bei Pimpernus getroffen und gesprochen hatten, daß der Baron es sogar gewagt hatte, ihre Hand zu ergreifen, die sie ihm mit Abscheu entzogen!

„Ich weiß, Sie sind unschuldig daran,“ fuhr er freundlich fort. „Es ist eben Herzfelds Manier, mit Damen also umzugehen, er macht es ja bei Fräulein Meyer nicht besser. Aber es berührte mich schmerzlich, als ich die Augen, welche Thränen um mich vergossen haben, auf jenem Gecken ruhen sah. Ach, warum mußten Sie diese kostbaren Tropfen so vorschnell vernichten, ehe ich Sie trösten durfte?“

„Weil ich mich schämte! Zudem," fügte sie schalkhaft hinzu, „war ich ja auch böse auf Sie, und deshalb sollten Sie gar nicht sehen, wie betrübt ich um Sie war!"

„Wissen Sie, was man mit solchen Thränen macht, wenn ein Mann in meiner augenblicklichen Stimmung vor einem also betrübten Mädchen steht und sein Leben darum geben möchte, dasselbe ewig froh und glücklich zu sehen?" flüsterte er, ohne den entzückten Blick von ihrem sanft gerötheten Antlitz zu wenden, das bald fröhlich aufschaute, bald in holder Scham sich in den Schooß senkte, wo ihre Hände verlegen mit den Fingern spielten. „Ahnen Sie, daß eine Stunde kommen könnte, wo Sie aufhören, sich allein Rechenschaft über Ihre Gefühle schuldig zu sein? Wo Jemand Anderes ein Recht auf die Thränen hätte und nicht dulden würde, daß Sie dieselben achtlos aus den Wimpern trocknen?"

Sie verstand ihn offenbar nicht ganz. Ihr Busen hob sich schneller.

Der Professor bemerkte es. „Nicht wahr, ich quäle Sie? Aber wenn Sie ahnten, wie glücklich es mich macht, so Schritt für Schritt die köstliche Gewißheit zu erlangen, daß die Vorsehung mich nur darum so lange empfindungslos bleiben ließ, um mir den höchsten, den holdesten Besitz zu sichern —"

„Ich verstehe Sie nicht," flüsterte Monika und sah bange zu ihm auf.

Elmreich erhob sich. „Und hier darf ich nichts weiter sagen. O, wie schwer muß man sich zuweilen mit Zeit und Gelegenheit abfinden! Aber das Eine möchte ich als theures Pfand dieser Stunde mit nach Hause nehmen: Haben meine Worte Sie froh gestimmt und werden Sie gern daran zurückdenken, bis der Moment kommt, wo Sie mich ganz und voll verstehen werden?"

Er schlang bereits den Arm um sie, und noch immer schwieg sie beharrlich, so tief hatten seine Verheißungen sie erregt. „Wollen Sie mir diesen Trost nicht gönnen, meine holde, kleine Monika?"

Sie zuckte heftig zusammen und nickte leise. Er hatte es nicht nöthig, sie an seine Brust zu ziehen, willenlos war sie daran gesunken, und fort eilten sie, getragen von ihrer Liebessehnsucht und den lockenden Klängen der Musik.

Nicht allein Gerhardine, auch Herzfeld hatte dem Zwiegespräch

der Beiden verstohlene Aufmerksamkeit geschenkt, und das Herz des Barons empfand eine unwürdige Bitterkeit gegen Marianne, das schuldlose Mädchen an seiner Seite.

„Warum darf ich mich diesem reizenden Geschöpf nicht nahen?“ dachte Baron Herzfeld bei sich, während seine Blicke auf Monika und Professor Elmreich ruhten. „Warum muß ich festgeschmiedet sitzen neben einem langweiligen Goldfisch, dessen tauben Ohren ich Galanterien vorplaudern soll, während ich der allerliebsten, wilden Rose dort meine Liebe zu Füßen legen möchte? Wie verkehrt sind doch die Gaben des Himmels ausgetheilt! Konntest Du nicht Mariannens Geld der kleinen Hexe mit vererben? Wäre es so, mich sollte Der und Jener holen, wenn ich diesem eigensinnigen, weinerlichen Geschöpf auch nur einen Blick gönnte!“

Da er in diesem Augenblick Frau von Derenthall aufbrechen sah, eilte er vorwärts, um sich wenigstens einen Abschiedsgruß von Monika zu holen, aber auf dem Wege dorthin traf ihn ein so höhnischer, beißender Blick aus Gerhardinens Augen, daß er unwillkürlich erschreckend sein Vorhaben aufgab und zu Marianne zurückkehrte.

Kaum war die schwarze Sammetschleppe der Freifrau in der Thüre des Empfangssalons verschwunden, als Gerhardine, blaß wie eine Leiche, mit unheilverkündendem Blick zum Baron trat, der es mit Befriedigung sah, daß seine Tänzerin zu einer Extratour abgeholt wurde.

„Kommen Sie morgen Vormittag zu mir, ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen!“

„Ach, lassen Sie mich doch aus dem Spiel!“ sagte er verdrießlich.

Sie maß ihn mit trotzigem Lächeln. „Sie werden kommen! Ich erwarte Sie bestimmt! Haben Sie unser Uebereinkommen vergessen? Ein Wort noch, und ich löse dem Kommerzienrath die Binde, welche ich vorhin um seine kurzsichtigen Augen geschlungen habe!“

Der Baron faßte sich schnell und verbeugte sich mit weltmännischer Artigkeit. „Haben Sie sonst noch Befehle, meine Gnädigste?“

„Nein, diesen ausgenommen! Seien Sie pünktlich, denn ich will später ausreiten!“

„Wobei ich Sie begleiten soll?" fragte er mit gerunzelter Stirn.

„Wenn ich es verlangte, würden Sie es sich jedenfalls zur Ehre rechnen, aber seien Sie unbesorgt, Ihre Gesellschaft ist die letzte, nach welcher ich mich sehne! Für heute Lebewohl, ich werde das Fest bald verlassen! Haben Sie bemerkt, wie Frau von Derenthall uns ignorirte, als seien wir Luft? O! — Sprechen Sie nachher dreist mit dem Bankier, er ist au fait!"

Sie wandte ihm nach kurzem Gruß den Rücken und verließ wirklich bald darauf den Ball.

Bei Tische, gerade in dem Moment, als der abgehetzte, hungrige Kommerzienrath sich an einer Schüssel Aspic erlaben wollte, klopfte ihm der Baron freundschaftlich auf die Schulter, faßte vertraulich seinen Arm und zog ihn plaudernd in das kleine, verschwiegene Boudoir.

Dort angekommen, nöthigte er den Bankier in den Sessel hinein, welchen Elmreich kurz zuvor innegehabt, während er selbst, die Hand auf den Tisch gestützt, vor ihm stehen blieb und seine Werbung vortrug.

„Herr Kommerzienrath," schloß er diese ebenso überlegte als kühle Rede, „es ist nicht anzunehmen, daß Sie bei Ihrem sprichwörtlich gewordenen Reichthum danach fragen, ob Ihr Tochtermann ein dagegen immerhin verschwindendes Vermögen aufweist, oder nicht!"

Ephraim Meyer nickte großmüthig.

„Aber darauf werden Sie ohne Zweifel sehen, ob derselbe ein honetter, solider Charakter ist, ein Mann von Distinktion und Aussichten, ein Mann, dem an der Ehre und dem Ansehen seiner neuen Familie gelegen ist! Solch' ein Mann bin ich! Durch meine Geburt zu den höchsten Stellen und Aemtern berechtigt, habe ich denselben bisher nicht nachgefragt, weil es mir Vergnügen machte, als freier Mann von den Renten meines kleinen Erbtheils zu leben. Dasselbe ist leider nach und nach dabei aufgezehrt worden. Aber Niemand wird mir nachsagen können, daß ich meinen alten, stolzen Namen durch unsaubere Geldborgerei verunglimpft, noch jemals mich mit Wechselgeschäften befaßt hätte. Dagegen werde ich mich allen Ernstes darum bemühen, so bald als möglich eine einflußreiche und einträgliche Stellung zu erhalten. Und nun, nachdem

ich mich gegen Sie offen und ehrlich ausgesprochen habe und Ihnen zugleich die Versicherung gebe, mein ganzes Leben fortan dem Glücke Ihrer Tochter und ihren Wünschen zu weihen, frage ich Sie, wollen Sie meine Werbung um Marianne annehmen und mich als Schwiegersohn willkommen heißen?"

Der Kommerzienrath sprang hastig vom Sessel auf und faßte beide Hände des Barons, die er anhaltend schüttelte. „Ih, warum denn nicht? Mag Ihnen nicht ganz leicht geworden sein, sich zu erklären, glaub's gern — aber wir haben's ja, Gott sei Dank! Also abgemacht! Sie haben meine väterliche Einwilligung, und das ist hier maßgebend. Sobald ich mit meiner Tochter gesprochen haben werde, arrangire ich Ihnen ein Verlobungsfest, ein Verlobungsfest sage ich —"

„Nicht allzu lange danach die Hochzeit, mich verlangt sehnlichst nach einem geregelten eigenen Hausstand," drängte der Baron, dem seine Schulden in Erinnerung kamen.

Der Kommerzienrath klopfte ihm freundlich und eindringlich auf die Schulter. „Daß die liebe Jugend doch immer so stürmisch ist! Na, na, ich sage ja nicht nein! Aber erst muß doch die Verlobung gewesen sein, und diese werde ich sehr bald in Scene setzen, verlassen Sie sich darauf!"

„Ich sinne eben darüber nach, ob ich nicht gut thäte, mich um eine Stellung im engeren Hofdienst zu bewerben, vielleicht um die Kammerherrnwürde — was meinen Sie dazu, Herr Kommerzienrath? — oder Oberstallmeister?"

„Herrlich! Ganz prächtig!" Er rieb sich entzückt die Hände. „Aber nun," sprach er bedächtig weiter, „muß ich Ihnen gestehen, daß mein Magen eine kleine Stärkung durchaus verlangt. Es stehen delikate Sachen genug auf den Büffets. Ich war nämlich gerade im Begriff, mir von einer Schüssel Aspic vorzulegen, zu der ich zurückkehren möchte. Ist's Ihnen gefällig, Herr Schwiegersohn?"

Diesmal schob Ephraim Meyer seinen Arm in den des Barons und trat mit gewichtiger Miene und gehoben von dem stolzen Bewußtsein seines eigenen Werthes mitten in den Kreis seiner hungrigen Gäste.

Dreizehntes Kapitel.

Eine schlaflose Nacht hatte sich Monika prophezeit und sie täuschte sich nicht. Wie könnte auch ein siebzehnjähriges Mädchenherz, an das soeben die ersten Boten eines neuen, unbekannten Lebenszweckes geklopft haben, die Lider schließen und sich dem gleichgiltigen Schlafe überliefern? „Meine holde, kleine Monika," flüsterte sie unaufhörlich vor sich hin und fühlte sich noch einmal an seine Brust gezogen.

Wie sollte sie ihm doch morgen begegnen? Mußte sie nicht die Augen schamroth senken und froh sein, wenn er des heutigen Abends gar nicht erwähnte?

Aber mit dem anbrechenden Tage zerrannen diese Bilder, und die aufsteigende Sonne erinnerte sie an eine ernste, heilige Pflicht, die sie im Rausche des Entzückens vergessen hatte.

Sie sprang auf und kleidete sich hastig an. „Ach, daß ich diese häßliche Heimlichkeit noch länger fortsetzen soll, die mich gegen meinen Willen immer wieder in das Haus des heuchlerischen Pimpernus führt! Warum bin ich auch nicht offen und ehrlich zu Werke gegangen? Aber was hätte es mir genutzt? Pimpernus gestattet ja nicht, daß ich das kleinste Blatt jener Briefe mit nach Hause nehme. Wo anders kann ich mir also Klarheit verschaffen, als bei ihm? Wenn ich mich täuschte und das Bild Jemand Anderes vorstellte! Oder wenn meine alte Muhme Recht gehabt hätte, mich vor jeder Gemeinschaft zu warnen, daß ich nicht einmal den Namen aussprechen durfte, geschweige denn ihrem Leben nachforschen! Aber was wußte auch die alte, kaltherzige Frau von Liebe und Mitgefühl! Sündhaft schien es mir und gegen das Gebot der Natur, wollte ich dem inneren Drange nicht folgen und wenigstens versuchen, das Dunkel zu lichten!"

Monika trat ans Fenster, in welchem sich die ersten glitzernden Sonnenstrahlen malten, und erhob in überströmendem Gefühl ihre Hände. „Der Du mir so viel Glück schenktest, ewiger Gott, leite meine Wege, daß sie vom Pfade des Rechtes nicht abweichen, noch sich in selbstsüchtiger Besorgniß von dem gebotenen Ziele abdrängen!"

Nach diesen halblaut gesprochenen Worten kehrten Ruhe und Entschlossenheit in ihre Brust zurück. Heute zum letzten Male wollte sie noch der betretenen Spur folgen, wenn dann der Inhalt der Kiste erschöpft war, ohne ein Resultat ergeben zu haben, dann sollte auch jede Hoffnung an die Möglichkeit eines Erfolges in ihr erschöpft sein.

Die Stunden vergingen. Monika wartete vergeblich des Rufes, welcher sie allmorgendlich in das Schlafgemach der Freifrau beschied, ihr dort beim Ankleiden der kleinen Hildegard behilflich zu sein. Plötzlich — Monika lauschte — war das nicht ein dumpfer Fall, als sei ein Gegenstand droben hart und schwer zu Boden gesunken?

Das junge Mädchen horchte angestrengt — es blieb Alles still. Endlich wagte sie es, den Diener heraufzusenden und ihre Dienste anbieten zu lassen. Statt dessen kam der Bescheid zurück, daß der Baron nicht wohl sei und absolute Ruhe beanspruche, dagegen sei es Fräulein Hellmer gestattet, von ihrer Zeit Gebrauch zu machen, wie es ihr gut dünke.

Das paßte herrlich in ihren Plan. Kaum hatte die Uhr auf dem Kaminsims die zehnte Stunde angeschlagen, als Monika ihren Hut aufsetzte, gewohnheitsgemäß die Notenmappe ergriff und forteilte.

Sie traf Madame Pimpernus im Nachschauer eines soeben vorübergegangenen ehelichen Gewitters.

„Heirathen Sie nicht!" Das war ihre Antwort auf Monika's Begrüßung. „Ach ja, Sie kommen wegen der Briefe! Du lieber Gott, ich hätte sie Ihnen gern mitgegeben, aber ich darf nicht! Mag der Himmel wissen, wer die junge Dame dort gewesen ist! Was geht es uns an? Vermuthlich ist sie lange todt!" Diese abgerissenen Sätze wurden zu Tage gefördert, während die gute Seele sich bemühte, die Kiste auf den Tisch zu heben.

„Todt? Todt sagen Sie?" rief Monika erschrocken. „Warum denn todt! Wie kommen Sie darauf?"

„Gar nicht, ich meinte nur so," begütigte Madame Pimpernus. „Meinetwegen kann sie ja auch noch lange leben"

Monika war zu dem Bilde geeilt und riß es von der Wand, ihre großen, blauen Augen hafteten mit ängstlicher Spannung auf den ihr so ähnlichen Zügen. „Nein, es kann nicht sein! Bitte, sagen Sie das häßliche Wort nicht wieder, es macht mir Schmerz!"

Und mit dem Bilde in der Hand eilte sie zum Tisch zurück und begann heftig in den alten Papieren zu wühlen. Es zeigten sich quittirte Rechnungen, Küchenrezepte, einige Freundschaftsbriefe, darunter auch die Heirathsanzeige der Frau Pimpernus, aber nicht das Geringste wollte sich finden, was auf das fragliche Bild Bezug hatte. Schon ließ Monika entmuthigt die Hand sinken — da, ganz auf dem Grunde der Kiste, von grünem Band umschlungen, lag ein kleines Packet loser Blätter, mit groben ungelenken Buchstaben war ein Name darauf geschrieben.

Das junge Mädchen stieß einen leisen Schrei aus.

„Haben Sie etwas gefunden?" fragte Madame Pimpernus, ohne von ihrer Näherei aufzusehen.

Monika antwortete nicht. Mit fliegender Hast ergriff sie das theuere Pfand und riß das verblichene Band auseinander — es fielen Briefe heraus, die eine feste, männliche Hand verriethen. Monika's Blicke ruhten halb neugierig, halb voll heißer Rührung auf den blassen Schriftzügen, die eine so glühende Sprache redeten. Sie las. Heftiger und höher färbten sich ihre Wangen im Nachhall dieser ihr fremden Leidenschaft. Ihr schwindelte vor diesen Eiden, diesen vermessenen Liebesschwüren. Wie innig und ausschließlich mußte der Schreiber dieser Zeilen geliebt haben! Monika warf einen Blick auf das schöne, lächelnde Bild. „Und doch haben sie Dich eine Unglückliche genannt! Konntest Du leiden bei so überschwenglicher Hingebung? O, Thorheit, was wußte die alte Muhme von Liebesseligkeit und Glück — nur Mißgunst konnte Dich tadeln!"

Sie las weiter. „Ich habe nie etwas davon gehört, daß sie Braut war," flüsterte Monika zweifelnd, „und doch steht es hier: Du meine süße Braut! Da sieht man's ja aber, daß die alte Muhme verstockt war. Aber nirgends eine Unterschrift — weshalb? Die Briefe werden immer kürzer; man sagt, die Liebe schützt nicht vor Zwistigkeiten, und in der That, diese Zeilen, dünkt mich, sind nach einem vorangegangenen Streit geschrieben. Wie kühl sie klingen! ‚Ich weiß nicht, was Du immer von meinen Pflichten sprichst und mich damit quälst! Laß doch die Menschen schwatzen, was sie wollen —'"

„Das ist falsch, ganz falsch," rief Monika erregt. „Madame Pimpernus, sind Sie auch der Ansicht, daß wir um unseren Leumund nicht besorgt zu sein brauchen?"

„Nein, darauf hält selbst Balthasar große Stücke, also muß es etwas Wichtiges sein," antwortete die brave Seele, indem sie einen Faden abbiß.

„Und hier, was sehe ich?" Monika schlug einen Brief auseinander, welchem ein kleines Billet entfiel. „Diese zitternde Schrift, mein Gott, ein Lebenszeichen von ihr, das erste seit langen, langen Jahren! Wie mich dieser Zufall ergreift! Was wird sie ihm auf den schlechten Rath geantwortet haben? ‚Komm, ich muß Dich sprechen, komm zur bestimmten Zeit! Was habe ich gelitten! Wohin soll ich fliehen, nun mir die alte Heimat verschlossen ist? Komm, nur dies eine Mal sei noch barmherzig!'"

Monika stand wie im Traum, mechanisch las sie seine Erwiderung: „Bin zu meinem Leidwesen verhindert — im Uebrigen aber auch der Lamentationen herzlich satt! Geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern; ich am wenigsten vermag es! Sorge Jeder für sich selber! ist mein Motto. Solche Scherze können doch nicht ewig dauern!"

Dieses Blatt war bis zur Unkenntlichkeit zerdrückt, und offenbar hatten heiße, schwere Tropfen die Buchstaben fast verwischt. Das junge Mädchen athmete immer schwerer, sie konnte so viel Abscheulichkeit nicht fassen. Abwechselnd starrte sie die flehende Bitte und ihre trotzige Verweigerung an und brach endlich in einen Thränenstrom aus.

Madame Pimpernus sprang erschrocken auf und eilte zu ihr. „Haben Sie etwas gefunden über die Dame, ja?"

Monika rang nach Fassung. „Sie ist es, die ich suchte! O, lassen Sie mich, lassen Sie mich weinen, der Schmerz erstickt mich sonst! Die Briefe hier gehören mir, das Bild auch, ich habe ein Recht daran, ein bitteres, trauriges Recht!" Sie rang von Neuem die Hände ineinander und schluchzte laut. „Dieses Mädchen hier ist meine einzige Schwester! Arme, arme Lenore, wo bist Du? Lebst Du noch? Konntest Du es überleben, vom Freunde verrathen und von einer hartherzigen Verwandten verstoßen zu sein? Ja, gewiß, die Pflegerin Deiner Kindheit war noch grausamer und selbstsüchtiger als die meine, und wie oft habe ich mich damals über mein Schicksal beklagt!"

„Ja, das thut man unwillkürlich,“ beruhigte Madame Pimpernus ihre Vorwürfe.

„O, wie feige erscheint es mir nun, daß ich überall und immer Dein Dasein verleugnete, selbst dem edelsten Manne gegenüber! Ich möchte die noch im Grabe hassen, die es mich gelehrt: ‚Sie ist die Schmach unserer Familie und deshalb todt für uns!‘ Ist unglücklich sein eine Schmach? Madame Pimpernus, ich frage Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, kann man nicht im größten Unglück ein guter, braver Mensch bleiben?“

„Ja, davon bin ich sogar fest überzeugt; ich bin immer brav geblieben, so oft ich auch unglücklich war! Mein Herz ist rein, wenn auch meine Finger sich oft mit seinen Kohlköpfen und Würsten besudelt haben. Du lieber Gott, was soll ich dabei thun?“

„Warum kam sie damals nicht zu mir? Meine Tante hätte sie aufnehmen müssen, und wir hätten gemeinsam unser trauriges Loos leichter getragen. Nicht wahr,“ rief sie mit kindlichem Eifer, „wo Zwei satt werden, hätte es auch für eine Dritte gereicht, Madame Pimpernus?“

„Das glaube ich nicht,“ antwortete diese, ihr verbundenes Haupt bedächtig schüttelnd. „Bei uns zum Beispiel könnte ein Dritter geradenwegs verhungern!“

Monika hörte nicht darauf, sie trocknete heftig ihre Thränen. „Ich muß wissen, wie die Sache zusammenhängt! Sie allein können mir dabei helfen! Helfen Sie mir, meine unglückliche Schwester ausfindig machen! Sehen Sie, diese Briefe hier stammen aus J., wo die Frau lebte, welche meine ältere Schwester nach dem Tode unserer Eltern erzog!“

„Wie kam denn aber meine Tante zu den Briefen?“ fragte Frau Pimpernus mit weit geöffneten Augen.

„Dorthin muß sie geflohen sein, als die böse Muhme sie verstieß!“

„Ja, aber was soll ich dabei thun?“

„Besinnen Sie sich, haben Sie niemals den Namen Lenore von der Verstorbenen aussprechen hören?“

„Nein, denn sie lag schon im Grabe, als ich kam. Pimpernus hatte mir zudem nur eine kurze Frist gegeben, und da die Reise sehr lang ist, so beeilte ich mich, in wenigen Tagen fertig zu werden.“

„Kennen Sie irgend Jemand in dem Städtchen, an den ich mich um Aufklärung wenden könnte?" fragte Monika ungeduldig, indem sie Susannens hagere Arme aufmunternd schüttelte.

„Nein, Niemand! Aber mir scheint, in diesen Papieren haben Sie doch den sichersten Beweis in Händen, daß die arme Dame gestorben ist?"

„Sie kann weiter geflohen sein und das Packet hinterlassen oder vergessen haben," eiferte das junge Mädchen, welches sich mit der Hartnäckigkeit der Jugend gegen die hoffnungslose Gewißheit sträubte.

„Nun ja," murmelte Frau Pimpernus resignirt, da ihre erste logische Kombination ungewürdigt verhallte. „Hatte die Dame etwa einen Liebhaber?"

„Einen Bräutigam hatte sie! Der Abscheuliche nannte sie unzählige Male seine heißgeliebte Braut. Hier steht es, und dennoch verließ er sie!" rief Monika in flammender Entrüstung, wenn auch ohne Verständniß für die tieftragische Bedeutung dieser Briefe.

„Entsetzlich! Ach, die Männer sind Alle Ungeheuer! Wie hieß denn der Bösewicht?"

Monika sah auf. „Ja, gewiß, das muß ich zunächst zu ergründen suchen, obwohl ich nicht glaube, daß er jemals meinen Pfad kreuzen wird. Die Briefe sind sämmtlich namenlos. Doch halt, das Schreiben von meiner Schwester muß doch adressirt gewesen sein — schnell, der Name wird schon einiges Licht über ihr dunkles, trauriges Geschick ausgießen!"

Sie nahm das Billet zur Hand — richtig, es trug eine Adresse. Aber kaum hatte Momika den Namen darauf gelesen, als sie erbleichend in einen Stuhl sank.

„Mein Heiland, was haben Sie denn schon wieder?"

Monika zeigte ihr stumm das Blatt. Madame Pimpernus schlug die Hände zusammen vor Erstaunen.

„Kennen Sie nun den Elenden?"

„Der vornehme Herr — ach, eher hätte ich geglaubt, daß ich eine Gans bin, wie Pimpernus immer sagt!"

„Anatole von Herzfeld ist der Bräutigam meiner Schwester!" rief Monika aufspringend. „Das also war das Mißtrauen, welches

mich gegen ihn erfaßte, als er kaum einige Worte mit mir gewechselt! Das die Furcht, welche mich vor seiner Nähe warnte! O, die Sünde steht ihm auf der Stirn geschrieben! Haben Sie nie einen Abscheu empfunden, wenn Sie in dieses kalte, stechende Auge schauten, das mit seinem falschen Strahl dem Schlangenauge gleicht?"

Madame Pimpernus schüttelte den Kopf. Sie war durch ihres Eheherrn widerwärtige Physiognomie so wenig verwöhnt, daß ihr des Barons Züge dagegen außerordentlich schön vorkamen.

„Ja gewiß, wenn ich mir die Schlange im Paradiesgarten vorstelle, so verleihe ich ihr getrost seine Züge. Und dieser Mann konnte das Herz meiner sanften, guten Schwester gewinnen? Wie war es möglich?"

„Junge Mädchen wissen in dieser Beziehung nie, was sie thun," nickte Frau Susanne bedeutsam.

Monika brütete über einem Entschlusse. „Jetzt, wo ich so viel weiß, darf mir vor einem letzten entscheidenden Schritte nicht mehr grauen! Wer anders könnte mir Auskunft über Lenorens ferneres Geschick geben, als der Baron? Er muß es wissen, wohin sie sich flüchtete. Glauben Sie, daß er Muth und Aufrichtigkeit genug besitzt, mir die Wahrheit zu gestehen? Nein?" rief sie mit ausbrechender Verzweiflung. „Auch dann nicht, wenn ich ihn trotz meines gerechten Abscheues anflehe, mein Schwesterherz zu beruhigen? Ha, wenn ihn meine Vorwürfe gar zwängen, Geschehenes wieder gut zu machen?"

„Ich fürchte, er wird darüber lachen! Alle Männer —"

„Lachen?" rief Monika stolz, aber sie besann sich. „Gut, mag er lachen, wenn er mir nur meine Fragen beantwortet. Sehen Sie, Madame Pimpernus," fuhr sie immer muthiger fort, „ich habe Niemand, der in dieser Sache für mich handeln kann, deshalb muß ich mir selbst ein Rathgeber sein. Was bleibt mir für eine andere Wahl? Ich werde den Baron bei Ihnen sprechen, Madame Pimpernus, zum letzten Male; meine Vorstellungen, meine Bitten müssen ihn erweichen und zu einem Geständniß veranlassen. Gott wird mir gewiß die richtigen Worte auf die Zunge legen!"

Sie verließ ihren Platz und ging in gehobener Stimmung und im Bewußtsein eines edlen Zweckes lebhaft im Zimmer auf

und nieder. Der Jugendenthusiasmus unterstützte die mangelnde Weltkenntniß allzu sehr. „Die Vorsehung hat sich oft noch schwächerer Werkzeuge zu ihren Plänen bedient, das wird mich stärken. Leugnen kann er nicht!"

„Nein," sagte Madame Pimpernus, „die Handschrift in seinen Briefen beweist seine Schuld. Der Baron wechselte häufig Billets mit Pimpernus, da sah ich zuweilen die Adresse. Es sind, weiß Gott, dieselben Züge!"

Monika war entschlossen. „Ich bin ganz einig mit mir, die Pflicht läßt mich nicht anders handeln. Wollen Sie mir einen letzten Gefallen erweisen, Frau Pimpernus, und den Baron hieher bestellen?"

„Wenn Pimpernus —"

„Was wagen Sie Aergeres dabei als ich?" rief Monika mit schmerzlichem Vorwurf. „Vergessen Sie nicht, daß er mein Todfeind ist. Denken Sie, es gälte ihrer eigenen Schwester!"

„Gut, ich will es ausrichten," seufzte Susanne. „An welchem Tage und zu welcher Stunde soll er hier sein?"

Monika's Wangen überflog eine heiße Röthe, als sie antwortete: „Morgen Nachmittag gegen fünf Uhr werde ich mich hier einfinden. Aber," fuhr sie mit kindlichem Eifer fort, „Sie werden bei mir bleiben, nicht wahr? Allein hätte ich vielleicht nicht den Muth."

„An mir soll's nicht fehlen! Ich werde den Baron recht dringend auffordern, dann kommt er gewiß!"

„Aber ohne meinen Namen zu nennen," fiel Monika stolz ein. „Unvorbereitet muß er mir gegenüberstehen. Wenn er wüßte, um was es sich handelt, würde er nicht in die Falle gehen."

„Bewahre — ich werde die Angelegenheit schon fein genug einfädeln. Also morgen Nachmittag denn!"

„Ja," sagte Monika mit nicht ganz sicherem Tone, „morgen Nachmittag denn!"

Damit schieden sie.

Vierzehntes Kapitel.

Zu derselben Zeit, wo Monika in Kummer und Angst dem traurigen Geschick ihrer Schwester nachforschte, saß Gerhardine von Schierstädt bleich, mit überwachten Zügen am Fenster und blickte erwartungsvoll in den lachenden Morgen hinaus. Sie hatte den schönen Arm, von dem der weite Spitzenärmel zurückgefallen war, auf das Fensterkissen gestützt und ihr Antlitz fest darauf gedrückt, das in seinem heftigen Mienenspiel die Leidenschaft verrieth, unter welcher Gerhardine athmete.

Minute auf Minute verrann, ohne daß der ersehnte Schritt im Vorzimmer hörbar ward. Die Uhr verkündigte eine Viertelstunde nach der anderen — sie blieb allein, und in den spiegelklaren Scheiben gewahrte sie, daß ihre Wangen sich allmälig mit steigender Zornesröthe bedeckten.

Endlich ward die Thüre geöffnet, langsam und bedächtig. Den lächelnden Gruß des Barons beantwortete das schöne Weib mit einem leisen Ausruf schlecht verhehlter Wuth.

„O, ich hätte es mir denken können, wie Sie Wort zu halten pflegen!“

„Was wollen Sie denn, theuere Freundin? Ich bin ja hier! Man kann füglich nicht gehorsamer sein!“

„Nein, man müßte nicht Baron Herzfeld sein, um nicht so perfide zu handeln!“ erwiderte sie schneidig, ohne ihre Stellung zu ändern. „Kommen Sie zu mir!“

„Sie sehen schlecht aus, in der That!“ sagte er nähertretend. „Die Triumphe des gestrigen Abends haben Ihnen übel mitgespielt. Sie hatten, auf Ehre, eine unvergleichliche Toilette gewählt — dieses matte —“

„Lassen Sie die Narrenspossen!“ unterbrach sie ihn heftig.

„Warum nicht?“ Er warf seinen Hut auf den Tisch und setzte sich bequem in einem Sessel zurecht. „Was ist also Ihr Begehr? Sehnsucht nach meiner Gegenwart dürfte schwerlich das Motiv unseres tête-à-tête sein!“

Sie sah ihn eine Weile unverwandt mit ihren heißen Augen an, bis er die seinigen zu Boden schlug, dann brach sie in ein scharfes Lachen aus. „Ich hätte Ihnen so viel Thorheit nicht zu-

getraut, mich in diesem, in diesem Augenblick an etwas zu erinnern — gerade in diesem Augenblick, wo mein Herz gegen dieses Etwas wie gegen einen Giganten ankämpft, dem es unterliegen muß. Sie hätten den Himmel anflehen sollen, daß er meine Sinne vor dem Nachdenken bewahrte! Sie haben es nicht gethan, und dieses Grübeln ist der Schleifstein meines Hasses gegen Sie geworden!"

„Sagen Sie lieber, daß ich Ihnen gleichgiltig geworden bin!"

„Gleichgiltig?" rief sie, und das Beben ihrer edel geschweiften Nasenflügel bezeugte die Wahrheit ihrer Worte. „Damit haben Sie sich also getröstet? Menschen Ihresgleichen ohne Herz, ohne Gefühl, mögen stumpfsinnig genug dazu sein, aber ein Weib liebt nur, oder haßt! Sie liebt den Freund und haßt den Gegner, und wenn sie den Einen in dem Anderen verlor, so haßt sie Beide!"

„Ah, das ist mir neu — aber er hat es nicht besser verdient! Sie werfen mir Thorheit vor, doch die größte begingen Sie jedenfalls, als Sie Ihr Herz an diesen langweiligen Sohn Aeskulaps hingen, der zu Ihnen paßt wie Feuer zum Eis. Sie konnten Verehrer genug finden —"

„Schweigen Sie!" rief Gerhardine aufspringend. „Wollen Sie mir die Schmach noch glühender ins Herz brennen? Diesem Manne gegenüber kam mir zuerst das Bewußtsein meiner — Ihrer Schuld, und wollte ich sie hinweglachen, so lachte ich zugleich die zarten Hoffnungskeime hinweg, die Leonhard Elmreichs Nähe mir in die Seele gepflanzt. So oder so war ich verloren — zu beiden Seiten thürmte sich die Vergangenheit wie ein unübersteiglicher Berg vor mir auf — Lug und Trug hatten ihn geschaffen, die Lüge allein konnte mir darüber hinweghelfen. Und ich hätte sie gewagt, diese letzte, abscheuliche Lüge, um den Gipfel zu erklimmen: seine Liebe! Fluch Ihnen, daß ich so elend bin, nur durch eine Lüge glücklich werden zu können!"

Der Baron lachte verlegen und spöttisch zugleich. „Der Himmel bewahrte Sie ja gnädig vor diesem Dilemma — hätten Sie mir geglaubt, so würden Sie diesen Reminiscenzen aus dem Wege gegangen sein!"

„Nein, ich will ihnen nicht mehr aus dem Wege gehen," brach sie mit zitternder Stimme aus. „Ich will Ihnen die Hälfte

der Qual aufbürden, die mich in diesen Wochen, in dieser Nacht verzehrt hat, ich will endlich aufhören, Ihre Schuld zu büßen!"

„Meine Schuld? Das ist drollig! Ich dächte, wir repartirten, wie damals!"

Eine Todesblässe überzog plötzlich ihr glühendes Antlitz; es war, als mache dieser grausame Hohn ihr Herzblut stocken, so unbeweglich stand sie vor ihm, der in peinlicher Ungewißheit zu ihr aufblickte. „Du wagst es?" murmelte sie mit zuckenden Lippen.

„Gerhardine —" bat er ungeduldig.

„Du wagst es, Abscheulicher, mir Deine Sünde —? Bekenne," rief sie mit vor Leidenschaft bebender Sprache, „bekenne, in wessen Hirn der Gedanke entsprang! Bekenne, Elender!" Sie faßte seine Hand und preßte sie in die ihre, daß die Nägelspuren sich tief in das weiße Fleisch gruben, dann schleuderte sie dieselbe heftig von sich. „O, daß der Tag noch einmal zurückkäme, wo Du zum ersten Male vor mich hintratest, mir Deine gottlosen Schwüre vorzustammeln, mir, deren Herz und Sinne in eitler Selbstverblendung gefangen lagen, deren Seele nach Genuß und Freuden lechzte, und die so sündhaft thöricht war, die mangelnde Befriedigung in Deinen Armen zu erwarten! Warum konnte mir nicht damals ein Traumbild erscheinen, mich vor Deiner Heuchlermiene zu warnen, o, warum nicht eine Ahnung mir sagen, welchen Weg Du mich führen wolltest?"

Ihre Stimme ward allmälig weicher, als ob sie zu sich selber spräche. „Unbekannt mit der Gefahr dieses Schrittes — nein, ich will offen sein in dieser Stunde — unbekannt mit dem Egoismus Deiner Wünsche folgte ich Dir in die schäumende Brandung des großen, herrlichen Lebens. Damals, damals liebte ich Dich! Nenne es Zärtlichkeit, Dankbarkeit, Hilflosigkeit, es war ein menschliches Gefühl, das solche Strafe nicht verdiente. Damals stand ich unbewußt an einem Scheideweg. Zwei Pfade lagen vor mir — Du brauchtest mir nur die Hand zu reichen, und ich schlug den guten, schlichten Weg der Tugend ein — Du aber stießest mich in mein Verhängniß!"

„Ich liebte Sie um Ihrer selbst willen, Gerhardine — endigen Sie diese Unterredung, oder ich muß Ihr Zimmer verlassen!" unterbrach er sie, indem er sich vom Sessel erhob.

Sie drückte ihn hastig in die Polster zurück, mit einer Kraft und Energie, die man ihren spitzen, zarten Fingern nicht zugetraut hätte. „Höre mich zu Ende! Es thut mir wohl, diese alten Geschichten anderen Ohren vorklagen zu können als meinem eigenen Herzen, welches dieselben bis zum Ueberdruß vernommen hat . . . Um mein Gewissen zu übertäuben, um meine Zornesthränen zu löschen, führtest Du mich nach Paris; berauschen sollte ich mich in seinen wildesten Freuden, um Deine Eide zu vergessen. Aber die Stunde kam doch, wo ich Dich an dieselben mahnte, und weißt Du, Elender, was Du mir damals unter Hohn und Lachen zuriefst? ‚Semitisches Blut verträgt sich nicht mit dem blauen Blut meiner Ahnen!‘“ Sie legte die Hand vor die Augen, als wolle sie eine Thräne daraus fortwischen.

Der Baron biß sich auf die Lippe. „Was haben diese Reminiscenzen mit dem Jetzt zu thun?“

„Jetzt freit dieser selbe Mann um eine Tochter aus semitischem Stamme!“ rief sie mit schneidendem Spott. „Herrliche Bewährung Deiner aristokratischen Gesinnung, die mich das Glück und den Frieden meines Lebens kostete! Nein, ich will mich nicht besser machen, als ich bin: — ich begriff erst, was meine Leichtgläubigkeit mich gekostet, als der Einzige vor mich trat, der die verstimmten Saiten meiner Liebe im Wohllaut zu rühren verstand. Von jener Stunde an fühlte ich erst, daß ich mit eisernen Ketten an Dein verhaßtes Leben geschmiedet war — zwei Galeerensklaven, die in tödtlichem Hasse ihr Dasein theilen bis zum Tod! Wäre Elmreich gewesen wie alle Anderen, so hätte mich das Lügengewebe nicht mehr Mühe gekostet, als es mich unglücklich machen würde, Dich verzweifelnd zu meinen Füßen zu sehen, so aber reizte er mit seiner mißachtenden Kälte mein Empfinden zu einer Höhe, wo ich Alles daran setzte, ihn zu gewinnen — umsonst, ich habe das Spiel verloren!“

„Davon hat er gestern Abend Proben gegeben!“ lächelte der Baron kühl. „Im Uebrigen haben Sie sich die Sachlage nicht recht überlegt, Gerhardine — selbst angenommen, der Professor hätte Feuer gefangen, wie lange wollten Sie die Binde festhalten?“

Sie wandte sich um und ging schnell einige Male im

Zimmer auf und nieder, endlich blieb sie vor ihm stehen. „Er verachtete mich, als ich mit dem elenden Flittertand der Lüge geschmückt vor ihn trat; die erdichtete Fabel unverschuldeten Leides vermochte sein Herz nicht zu bewegen. Um wie viel glühender müßte seine Verachtung sein, wüßte er, wessen mich mein Leben anklagt! Und giebt es keine Rettung — keine? Kann der Mensch nur den Fleck aus seinem Kleide waschen und nicht auch die Flecken aus seiner Vergangenheit? Ja, stiere mich nur verwundert an, Meineidiger, diese Nacht führte mich abermals an einen Scheideweg — es tönte eine Stimme in mir, die mich antrieb, Dir meine Schätze zu Füßen zu schleudern, damit meine Seele frei werde von der sündigen Last. Was macht es einem Menschen, wie Du bist, aus, ob er seine Seele um einige Pfunde mehr beschwert oder nicht! Arm wollte ich von dannen ziehen, aber" — rief sie mit gepreßter Stimme — „ich kann nicht darben, nicht noch einmal zurück in das Dunkel gehen, dem ich entfloh! Mein Herz sehnt sich nach Genuß und Freude, es lechzt nach den Gütern des Lebens!"

„Ich interessire mich im Ganzen wenig für derlei psychologische Prozesse, aber es soll mich freuen, wenn Sie endlich den richtigen Weg gefunden hätten," sagte er gähnend. „Sie haben also den Professor aufgegeben?"

Ein eigenthümliches Lächeln umspielte ihre brennenden Lippen.

„Für mich? Ja! Die Stimme dieser Nacht, die mein beleidigtes Herz zum Opferstein machen wollte, auf dem Elmreich und seine Auserwählte sich die Hand zum glücklichen Bunde reichen sollten, diese Stimme habe ich weggehöhnt. Ich glaube jetzt selber, daß ich auf dem richtigen Wege bin. Ich kann ihn nicht besitzen, nie, denn eines Tages müßte ihm Wahrheit werden, aber Monika Hellmer soll ihn auch nicht besitzen — das sei meine Rache!"

„Darf ich fragen, wer sich dazwischen drängen soll?"

„Sie!"

„Ich?" rief der Baron aufspringend und riß sein Lorgnon vor die Augen. „Nimmermehr! Sie phantasiren, Gerhardine!"

„Ich bin nie klarer bei Verstande gewesen, als eben jetzt, wie Sie sogleich sehen werden!" sagte sie gelassen. „Der Professor ist ein Mann, dessen Mißtrauen friedlich und sorglos schläft, aber er

besitzt einen Charakter, der äußerst empfindlich ist gegen Alles, was seinem Stolz und seiner Ehre den kleinsten Makel anheften könnte. Seine Art zu lieben endlich ist von den Schwächen weniger bedeutender Sterblichen frei — sein Groll wäre unauslöschlich, sein Stolz unversöhnbar, wenn er die Gewißheit hätte, von einem siebzehnjährigen Kinde an der Nase herumgeführt worden zu sein. Begreifen Sie jetzt vielleicht?"

„Ich gönne ihm allerdings eine derartige Lektion, aber wie Sie meine Person dazu verwenden wollen, ist mir unklar!"

„Sie sollen ihm Veranlassung geben, Monika's Tugend zu bezweifeln, Sie sollen da fortfahren, wo Sie gestern Abend mit Ihren verzehrenden Blicken stehen blieben!"

„Nein, das verweigere ich entschieden," rief der Baron zornig, „und wenn ich selbst bis zur Tollheit in das hübsche Lärvchen verliebt wäre! Haben Sie vergessen, daß ich seit gestern sozusagen verlobt bin? Was würde die Welt, was würde Marianne dazu sagen?"

Sie sah ihn mit halbgeschlossenen Augen an und wiegte den Kopf spöttisch hin und her. „Ah, das wußte ich nicht, daß Sie um Mariannens Ruhe besorgt sein könnten, daß Sie ihre Zufriedenheit gegen mein Wohlwollen auf die Wage legen würden!"

„Nein, aber ich wünsche, daß das Dekorum wenigstens bis zur Hochzeit aufrecht gehalten werde! Eine so glänzende Partie würde sich mir nicht zum zweiten Male bieten — ich bin finanziell ruinirt!"

„Gut, so soll Ihr Renommé als tugendhafter, sittenstrenger Bräutigam nicht beschädigt werden, ich will diesem begreiflichen Gefühl Rechnung tragen und ihm sogar einen Lieblingswunsch opfern. Doch eher mag Elmreich sterben, als diese Gouvernante, dieses verhaßteste aller Geschöpfe, heimführen! Ich werde eine Zusammenkunft zwischen Ihnen und ihm bewerkstelligen, Sie werden ihn zum Zweikampf provociren — bei seiner ausgesprochenen Antipathie gegen Sie kann Ihnen dies nicht schwer fallen, und da Sie ein ausgezeichneter Schütze sind, werden Sie Ihr Ziel nicht verfehlen. Dann habe ich nur noch den Wunsch, bei seinem letzten Athemzuge zugegen zu sein, um ihm das Geständniß meiner Rache zuraunen zu können!"

Der Baron war abwechselnd bleich und roth geworden, er kannte die Entschlossenheit dieser Frau und wußte, daß seine Weigerung ihr eine gefährliche Waffe in die Hand geben würde. Nichtsdestoweniger war er entschlossen, das ihn drückende Verhältniß endgiltig zu lösen. „Nein, befriedigen Sie Ihre Rachegelüste so gut Sie können, ich will nichts mit der ganzen Sache zu thun haben! Was geht sie mich an?"

„Sie wollen nicht?" fragte sie lauernd und ein Zug unsäglicher Verachtung malte sich in ihrem schönen Antlitz.

„Nein, ich müßte ein Narr sein, jetzt mein Leben zu riskiren, wo mir endlich ein ruhiger Hafen winkt! Sie haben die Verlegenheiten nicht gekannt, mit denen ich mich Jahre lang hier herumgeschlagen habe, um schließlich wie eine ausgesogene Fliege in dem Netze des biederen Balthasar Pimpernus zu hängen!"

Gerhardine horchte bei dem Namen auf.

„Haha, und dieses unschuldige, harmlose Ding läuft beinahe mit derselben Konsequenz in das Haus dieses Blutsaugers wie ich! Man sagt zwar, die Tugend wittere den Teufel allemal, aber es ist nicht wahr, sonst würde Monika Hellmer sich wohl hüten, Madame Pimpernus zu ihrer Vertrauten zu machen!"

„Und Sie haben sie dort natürlich getroffen?" warf Gerhardine gleichgiltig hin.

„Zufällig, ja! Ah, sie ist ein reizendes Geschöpf!"

„Genug, ich frage Sie noch einmal, wollen Sie den Muth haben, den Professor zu fordern?"

„Nein, denn ich will die Früchte meiner Bemühungen ernten, das Gold des alten Meyer soll meine Adern erweitern, daß das Blut noch einmal mit erneuter Jugendkraft hindurchbrausen kann. Ich will, wie Sie, das Leben genießen und es nicht unnütz für eine Weiberlaune in die Schanze schlagen. Und da wir nun doch einmal heute uns aussprechen, so will ich Ihrem Beispiel folgen und ganz offen reden. Ich wünsche, Gerhardine, daß dies die letzte Zusammenkunft ist, welche wir Beide miteinander haben, die Verhältnisse fordern es. Zudem muß Ihnen auch damit gedient sein. Sie werden dann allmälig vergessen lernen, daß wir uns einst näher standen!"

„Das heißt, als Bräutigam und Ehemann wollen Sie mich nicht mehr kennen?“ fragte sie spöttisch.

„Sie fassen die Sache zu tragisch auf, aber ich kann doch als Bräutigam unmöglich wie bisher die Rolle Ihres Vertrauten weiterführen!“

„Gewiß nicht, obgleich es nur eines Wörtchens bedürfte, um Sie zur schleunigen Rückkehr zu zwingen!“

„Dies Wörtchen wird aber unausgesprochen bleiben — um Ihretwillen, hoffe ich!“

„Meinen Sie?“ Es schien, als ob ein halbes Lächeln dabei um ihre Lippen zuckte, was der Baron für ein kluges Einlenken in seine Pläne hielt.

„Eine äußerlich gehobene Verbindung gewinnt nur an Reiz — Sie werden es noch erleben, daß ich mich wieder zu Ihren glühendsten Verehrern bekenne, schöne Gerhardine! Also lassen Sie uns ohne Groll scheiden und geben Sie Ihr thörichtes Rachegelüste gegen den Professor auf! Folgen Sie meinem Beispiel, ich glühe für Monika Hellmer und heirathe Marianne Meyer!“

Sie richtete ihre brennenden, trockenen Augen forschend auf ihn, endlich sagte sie mit seltsamer Betonung: „War das Ihr Ernst, Anatole? Wünschen Sie, daß ich Ihre Lehre befolge? Gesetzt, es gelänge mir, einen Schwachkopf zu finden, den ich in der gleißenden Schlinge finge und darin zu Tode zappeln ließ, würden Sie diese Klugheit billigen?“

„Ich würde Ihrem Geiste und Ihrer Schönheit das aufrichtigste Kompliment machen!“ erwiderte er galant und mit sichtlich erleichtertem Herzen, indem er sich erhob und seinen Hut aufnahm. „So sind wir denn also einig — und frei!“

„Und frei!“ wiederholte sie ruhig.

„Gottlob! Leben Sie wohl, Gerhardine!“ Er wollte ihr die Hand entgegenstrecken, aber sie stieß sie mit schneller Bewegung zurück.

„Keine Komödie, wenn ich bitten darf, Herr Baron, oder besser gesagt, Sie fallen bereits aus der Rolle! Grüßen Sie Ihre Braut von mir und — Ihren zukünftigen Schwiegervater!“ Sie neigte leicht das Haupt und verfolgte den Abgehenden mit ihren heißen Blicken, bis die Thüre sich hinter ihm geschlossen,

dann brach sie in ein unheildrohendes Lachen aus. „Gut, gut, dieser Fingerzeig soll mir nicht umsonst gegeben sein! Elender Feigling, glaubtest Du mich so tief zu Dir herabgezogen, daß ich nicht einmal mehr den Muth haben sollte, den süßen Rachedurst in mir zu befriedigen? Du willst Elmreich nicht fordern? Wohl, so soll er Dich fordern! Elmreich muß fallen! So triumphire ich über Monika — und in der Verzweiflung um Dein Leben wirst Du schon zu treffen wissen, Verräther! Herzfeld muß leben, leben in erneuter, enger, nie abzuschüttelnder Gemeinschaft mit mir; er muß vor meinem Willen zittern, sich demüthigen, damit ich meine Schmach an ihm räche! Ah, herrlicher Gedanke, der mich durchzuckte! Sein Gott ist der Mammon, und ich werde der Cherub sein, der mit gezücktem Schwert vor den goldenen Schätzen seines Schwiegervaters steht! O, wenn er dann einsieht, daß das große Opfer seiner persönlichen Freiheit vergebens gebracht ist, wenn er an der Seite einer verhaßten Gattin vergebens mit den Eheketten rasselt, die er doch nicht sprengen darf, dann ist der Moment gekommen, wo ich ihm das Wort wieder ins Gedächtniß zurückrufen kann: ‚Semitisches Blut soll sich mit dem blauen Blute meiner Ahnen nicht vermischen!‘ — Darum gleich ans Werk, die Minuten sind kostbar!“

Sie trat zum Tisch und schlug heftig auf die Klingel.

Lisette erschien.

„Bringe mir das Adreßbuch, aber schnell — hörst Du?“

Wenige Augenblicke später saß sie über den umfangreichen Kalender gebeugt und blätterte hastig darin umher. Endlich hatte sie das Gewünschte gefunden. „Aha, hier steht es: Balthasar Pimpernus, Vermiethungs-Bureau — Grüne Gasse Nr. 6. Nun weiß ich genug!“ rief sie, das Buch zuschlagend. „Lisette, ich will Toilette machen!“

Eine Stunde war kaum verflossen, als sie bereits vor dem bezeichneten Hause stand, welches Monika einige Zeit vor ihr verlassen hatte. Gerhardine stieg die Treppe hinauf und klingelte, wiewohl zuerst vergeblich, denn Balthasar Pimpernus war soeben beschäftigt, seiner Frau das Geheimniß zwischen ihr und Monika ziemlich handgreiflich aus der Seele zu ziehen, und die arme Dulderin hatte ihm soeben unter Thränenströmen gestanden, daß

sie beauftragt sei, den Baron auf den morgenden Nachmittag zum Rendezvous zu bestellen. Seine darauf folgende Rede über Madame Pimpernus' polizeiwidrige Verstocktheit und schwarze Heuchelei wurde durch Gerhardinens ungeduldiges Klingeln unterbrochen.

„Sie sind der Vorsteher eines Vermiethungsbureaus für weibliche und männliche Domestiken?" fragte die schöne Frau mit verständnißvoller Accentuirung des Tones.

„Zu dienen!" Balthasar lüftete sein Käppchen und schritt voraus zu seinem Sanktuarium, dessen Thüre er respektvoll öffnete.

Kaum war Gerhardine eingetreten, als sie die Maske fallen ließ. „Wenn Sie Menschenkenntniß besitzen, so müssen Sie längst eingesehen haben, daß ich mich nicht zu Ihnen bemüht habe, um mein Personal zu vervollständigen. Ich weiß aus sicherster Quelle, daß Sie hinter Ihrem Aushängeschild noch anderen, vortheilhafteren Beschäftigungen obliegen, und nicht nur Dienstboten, sondern Herren und Damen der besten Häuser bei sich empfangen!"

Das Antlitz Balthasars entfärbte sich sichtlich, aber er sagte mit ungläubigem Lächeln: „Welche Verkennung, gnädige Frau — man hat Sie durchaus falsch belehrt!"

„Ei, nicht möglich! Nahmen Sie nicht erst kürzlich einen Wechsel über fünfzehntausend Mark, der die Unterschriften des Barons von Herzfeld und der Frau von Schierstädt trug?"

„Und diese Dame —?" stotterte er betroffen.

„Ich bin Frau von Schierstädt!" entgegnete sie mit stolzer Haltung. „Wollen Sie nun noch leugnen?"

„Ich bekenne mich für überwunden!" lispelte er mit häßlichem Lächeln. „Nach dieser Eröffnung darf ich auf einen angenehmen Auftrag rechnen!"

„Sie haben Erfahrung, wie ich sehe! Doch ist mein Auftrag anderer Art, wie Sie vielleicht denken! Ich bin hierher gekommen" Gerhardine verstummte instinktiv vor dem listigen, lauernden Auge Balthasars, welches ihr das Geheimniß aus der Seele saugen zu wollen schien. „Es liegt mir daran, zu erfahren, ob der Baron von Herzfeld hier bei Ihnen zum Oefteren Zusammenkünfte mit einer gewissen Monika Hellmer gehabt hat? Ueberlegen Sie nicht

erst lange, sondern sagen Sie mir die Wahrheit, ich werde dafür erkenntlich sein — Ausflüchte würden nichts nützen!"

„Nun denn, ja, ja, die Herrschaften haben sich hier gesprochen — das heißt, Fräulein Hellmer ist eine Kundin meiner Frau!" sagte er zögernd, da er glaubte, es handle sich hier um einen Fall von Eifersucht.

„Sehr gut, weiter wollte ich nichts wissen! Und nun noch Eins! Sie werden veranlassen, Herr Pimpernus, daß sich das Paar hier noch einmal in nächster Zeit und zwar zu einer bestimmten Stunde zusammenfindet! Verstehen Sie?"

„Nein, diesmal wahrhaftig nicht!" sagte Pimpernus zum ersten Male in seinem Leben aufrichtig, da er noch immer der Ansicht war, daß Gerhardine von rasender Eifersucht geplagt sei.

„Mein Gott, so begreifen Sie doch, ich will die Beiden hier zusammen treffen!" rief Frau von Schierstädt ungeduldig.

„Ah so, jawohl, jetzt verstehe ich!" Sein Gesicht legte sich in verschmitzte Falten. „Sie wollen die Attentäter auf frischer That ertappen!"

Gerhardine biß sich zornig auf die Lippen. „So ist es — ich, oder Jemand Anderes! Wann kann dies geschehen?" Sie zog eine blauseidene Börse hervor, durch deren Maschen es goldig und verlockend glänzte, und hielt sie prüfend in der Hand.

Balthasars Blick haftete begehrlich darauf, er schlug sich mit der Hand leicht vor die Stirne. „Wie ist mir denn? Die Sache macht sich ja ganz von selbst, es ist nicht einmal eine besondere Verabredung nöthig!"

„Wie?" rief Gerhardine lebhaft.

„Madame Pimpernus hat mir soeben gestanden, daß sie auf Verlangen des Fräulein Hellmer den Baron zu morgen Nachmittag hierher bestellen soll!"

„Sie will ihn sprechen?" fragte Frau von Schierstädt athemlos. „Und freiwillig? Aus welchem Grunde?"

Balthasar zog es vor, schweigend die Achseln zu zucken.

„Das ist ja herrlich!" brach sie mit schlecht verhehltem Jubel aus. „Besser hat sich noch nie etwas in den Kreis meiner Pläne eingefügt! Um welche Zeit soll das Rendezvous stattfinden?"

„Morgen Nachmittag um fünf Uhr, gnädige Frau!"

„Sehr gut! Haben Sie Papier und Feder bei der Hand?“ Sie streifte den rechten Handschuh ab, setzte sich an Balthasars Arbeitstisch und warf schnell einige Zeilen aufs Papier, dann stand sie auf und überließ ihm den Platz. „Kopiren Sie diese Zeilen jetzt!“

Pimpernus gehorchte. Er besaß in hohem Grade die Kunst, seine Handschrift beliebig verstellen zu können, und Gerhardine mußte lächeln, als sie den fertigen Brief mit dem anderen Schriftstück verglich.

„Bravo!“ rief Frau von Schierstädt. „Nun noch die Adresse! Schreiben Sie: Herrn — doch nein, es ist unnöthig! Oder doch — also: Herrn Professor Elmreich!“

„Der Name ist mir unbekannt!“ erwiderte Pimpernus.

„Das macht nichts! Hier ist Ihr Lohn!“ Sie warf ihm die Börse zu, die er mit tiefen Verbeugungen empfing. „Sollte der betreffende Herr sich morgen Nachmittag hier einfinden, so sind Sie erstaunt, begreifen nichts, führen ihn aber so, daß er Zeuge der Unterredung des Paares sein kann — verstanden? Spielen Sie Ihre Rolle gut, so werden Sie noch von mir hören!“ Sie steckte den Brief in die Tasche, nickte ihm herablassend zu und rauschte aus der Thüre.

„Ganz zu Ihren Befehlen, gnädigste Frau!“ dienerte Balthasar noch hinter ihr her, als die schöne, üppige Gestalt bereits die Treppe hinabstieg. Alsdann kehrte er, sich vergnügt die Hände reibend, in sein Heiligthum zurück, wo er sich der angenehmen Beschäftigung hingab, den Inhalt der Börse zu zählen.

Gerhardine warf an der nächsten Ecke das Billet in den Briefkasten und kehrte dann ruhig und gelassen in ihr Heim zurück.

Fünfzehntes Kapitel.

Zu der nämlichen Stunde saß Frau Morberg in gewohnter Weise mit Näharbeit beschäftigt neben ihrer Tochter, welche ihre Zeichenutensilien von sich geschoben hatte und mit strahlenden Augen zu dem frühlingsblauen Himmel emporschaute, der wolkenlos war wie ihre Seele.

„Ach, Mutter, wie schön ist doch das Leben, wenn man glücklich ist!“ flüsterte Magdalena halb unbewußt.

„Und bist Du es, Magda?“ fragte ihre Mutter halb schmerzlich, halb erfreut. „Kennst Du Glück, mein armes Kind?“

Sie antwortete nicht, sondern drückte ihr Antlitz in die duftigen Blüthen eines Maienglockenstraußes.

„Ich weiß es, Du denkst an Deine Genesung!“

„Ja, ich fühle, daß es noch eine solche für mich giebt! Früher glich ich dem Gefangenen, der stumpf und wunschlos in seinen Ketten hinschmachtet, jetzt bewegen freudigere Gefühle meine Brust. Ich darf nicht länger unthätig fortträumen, ich will gesund werden — wie unzählige Male hat Elmreich mich versichert, daß ein fester Wille das halbe Gelingen sei!“

„Er sollte Dir nicht Hoffnungen machen, bevor ein Erfolg vorauszusehen ist!“

„Thut er es denn? O, nein, nur in seinen Blicken lese ich eine heimliche Ungeduld, die mich vor mir selbst beschämt — wann endlich werde ich Sie mir entgegeneilen sehen? Hörst Du, Mutter, er ersehnt es nicht minder als wir, und ich Undankbare sollte nicht eilen, sein Verlangen zu erfüllen? Schon durchzieht neues Leben meine Brust, ich fühle den trägen Lauf des Blutes sich beschleunigen, neue Kraft stählt meine Glieder — ich vermag schon ungestützt mich aufzurichten, wo ich sonst hilflos zusammensank. Und sprich, ist es nicht bei Weitem schwerer, eine gelähmte Seele zu befreien, als einen kranken Körper? Welches Zutrauen verdient der Mann, der mit seinen Heilmitteln bis in die Stätte hinabdrang, wo die Gedanken entspringen und dort wie ein Gott ein neues ‚Werde‘ ausrief!“

„Derselbe Mann, Magda, verbot Dir ähnliche Schwärmereien — Du solltest ihm gehorchen!“

„Und wenn ich die Lippen schließe und gewaltsam unterdrücke, was Du für Ausgeburten einer krankhaften Phantasie hältst, so bringt der Traum mir das versagte Glück in schöneren Farben zurück. Es ist das erste Mal, Mutter, daß ich geträumt habe, ich sei gesund, und darum wird es auch so in Erfüllung gehen, glaube mir!“

Frau Morberg sah geängstigt in das wunderbar erregte Antlitz ihrer Tochter, aber sie war zu sehr gewohnt, mit der Wirklichkeit

zu rechnen, um einem schwermüthigen Gefühl länger nachzugeben, deshalb sagte sie ruhig: „Warum mag Werner sich jetzt so selten sehen lassen? Mir gefällt es nicht, wenn meine Kinder mir weniger Vertrauen beweisen, als einem Blatt Papier, auf welches die Jugend gern Freud und Leid niederschreibt. Ihn drückt ein Kummer, und aus der Art, wie er sonst seinem Mißmuth durch Wort und That Luft zu machen pflegte, ersehe ich, daß die Ursache keine geringe ist. Ich glaube kaum, daß er in diesen Tagen den Pinsel auch nur angerührt hat!"

„Das hat er gewiß nicht!"

„Welche Verblendung, zu glauben, daß Nichtsthun und eigensinniges Brüten ein Leid überwältigen könne! Was mag ihm zugestoßen sein?"

„Ich quäle ihn nicht mit Fragen, sein Leid steht ihm ja auf dem Gesichte geschrieben!"

„So?" Frau Morberg sah ihre Tochter erstaunt an. „Ist das Küchlein klüger als die Henne?"

„Klüger gewiß nicht, aber — ich höre seine Schritte, nun mag er's Dir selber sagen!"

In der That öffnete sich die Thür und Werner trat ins Zimmer. Bleich, mit nervöser Hast warf er sich in einen Sessel und hörte kaum, daß Mutter und Schwester ihn liebevoll willkommen hießen. Eine gewaltsame Veränderung hatte seine freie, offene Stirn in finstere Falten gezogen und den frohen Mund in bitterem Hohn zusammengepreßt; das schöne, krause Haar hing wirr über die Schläfe, welche er gegen die geballte Hand stützte.

„Werner!" rief Frau Morberg erschrocken und ließ die Näherei zu Boden fallen.

Er sah sie zerstreut an. „Ich höre, Mutter —"

„Wenn Du das thust, mein Sohn, so erkläre mir endlich Dein räthselhaftes Benehmen, ich erkenne seit vielen Tagen meinen lebensfrohen, entschlossenen Werner nicht wieder, dem kein Mißgeschick je zu schwer dünkte, um nicht tapfer dagegen anzukämpfen! Habe ich kein Recht mehr auf Dein Vertrauen? Schlimm genug, daß ich Dir abschmeicheln muß, was Du mir sonst freudig entgegenbrachtest!"

„O, Mutter, verschone ihn mit Vorwürfen, Du siehst ja, wie er leidet!" bat Magda leise.

„Eben deshalb soll er sein Herz erleichtern — verschlossener Gram ist der tödtliche Wurm für alle Lebensblüthen, die Hoffnung und Zuversicht in uns keimen lassen. Auch ist der Mensch nur zu oft ein Spielball seiner eigenen Phantasie und zittert vor Schrecknissen, die nur in seinem Kopf existiren und in eben dem Moment ihre Bedeutung verlieren, wo das offene Wort sie des geheimnißvollen Zaubers entkleidet. Nun, wirst Du mir sagen, was Dich drückt, Werner?"

„Verlange es nicht zu hören, Mutter, es würde Dich schmerzen!"

„Schmerzen?" lächelte Frau Morberg sanft. „Ei, wozu wäre ich Mutter, wenn ich die Schmerzen um meine Kinder scheuen wollte? Sei aufrichtig, mein Sohn, Du fürchtest Deinen eigenen Schmerz, wenn Du jetzt die Wunde berühren sollst!"

„Nun denn" — Werner schloß die Augen, als schäme er sich seines Bekenntnisses — „ich liebe, Mutter!"

„O, Werner, das wußte ich vom ersten Tage an, wo Du so strahlend, so übermüthig froh in unsere Wohnung tratest!" rief Magda mit feuchten Blicken. „Es war an einem Sonnabend Vormittag, erinnerst Du Dich? Kaum ließest Du Dir Zeit, mich zu begrüßen, so schlangst Du Deine Arme um meinen Hals und küßtest mich mit einem Feuer, einer Leidenschaft —"

„Schweig', Magdalena!" rief Werner finster und schüttelte abwehrend die Hand.

„Und als ich fragte, woher Du kämest, da nanntest Du arglos einen theuren Namen und verriethest mir mit diesem einen Wort Dein ganzes Geheimniß!"

„Was höre ich? Du auch, Magda, warst mit ihm im Bunde gegen mich?"

„O, Mutter, hatte ich ein Recht, seine herrlichsten Empfindungen auszuplaudern, nachdem er sie mir in einem unbewachten Augenblick verrathen? Auch fürchtete ich stets, daß sein Herz einem Magneten anhänge, der nicht die Kraft besäße, ihn dauernd zu fesseln — er liebt die Tochter seines Gönners, Marianne Meyer!"

„So hast Du tollkühn gewagt, wovor ich Dich damals mit weisem Vorbedacht warnte?" sagte Frau Morberg vorwurfsvoll.

„Ich glaubte, dieser thörichte Enthusiasmus sei mit dem letzten Pinselstrich an Mariannens Bild verflogen!"

„Du kanntest die Liebe in ihrer schönsten Vollkommenheit, Mutter, und erwartetest so Unmögliches von Deinem Sohn?" rief der junge Mann bewegt. „Wenn Du mein Herz kennst, so mußt Du wissen, daß kein berechnender Gedanke darin Raum hat, und gerade deshalb durfte ich erwarten, hoffen wenigstens, Mariannens Liebe zu erringen!"

„Du besitzest sie, Werner — an jenem Tage glaubtest Du es ganz gewiß!" fiel Magda ein.

„Ja, so glaubte ich! Aber es war Alles Trug, glatte Worte, wie sie im Moment der Erregung nur zu schnell über unsere Lippen gleiten — das Bekenntniß ihrer Liebe, vor dem ich wie ein Unwürdiger zu ihren Füßen niedersank, war nichts Besseres als die einstudirte Phrase einer Tragödin, über welche sie hinter den Coulissen spöttelt und lacht!"

„Halt ein, Werner, Du schmähst Dich selber, wenn Du das Mädchen verunglimpfst, zu dem Du bisher aufblicktest!" sagte Frau Morberg ernst. „Jetzt freue ich mich, daß ich Deinem Wunsche nachgab und ihr Bild betrachtete, und ich sage Dir wie damals, dieses Antlitz ist der Spiegel einer reinen, schwermuthsvollen Seele, der Falschheit fremd, wie die Deine!"

„Das sagte ich ihr und sah mit Entzücken, wie Dein mütterliches Lob ihre Wangen höher färbte — mit holder Scham vernahm sie die Bürgschaft Deiner Liebe. Und als ich dann hingerissen von diesem Zauber zu ihren Füßen lag und ihr mein Herz schrankenlos offenbarte, ließ sie mich mehr hoffen, als ich zu erflehen wagte!"

„Und was giebt Dir jetzt ein Recht, an ihren Worten zu zweifeln?"

„Dieses hier!" Werner riß einen Brief aus der Tasche und warf ihn seiner Mutter zu.

„Was ist das, Werner?" rief Magda angstvoll.

„Der Kommerzienrath Meyer schickt mir die Verlobungsanzeige seiner Tochter mit dem Baron von Herzfeld, dem unwürdigsten, oberflächlichsten Kavalier der Residenz! Aber was thut das? Seine freiherrliche Krone glänzt allerdings verführerischer als mein arm-

seliger Pinsel, und die Schätze ihres Vaters können sich in glänzenden Salons allerdings besser präsentiren, als in meinen bescheidenen Räumen!“

„Und wenn Sie nur gezwungen ihr Jawort gab? Wenn sie von dem älteren Gefühl der Kindesliebe bewegt ihr eigenes Herz dem Vaterwillen opferte? Wenn sie vielleicht nicht einmal die Kraft besaß, diesem Willen zu widerstehen? Wenn sie vielleicht gar ungefragt verschenkt ward?“

„Das glaubst Du, Mutter?“ rief er aufspringend. „Sie sollte leiden wie ich?“

„Ich glaube es, und mehr noch als Du, mein Sohn, denn sie lebt in verhaßten Fesseln! Kannst Du daran zweifeln, nachdem Du sie und ihren Verlobten mir geschildert hast?“

„Aber dieser Brief hier ist unter ihrem Einfluß geschrieben worden, denn sie allein wußte um meine Sehnsucht nach Italiens herrlichen Kunstschätzen! Lies nur wie die Treulose es wagt, die Liebe Deines Sohnes mit Gold abzulohnen!“

„Ich sehe nichts als die Handschrift ihres Vaters, der niedrig genug denkt, Dir tausend Thaler als Entschädigung für Deine fehlgeschlagenen Wünsche anzubieten. Diese unwürdige Gesinnung legst Du hoffentlich nicht dem Mädchen Deiner Liebe zur Last, oder Du müßtest Dich herzlich freuen, so leichten Kaufs davon gekommen zu sein.“

„So glaubst Du, Mutter,“ fiel er hastig ein und warf sich neben Magda's Lager auf einen Sessel, „daß sie schuldlos ist?“

„Du allein trägst die Schuld an Deinem augenblicklichen Kummer, denn Du als Mann mußtest zu schweigen wissen, wo mehr als tausend Gründe Dir verboten, Dich um Mariannens Liebe zu bewerben! Glaubst Du, der alte Meyer habe seine Schätze nur gesammelt, um sie Dir, dem armen, unbekannten, bürgerlichen Maler zu hinterlassen, der nichts besitzt als sein Talent und seine Pläne?“

Eine dunkle Röthe ergoß sich über sein bleiches Antlitz, mit Energie und Kraft richtete er sich aus seiner gebeugten Lage auf. „Wer sagt Dir, daß diese Pläne Luftgebilde bleiben sollen? Laß es meine Sorge sein, sie zu verwirklichen! Ich danke Dir, daß Du mir den Fingerzeig gegeben zu der einzig möglichen, zugleich

auch der edelsten Rache, ihrem Vater zu zeigen, daß er thöricht handelte, mich von seiner Thür fortzuweisen. Nicht eher werde ich ruhen noch rasten, bis mein Name unter einer schöneren Krone steht als die Initialen seines freiherrlichen Eidams, unter der Krone der Kunst, deren eifrigster Jünger ich fortan sein will!"

„Und der Brief, das Geld, Werner?" fragte Magda schüchtern.

„Ueberlaß mir getrost die Antwort, ich werde die richtige finden!"

Frau Morberg war aufgestanden und hinter ihren Sohn getreten; voll mütterlicher Liebe strich sie über seine heiße Stirn. „So geh' mit Gott ans Werk, mein Sohn!"

Er sah lange in das bewegliche, feine Antlitz, dann erhob er sich entschlossen. „Habe Dank, Du beste aller Mütter!" Er drückte seine Lippen warm auf ihre Hand und verließ das Zimmer.

Magda folgte ihm mit feuchten Augen, es war ihr ein Bedürfniß, jetzt allein zu sein, deshalb athmete sie erleichtert auf, als ihre Mutter bald darauf das Gemach verließ, um ihren häuslichen Beschäftigungen nachzugehen. „Armer, armer Werner," flüsterte sie leise, „wie wirst Du es ertragen, den Gegenstand Deiner Liebe immer zu missen? Nie mehr wird Dir Dein Herz höher schlagen, wenn Dein Ohr ihren Tritt vernimmt, nie mehr das überquellende Gefühl Dich Worte des Grußes vermissen lassen, wie ich es täglich an mir erfahre, nie auch ein Druck ihrer Hand Dich zittern machen, nie auch der Hauch ihres Mundes Dich mit schrankenloser Sehnsucht erfüllen!" Sie preßte die Hände vor ihr Antlitz, als schäme sie sich dieser Regung. „Gott senkte sie mir in die Brust, diese herrliche Liebe, daß ich mein Leid darüber vergessen sollte, deshalb habe ich ein Recht, sie zu hegen und zu pflegen wie eine köstliche Blume. Es ist keine Sünde, schuldlos glücklich zu sein, und ich bin es so unaussprechlich in ihm, in dem Geliebten! Wie ängstlich sein Blick meine Züge erforscht, wie gespannt sein Auge das meine prüft, wie warm, wie lieb der sanfte Druck seiner Hand ist! Und ich wollte noch zweifeln, daß er meine Gefühle theilt? Ist es nicht natürlich, daß er das Wesen liebt, dem er, ein zweiter Schöpfer, Leben und Beweglichkeit zurückgeben wird?"

Sie lehnte sich erschöpft zurück — da, wie elektrisirt fuhr sie auf, als sie Elmreichs wohlbekannten Tritt näher kommen hörte.

Der Professor trat ein. Seine schönen, intelligenten Züge trugen heute einen besonders hohen Grad von Frohsinn und Heiterkeit, und der Klang seiner Stimme war lebhafter und hinreißender denn je zuvor, fast schien es, als könne er die zarte, bleiche Hand nicht wieder aus der seinen freigeben.

„Sie sehen mich verwundert an,“ sagte er lächelnd, nachdem er dicht an ihrer Seite Platz genommen hatte, „und erkennen den ernsten, mahnenden, oft scheltenden Freund kaum wieder!“

„In der That, ich sehe, Sie sind glücklich!“

„Glücklich, ja, das ist das rechte Wort! O, ich wußte wohl, daß ich bei Ihnen allein die wahre Sympathie finden würde, welche versteht und begreift, ohne viel zu fragen und zu drängen. Diesen Vorzug muß man sich durch jahrelange Treüe und Aufrichtigkeit erworben haben — nicht wahr, Sie können mir das Zeugniß geben, daß ich seit unserer ersten Bekanntschaft niemals gegen unsere Freundschaft verstoßen habe?“

„Nie, und o, wie danke ich es Ihnen!“

„Ich stand bisher in dem Wahne, daß dem Mann der Wissenschaft nichts heiliger sein könnte, als eben diese Wissenschaft; von ihr forderte ich, daß sie alle Lücken meines Geistes und Herzens ausfülle. Das erstere that sie, das letztere blieb sie mir schuldig.“

„Schuldig?“ flüsterte Magda.

„Ja, aber es ging mir wie dem Schützling der Schneekönigin im Märchen, ich fühlte den Splitter nicht eher, als bis er durch warme Regungen hinweggethaut war; da erst erkannte ich, daß ich auf Irrwegen gegangen, und daß neben dem allgewaltigen, unbezwinglichen Geist sehr wohl eine Blume gedeihen kann, deren Ursprung nicht weniger edel ist als dieser, die Liebe!“

Eine feine, kaum wahrnehmbare Röthe überzog die Wangen des jungen Mädchens, sie wagte kaum zu athmen.

„Nicht etwa, als ob ich jemals zum Ketzer an ihrer beglückenden Macht geworden wäre oder ihre beseligenden Gaben angezweifelt hätte, mir lag nur jede Versuchung fern, ihr zu nahen!“

„Und jetzt sind Sie überzeugt?“ wagte Magda schüchtern einzuschalten.

„Daß ich es meinem Herzen schuldig bin, seinem späten, aber desto kräftigeren Schlag nachzugeben, ja! Nicht unbedacht, wie ich

anfangs selber fürchtete, sondern in dem Bewußtsein, das Höchste errungen zu haben, wenn es mir gelänge, ein zweites geliebtes Leben an das meine zu fesseln. Ich komme heute nicht als Arzt, als Bittender nur, Sie sollen mir helfen, die letzten Zweifel zu verbannen. Ich will Ihnen ein offenes Bekenntniß ablegen und Sie werden mir sagen, ob ich voreilig gehofft habe oder nicht."

„Ich?" stammelte Magda verwirrt.

„Ja, Sie, denn Sie allein vermögen es! Ich will Ihre edle, scharfsichtige Erkenntniß befragen, Fräulein Magda, und mit diesem Liebesdienst haben Sie mir reichlich eine jahrelange Freundschaft gelohnt. Wohlan denn, glauben Sie, daß ich im Stande bin, ein Mädchenherz glücklich zu machen? Nicht, was man so im gewöhnlichen Leben als glücklich bezeichnet, wobei die Existenzfrage vornehmlich ins Gewicht fällt, sondern ein völliges Genügen aller Eigenschaften, welche eine Garantie für andauernde, seelische Befriedigung verspricht?"

Magda nickte, ohne den Blick aufzuschlagen.

„Auch dann, wenn ich Ihnen bekenne, daß meine Wahl auf ein halbes Kind noch gefallen ist, ein Kind in Ihren Jahren, schön wie Sie, gut und fromm wie Sie, zu den schönsten Hoffnungen berechtigend? Ja? Und Sie glauben, daß die Ueberlegenheit meiner Jahre meiner Auserwählten nicht mehr Furcht als Liebe einflößen könnte?"

„Die Liebe des Weibes schmiegt sich gern an die reifere Erfahrung des Mannes," hauchte Magda halb unbewußt, „sie will ihm Alles verdanken, wie sie sich ihm völlig unterordnet. Das Weib will aufsehen zu dem Manne und ihn beglücken, wenn er sich liebevoll zu ihren Schwächen herniederneigt!"

„Sie kennen das wahre Wesen der Liebe," rief Elmreich lebhaft und erfaßte mit warmem Druck ihre gefalteten Hände. „Die Schwäche des Weibes fordert unser regstes Mitgefühl heraus; warum soll ich es leugnen, daß gerade der Gedanke, ein theures Leben zu stützen und zu pflegen, mich mit namenlosem Entzücken erfüllt, dadurch erwerbe ich mir ein doppeltes Recht, seine Freuden zu theilen — Sie weinen?"

Magda, in selige Hoffnungen verloren, ergriff seine Hand und zog sie an ihr Herz.

„Sie theilen meine Gefühle?“ fragte er tief bewegt. „O, wir haben uns immer verstanden, aber daß Sie mir einst mehr sein könnten, als eine liebe, geduldige Patientin, daß Sie mir als innigste Vertraute nahe stehen könnten, wie in eben dieser Stunde, das hätte ich doch nicht geglaubt! Aber Sie müssen wieder lächeln, damit ich ruhigen Geistes meine Beichte fortsetzen kann!“

Magda zwang sich, aufzuschauen. O, wie leicht stahl sich ein glückliches Lächeln über ihre bebenden Lippen.

„Und Sie glauben, daß, wenn ich jetzt offen und frei vor das geliebte Mädchen hinträte: ‚Willst Du mein Weib werden?‘ sie diese Frage in ihrer vollen Bedeutung zu würdigen verstände?“

„Könnte die Aermste darauf Anspruch machen?“ hauchte sie erglühend.

„Haben Sie so wenig Vertrauen zu mir,“ fragte er vorwurfsvoll, „daß Sie meinen Worten mißtrauen? Ja, sie ist arm, aber was kümmert es mich, ob sie mir irdische Schätze zuführt, der Zauber ihrer Schönheit und Jugend, ihre Keuschheit, ihr reines, treues Herz sind eine bessere Mitgift, als der reichste Vater ihr hinterlassen könnte!“

„Und fürchten Sie nicht das Gespött der Welt?“ Magda raffte all' ihren Muth, all' ihren Edelsinn zusammen, diese letzte, schwerste Frage zu thun und die Antwort darauf zu vernehmen. „Die Bosheit, womit man Ihre Wahl mitleidig belächeln wird? Könnten Sie es ertragen, da mißverstanden zu werden, wo Sie am hochherzigsten handelten, könnten Sie es?“

„Ich hoffe, daß meine Persönlichkeit mich vor derlei Nachreden schützt,“ sagte er ernst. „Sollte sie aber dennoch laut werden — doch was haben Sie?“ unterbrach er sich, da er bemerkte, daß Magda's zarter Körper der Fülle höchster Glückseligkeit zu erliegen drohte. Erschrocken legte er seinen Arm um ihre schwankenden Schultern; sie schmiegte sich fest daran.

„Sprechen Sie zu Ende,“ flüsterte sie kaum hörbar. „Wer ist die Glückliche, für welche Sie so tapfer kämpfen wollen?“

Er sah sie betroffen an. „Sie wußten es nicht und legten mir doch diese Fragen vor?“

„Und wenn ich es wüßte? Ja denn, ich weiß es!“ brach sie gewaltsam aus.

„Schelm, mich so zu necken!"

„Jetzt will ich Ihnen auch gestehen, daß sie Ihre Liebe trotz aller Mängel verdient und daß sie entschlossen ist, ihr Leben, sich selbst zu opfern, falls sie Ihr Glück damit sichern könnte. O, Sie ahnen nicht," fuhr Magda mit tiefster Bewegung fort, welche sich an dem wachsenden Entzücken seines Blickes stärkte, „Sie ahnen nicht, wie wahr, wie glühend Sie geliebt werden!"

„Und Sie wissen es von ihr?" fragte er dringend.

„Von ihr?" — Sie dachte es nur, denn ein tödtlicher Schreck lähmte ihre Zunge.

„Von Monika selbst? Sprach sie mit Ihnen von ihrer Liebe? O, lassen Sie mich nicht so lange vergebens bitten, es liegt mir unsäglich viel daran, dies kleine, trotzige Herz zu erforschen!"

Eine wilde Bewegung des gequälten Mädchens, sich seinem Arm zu entziehen, ließ ihn verstummen. Sie bewegte leise die Lippen und als er sie freigab, sank der starre Körper schwer in die Kissen zurück. Bleich, mit geschlossenen Augen, hinter welchen noch ein feuchter, glücklicher Schimmer glänzte, lag sie vor ihm, die Hände fest aufs Herz gepreßt, welches ein krampfhafter Schmerz durchzuckte, ihr Bewegung und Sprache raubend.

„Magdalena, warum sagten Sie mir nicht, daß Ihre Theilnahme größer war, als Ihre Körperkraft?" rief er vorwurfsvoll, indem er sich zu ihr niederbeugte und die kalten Schläfen mit stärkendem Wasser wusch. „Ich war ein Egoist, wie hätte es mir sonst entgehen können, daß Sie Ihrem Willen Zwang auflegten!"

Sie regte sich nicht.

„Nehmen Sie sich zusammen, Magda," gebot er ernst, „man kann diese Abspannung bekämpfen, die Hingabe ist schädlicher als der Zufall selbst. Wenn Ihre Mutter Sie so sähe!"

Mit dem letzten Aufwand ihrer Geisteskraft richtete das junge Mädchen sich auf, aber ihr matter, halb gebrochener Blick zeigte, was sie litt.

„Vergeben Sie mir, vergeben Sie es meiner heißen Liebe, wenn ich Sie quälte," bat er mit weicher Stimme. „Monika wird Sie mit ihren süßen Liedern erquicken und erheitern!"

Sie schüttelte mit ungewohnter Heftigkeit das Haupt.

„Soll sie nicht kommen? Vielleicht haben Sie Recht; verblei-

ben Sie heute in ungestörter Ruhe! Aber sie wird sich nicht abhalten lassen wollen, ihre leidende Freundin aufzusuchen!"

Ein lautes, heftiges Pochen an der Thüre überhob Magda der Antwort. „Darf ich Herein rufen?" fragte der Professor freundlich.

Sie nickte stumm.

Elmreich war nicht wenig erstaunt, einen Diener des freiherrlichen Hauses eintreten zu sehen. „Nun, was giebt es, Friedrich?"

„Ich habe Befehl, den Herrn Professor auf jeden Fall aufzusuchen und —"

„Weshalb? Ist Jemand krank?"

„Das weiß ich nicht, Herr Professor. Der Herr Baron machte die Sache sehr dringlich!"

„Der Herr Baron?" fragte Elmreich verwundert. „Nun, ich komme sogleich nach, gehen Sie nur voraus!"

Er eilte ins Nebenzimmer und setzte Frau Morberg von dem bösen Zufall ihrer Tochter in Kenntniß, gab die nöthigen Verordnungen und verließ nach flüchtigem Gruß gegen Magdalena das Haus.

Sechszehntes Kapitel.

In schnellem Lauf legten die Pferde den Weg zur Wohnung des Freiherrn von Derenthall zurück. Der Professor sprang aus dem Wagen und eilte die wenigen Stufen herauf. Im Treppenhaus traf er auf Monika, welche soeben von ihrem schweren Gange zurückgekehrt war. Ein unendlich freudiges Gefühl durchzuckte seine Brust, er wollte auf sie zu gehen, aber sie schien vor ihm zu fliehen, so hastig suchte sie die Thür ihres Zimmers zu gewinnen.

„Monika!" rief er leise.

Bei dem Klang der theuren Stimme blieb sie wie gefesselt stehen, aber ihr heißes, verweintes Antlitz wandte sie ängstlich von ihm ab.

„Monika, sind wir nicht mehr die alten Freunde? Haben Sie Alles vergessen, was uns gestern mit holder Lust erfüllte?" fragte er näher tretend.

Sie schüttelte den lockigen Kopf, aber sie konnte es nicht über's Herz bringen, ihm von ihren Besuchen im Pimpernus'schen Hause zu berichten, und noch weniger, ihn mit ihrem Entschlusse bekannt zu machen, den Baron von Herzfeld in der traurigen Angelegenheit ihrer Schwester sprechen zu wollen. Deshalb verharrte sie gesenkten Blickes und litt es schweigend, daß er ihre Hand zärtlich an seine Lippen drückte.

„Nicht? Und trotzdem sind Sie betrübt?“ Er gewahrte erst jetzt die gerötheten Lider und seine Besorgniß wuchs. „Haben Sie Unannehmlichkeiten mit Frau von Derenthall gehabt?“

„Nein, nein, ich sah die Baronin heute noch gar nicht!“

„Oder hatten Sie Aergerniß auf Ihrem Gange?“ Er wies auf die Notenmappe an ihrem Arm. „Auch nicht?“ Er beugte sich tiefer zu ihr hinab. „Oder reut es Sie, was Sie mich gestern hoffen ließen?“

Da war es vorbei mit ihrer Fassung — zwei heiße Thränen rollten langsam über ihre Wangen.

Er betrachtete sie kopfschüttelnd. „Ich verstehe Sie heute nicht! Und leider, leider fehlt mir die Zeit, Ihrem Kummer nachzuforschen, wenn Sie nicht selbst so viel Vertrauen besitzen, mich freiwillig daran Theil nehmen zu lassen. Nein, ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus,“ sagte er gütig, als er Monika's Hand in der seinen zittern fühlte, „aber ich ersehne die Stunde, wo ich aufrichtig, ungestört Ihnen sagen könnte, was ich seit gestern wie eine Last, aber wie eine herrliche, süße Last, mit mir herumtrage. Was würden Sie sagen, wenn ich plötzlich unangemeldet zu Ihnen ins Zimmer träte, um die Frage an Sie zu richten, ob Sie mir diese Last endgiltig und für alle Zeiten abnehmen wollen?“

Sie wischte schnell über die feuchten Wimpern und versuchte ihn anzusehen. O, wie unwürdig erschien ihr die Heimlichkeit, mit der sie ihn gewissermaßen hinterging.

„Darf ich kommen? Ja?“

Sie hätte jubeln mögen vor Glückseligkeit, aber der Gedanke an die Zusammenkunft mit dem Baron raubte ihr allen Frohsinn — ja, wenn es abgethan war, dann!

„Ja?“ wiederholte er weich. „O, daß ich heute so streng an meine Pflicht gebunden bin, daß mir nicht ein Stündchen für

meine Freunde übrig bleibt! Aber morgen, morgen Nachmittag, dann soll nichts mich abhalten! Wollen Sie mich dann erwarten? Ich werde die Frau Baronin zuvor in Kenntniß setzen!"

„Morgen?" stotterte sie betroffen. „Da —" o, wie schwer wurde ihr diese Lüge! — „morgen ist es mir unmöglich — ich bin für den ganzen Nachmittag versagt!"

„Ließe sich das nicht vielleicht abändern? Nicht? Nun gut, so werde ich mich am folgenden Tage einfinden! Bis dahin Lebewohl!" Er drückte ihr zärtlich die Rechte und ging die Treppe hinauf.

Monika sah ihm einen Augenblick ängstlich nach, dann stürzte sie fort in ihr Stübchen, um sich aufs Neue mit unaufhörlichen Selbstanklagen zu foltern.

Als der Professor oben angelangt war, öffnete ihm der Diener sofort die Thür zum Arbeitszimmer des Barons und bat ihn, einzutreten.

„Endlich sind Sie da!" rief dieser ihm ungeduldig entgegen. „Wir haben lange auf Sie warten müssen!"

„Das bedauere ich!" erwiderte der Professor ruhig.

Juliane stand am Fenster, der Thüre den Rücken zukehrend. Als sie die etwas scharfe Antwort ihres Freundes vernahm, wandte sie ihm wie bittend ihr Antlitz zu; es war bleich und überwacht.

„Worüber klagen Sie, Herr Baron?" begann Elmreich, indem er gelassen die Handschuhe abstreifte.

„Ich? Weshalb soll ich leiden?" fuhr er gereizt auf. „Hat man Ihnen etwa gesagt, daß ich unpäßlich sei? Hier, dieses Kind, meine Hildegard, bedarf Ihrer Hilfe! Sie war bereits krank, als meine Gattin gestern Abend von dem Zauberfest des Geldrathes zurückkehrte!" setzte er höhnisch hinzu.

In der Sophaecke lehnte die kleine Hildegard; sie schlummerte, aber ihre hübschen blauen Augen waren von dunkeln Rändern umzogen und die Händchen zuckten leise.

Herr von Derenthall beugte sich tief über den Körper seines Kindes und beobachtete sie mit starren Blicken; so fascinirend waren diese Blicke, daß die Kleine unruhig die Augen öffnete und leise zu klagen anfing.

Doch kaum war der erste Ton zu Julianens Ohr gedrungen, als sie mit ungewohnter Heftigkeit das Fenster verließ, zum Sopha

eilte und mit ihrem weiten Spitzenärmel eine Scheidewand zwischen Hildegard und ihrem Gemahl herstellte. „Es ist genug!“ rief sie mit banger und doch entschlossener Stimme. „Alexander, höre endlich auf, Dein Kind zu quälen!“

Der Professor fing den stechenden Blick auf, den der Freiherr auf sein schönes, bleiches Weib warf.

„Du träumst, Juliane!“

„So lange Deine verderbliche Zärtlichkeit das Kind nur erschreckte, schwieg ich, jetzt, wo der bereits untergrabenen Gesundheit Hilda's Gefahr droht, muß ich sprechen. Du sollst des Professors Meinung hören, denn mir glaubst Du nicht. O, welch' eine schwache, schlechte Mutter bin ich gewesen!“

Seine Züge veränderten sich gedankenschnell. „Meine Juliane —“

„Nein, nein, ich darf mich nicht mehr zur Ruhe schmeicheln lassen, mein Gewissen soll frei bleiben, wie meine Liebe zwischen Euch getheilt ist! Sagen Sie, Herr Professor, woran leidet unser Liebling?“ Sie ließ den erhobenen Arm sinken, über welchen hinweg der Freiherr sich mit gierigem Blick zu Hildegard neigte.

Diese schrie laut auf, als sie die glühenden, schwarzen Augen wieder auf sich gerichtet sah.

Professor Elmreich trat an des Barons Seite. „Ueberlassen Sie mir diesen Platz, Herr Baron, Sie sehen ja, Ihr Anblick ist dem Kinde jetzt nicht sympathisch, vielleicht gelingt es mir besser!“

„Das wollen wir erst abwarten!“ murmelte der Freiherr, sich widerwillig erhebend.

Elmreich untersuchte die Kranke liebevoll und flüsterte begütigende Worte — sie nickte und lächelte matt.

„Hildegard will schlafen!“ sagte der Professor zu Juliane. „Die Nerven des Kindes sind in erschreckender Weise afficirt, wie bei Jemandem, der geraume Zeit keine ungestörte Nachtruhe genoß. Sorgen Sie dafür, gnädige Frau, daß in ihrem Schlafzimmer absolute Ruhe herrsche!“

„Sie wird bei mir schlafen!“ rief der Freiherr. „Ich selber werde ihren Schlaf behüten!“

„Du,“ rief Juliane bitter, „der ihr die wohlthuende Ruhe Wochen lang mißgönnte? Wann fiel auf diese müden Augenlider ein Schlummer, den Du nicht muthwillig und willkürlich unter-

brächest? Ungeachtet meiner flehenden Bitten reißest Du die Kleine aus ihrem schönsten Schlummer, Dein selbstsüchtiges Vaterherz durch ihren Anblick zu erfreuen!"

„Hören Sie nicht darauf, Professor," sagte der Freiherr mit erzwungenem Lachen, „meine Gemahlin ergeht sich in thörichten Phantasien. Ich möchte wissen, wer mir aus einem Akt der Vaterliebe einen Vorwurf machen will?"

„Falls der Grad derselben die nöthige Vorsicht überschreitet, könnte Sie dennoch ein Tadel treffen!" erwiderte Elmreich sehr ernst.

„Sie sprechen wie der Blinde von der Farbe!" lachte er, und ein unangenehmer, verzerrender Zug schärfte seine Mundfalten.

„Alexander," rief Juliane und faßte bittend seine Hand, „höre mich!"

„Ich begreife in der That nicht, welch' eine Verwandlung mit Ihnen seit Kurzem vorgegangen ist!" sagte der Professor unwillig. „Sonst die Güte und Gerechtigkeit selber, sprechen Sie heute diesen Eigenschaften vollständig Hohn! Ich muß Sie bitten, Frau Baronin, mir die Befürchtungen in deutlichen Worten mitzutheilen, welche Sie in Betreff des Leidens Ihrer kleinen Hilda hegen!"

Sie warf einen schnellen, forschenden Blick auf ihren Gatten, der finster brütend vor sich niederstarrte, dann sagte sie gedämpft: „Ich habe nichts weiter zu sagen, als daß mein Gemahl sich allzu blindlings von seiner Vaterliebe leiten läßt. Nicht genug, daß er am Tage kaum eine Stunde Hildegards Anblick entbehren kann, treibt ihn ein unbezwingliches Verlangen oft vom Lager auf, sich an ihrem Anblick zu erfreuen. Aber weit entfernt, sein Bedürfniß hiemit gestillt zu haben, zwingt er die arme Kleine durch leidenschaftliche Liebkosungen, die Augen aufzuschlagen. Natürlich, daß eine solche gewaltsame Aufrüttelung, Wochen lang fortgesetzt, die Nerven des Kindes aufs Höchste reizen mußte, begreiflich auch, daß sie allmälig begann, sich vor ihrem zärtlichen Peiniger zu fürchten, ja, so groß ist bereits ihre Abspannung und Angst, daß sie die Nähe meines Gemahls durch die geschlossenen Lider fühlt und wie ein Vögelein vor dem Schlangenbiß zittert. Sein unverwandtes Anstarren martert sie und raubt ihr die letzte Ruhe, nicht anders, als ob sie Schmerzen durch ihn empfände! Du weißt das,

Alexander," rief sie zu ihm gewandt, „und kannst es über Dein Herz bringen, der Leidenden immer von Neuem diese Seelenqual zuzufügen? Ist das Liebe, sprich?"

Er preßte die Hand leidenschaftlich gegen die Stirne; seine Stimme hatte einen furchtbar erregten Klang, als er jetzt den Arm um seine Gattin schlang. „Wem hast Du sie geboren? Dir? — Juliane, Juliane, wann hat es keine Sühnopfer gegeben, die um fremder Sünde willen leiden mußten? Abraham opferte seinen —"

Sie legte ihre kalten Finger hastig auf seinen Mund.

Er schüttelte sie mit wilder Geberde fort. „Du hast mich angeklagt, mich, mich ganz allein! Warum sprichst Du nicht von Dir? Stehen wir nicht zusammen? Gehen wir nicht zusammen einen Weg durchs Leben? Erwartet uns nicht ein Richter? Willst Du es wagen, Dich an jenem Tage von meiner Seite loszulösen, willst Du Dich auf den Schwingen Deiner Schönheit in die Schaar der Engel stehlen? Und mich — mich —"

Der Professor war sprachlos vor Staunen.

„Alexander!" rief das gequälte Weib und sich vollends in seine Arme werfend, verschloß sie seine Lippen mit ihrem schreckensbleichen Munde.

Seine Augen sprühten Flammenblitze. Kaum fühlte er den schönen, stolzen Körper an seiner Brust ruhen, als er sie umfing und mit einem verworrenen Gemisch von Leidenschaft, Zorn, Liebe und Wuth an sich preßte, daß Juliane unwillkürlich einen lauten Schrei des Schmerzes ausstieß, der den Professor von seinem Platz aufjagte und zum Schutz an ihre Seite eilen hieß.

Ebenso schnell hatte der Freiherr sie fahren lassen, beschämt wandte er sich zum Fenster.

Juliane war leichenblaß, aber ihre Haltung unbewegt.

„Was war das?" fragte Elmreich zitternd vor Erregung und Unwillen.

„Nichts! Ich stach mich an einer Nadel, die mein Gemahl mir bei der heftigen Umarmung in den Arm drückte! Wir wollen das Kind jetzt forttragen!"

Der Professor sah sie forschend an; sie schüttelte stumm das Haupt und beugte sich über Hilda, welche sich beruhigt an ihre Brust schmiegte. „Mama, bringe mich fort von Papa!" flüsterte sie.

Julianens Augen entstürzten Thränen, aber sie verbarg sie geschickt, indem sie das lockige Köpfchen ihres Lieblings küßte.

Elmreich stand unschlüssig daneben.

Schon kehrte der Freiherr in anscheinend ruhiger Stimmung vom Fenster zurück. „Laß mir die Kleine hier!“ Er wollte sie anfassen, aber sie klammerte sich mit ängstlichem Eigensinn am Halse der Mutter fest.

„Ich will nicht bei Dir bleiben — ich fürchte mich!“ schrie sie weinend.

„Und es wird unter keinen Umständen geschehen!“ sagte der Professor erregt. „Sie tragen bereits einen Hauptheil der Schuld daran, daß dieses zarte Kind wie eine welke Blume das Köpfchen hängen läßt. Wollen Sie,“ er trat fest auf ihn zu und sah ihn mit durchbohrenden Blicken an, „wollen Sie auch die Schuld ihres Todes auf sich laden?“

Bei dem Worte Tod zuckte der Freiherr wie vom Blitzstrahl getroffen zusammen, seine soeben noch lebhaft gerötheten Züge überflog plötzlich eine Leichenblässe.

„So weit wird es nicht kommen, es darf nicht sein!“ stammelte er. „Todt! — O, wüßten Sie, welche Qualen sich bei diesem Wort mir vom Herzen losringen! Zwei Opfer, Tropfen meines Herzblutes, warf ich bereits in die unersättliche Grube hinab. Ist sie noch nicht gefüllt?“

„O, hören Sie nicht auf ihn, den der Schmerz überwältigt!“ bat Juliane, rasch nach dem Ausgange eilend.

Mit wildem Sprunge stürzte er ihr nach. „Juliane, Du weißt nicht, was Du thust, wenn Du mir das Kind nimmst!“ flüsterte er — sein Athem war kurz und scharf. „Laß mich nicht allein in dieser Finsterniß, wo tausend Dämonen nur auf den Fortgang dieses Engels warten, um mich mit Martern zu überfallen! Erbarme Dich meiner noch dieses einzige Mal! Hildegard, bleibe bei Deinem Vater, geliebtes Kind!“

Juliane warf einen bitter anklagenden Blick gen Himmel. „Gott, mein Gott, was soll ich Aermste thun? Welches von zwei Uebeln soll ich wählen?“

Der Freiherr streckte flehend seine Hände aus, das Kind zu empfangen, aber es riß sich schaudernd und weinend von ihm los.

„Du siehst es, Alexander, mein Wollen steht an der Grenze meiner Macht. Nehmt mein Herz und theilt es," rief sie leidenschaftlich, „so wird Jedem von Euch das Seine, aber dies Kind Dir überlassen, hieße ihm seinen Antheil rauben!"

Er ließ gebrochen die Arme sinken. „Es ist gut, es ist nun entschieden, das Liebste, was ich besaß, verläßt mich, stößt mich zurück — es soll nicht anders sein! Geh', geh', Juliane, geh'!" rief er auffahrend. „Du trägst meinen Himmel in Deinen Armen, aber die Teufel lachen darüber — geh'!" Sein Fuß stampfte wild die Erde. „Ich will allein sein!"

„Du wirst nicht allein sein, ich werde Dich trösten!" sagte sie mit dem weichsten Ton der Liebe.

„Allein?" lachte er spöttisch. „Ohne Sorgen! Meine Gesellschafter sind gar viele — höllische, niedliche Burschen, die sich zum Zeitvertreib an mich ketten, schattenlose Wesen, recht zur Lustigkeit gemacht, nur schade, daß sie ihre teuflischen Besuche nicht auf Empfehlung abstatten, sonst schickte ich sie Dir" — rief er mit starker Stimme — „Dir, ja Dir, Juliane, schickte ich sie mit Wollust!"

Der Professor öffnete schnell die Thüre und ließ die Freifrau hinaustreten, während er selbst folgte — es schien, als wolle ihre stolze Gestalt draußen auf dem Korridor zusammenbrechen.

„Soll ich Ihnen das Kind abnehmen?" fragte er liebevoll.

Sie schüttelte das schöne Haupt. „Es ist schon vorüber! Klingeln Sie nach Fräulein Hellmer, sie wird bei Hildegard wachen!"

Als das junge Mädchen am Krankenbette Platz genommen hatte, blieb Juliane unschlüssig an der Schwelle des Gemaches stehen. Elmreich faßte ihre Hand und zog sie sanft mit sich in das Nebenzimmer hinein — lange standen sie einander stumm gegenüber.

„Darf ich eine Frage an Sie richten?" begann der Professor. „Weshalb verschwiegen Sie mir diese Zufälle Ihres Gatten so lange?"

„Seine Phantasie ist erregt —"

„Durch eine schwere Last, die sie niederdrückt! O, Frau Baronin, beherzigen Sie meine Worte, Sie haben mit einem tödtlichen Gift gespielt. Diese Ausbrüche sind nicht mehr die Schaum-

blasen einer gesteigerten Einbildungskraft — mir bangt vor der Wahrheit, mehr noch bangt mir vor der Zukunft!"

„So helfen Sie!" rief sie, ungeduldig die schlanken Finger ringend.

„Ohne zu wissen, wo der Wurm zu finden ist, der an seinem Herzen nagt?" fragte er bedeutungsvoll.

„Jetzt nicht — meine Zunge stockt — o, mein Heiland! Nein doch, Sie übertreiben," fuhr sie ruhiger fort, „man ritzt sich manchmal mit einem scharfen Messer, ohne sich deshalb gleich bis zum Tode zu verwunden. Vergessen Sie, was Sie gehört haben! Mein sei die Sorge um den Gemahl, Ihrem Schutz dagegen vertraue ich mein Kind. Nicht wahr, Sie werden es bald zur Genesung zurückführen?" —

Als der Professor nach dem Krankenzimmer zurückging, blieb er einen Augenblick vor Monika stehen — sein Geist war zu tief bewegt und mit düsteren Bildern erfüllt, um seiner Liebe einen zärtlichen Ausdruck zu geben. Er legte seine Hand nur flüchtig auf ihren Scheitel. „Hier wohnt die Wahrheit — diesem Herzen wenigstens blieb die Larve der Heuchelei und Verstellung fern!"

Sie blickte scheu zu ihm auf.

„Daran will ich mich aufrichten!"

Er berührte leicht ihre Hand und ging — erst draußen in freier Luft athmete er erleichtert auf . . .

Später als gewöhnlich kehrte der Professor heute von seiner Visitentour zurück. Auf seinem Schreibtisch lagen die inzwischen eingegangenen Postsachen, Korrespondenzen und Zeitungen zu einem kleinen Hügel aufgehäuft. Elmreich eröffnete einen Brief nach dem anderen: sie waren zumeist geschäftlichen Inhalts und fanden schnelle Erledigung. Ganz versteckt, als schäme es sich seines Daseins, lag noch ein Schreiben. Der Professor erbrach es gleichmüthig; doch nicht lange, so überflog ein unwilliges Staunen seine Züge, er zögerte, weiter zu lesen, aber schon hatte er die wenigen Zeilen in Hast verschlungen, noch einmal und wieder, bis das Papier langsam seiner Hand entfiel und zu Boden sank.

„Es ist eine nichtswürdige Lüge," murmelte er vor sich hin, „und nicht des Nachdenkens werth!" Er nahm hastig eine Zeitung zur Hand und begann zu lesen, aber über die Buchstaben hinweg

erwog sein Geist unwillkürlich die Verleumdungen, die das Theuerste, was er besaß, verunglimpften. Er ließ das Blatt fallen und griff abermals nach dem Billet. Was stand doch darin? „Ein Wohlmeinender giebt Ihnen den Rath, sich nicht unüberlegt einer jungen Kokette anzuvertrauen, welche außer Ihrer Huldigung auch die anderer Männer entgegennimmt. Zum Beweise dafür wollen Sie sich morgen Nachmittag in der Wohnung des Agenten Pimpernus einfinden, wo Fräulein Hellmer eine Zusammenkunft mit dem Baron von Herzfeld haben wird. Notabene. Es ist nicht das erste Mal, daß die junge Dame unter plausiblen Gründen dort ein Rendezvous abhält!"

„Es ist nicht möglich! Man will meiner Liebe eine plumpe Falle stellen — o, ich kann mir denken, wessen Kopf diese erbärmliche Intrigue entsprungen ist!" Er war im Begriff, das Papier zu zerreißen., als er plötzlich wie erschrocken innehielt. „Aber wie, sagte sie nicht selber, daß sie morgen Nachmittag dringend, unaufschiebbar beschäftigt sei, obwohl sie doch ahnen mußte, welche Beichte ich ihr ablegen wollte? Und trotzdem weigerte sie sich — mit thränenden Augen! War es Scham, die ihre Wange so glühend färbte bei meinem Anblick? Oder war es der Nachhall einer sündigen Leidenschaft? Von welchem Gange kam sie? Mein Gott," rief er aufspringend, „in welches Labyrinth von Fragen verwickle ich mich?"

Er ging in heftiger Selbstqual auf und nieder. „Soll ich mich zum Spion erniedrigen? Wohlan, und gälte es auch nur, die Unschuld siegen zu sehen, ich will dem Rufe folgen! Sie wird mir verzeihen, wenn ich ihr den Triumph über einen schadenfrohen Feind zu Füßen lege."

Er zerriß den Brief in unleserliche Fetzen und begann zu arbeiten . . . Eine Stunde später wurde er abermals in das Derenthall'sche Haus gerufen. Der Freiherr empfing ihn an der Treppe in gewohnter ruhiger Haltung, nur dem aufmerksamen, durch Verdacht geschärften Auge des Arztes gelang es, das nervöse Zittern der Lippen zu bemerken, als er ihm mittheilte, der Zustand des Kindes schiene sich verschlimmert zu haben.

Elmreich folgte ihm schweigend. Bei seinem Eintritt in das Krankenzimmer erhob sich Juliane von ihrem Platz und ging ihm

entgegen, während Monika neben dem Bett sitzen blieb, ohne ihre Hand aus der Umschlingung der heißen Finger Hildegards zu lösen.

„Doktor —“ flüsterte Juliane. Es schien, als könne sie nichts weiter über die Lippen bringen, aber eine Welt voll Schmerz und Seelenqual lag in dem einzigen Wort.

Der Freiherr stand an der Schwelle. Monika hätte beinahe einen lauten Schrei ausgestoßen, als sie ihn Angesichts der bekümmerten Mutter plötzlich lächeln sah; das unheimliche, bange Gefühl, welches sie stets in seiner Nähe überschlichen hatte, kehrte mit doppelter Gewalt zurück.

„Sie schläft?“

Elmreich schüttelte das Haupt. Er betrachtete die glühende Stirn mit den aufgetriebenen blauen Adern sorgenvoll, dann sagte er langsam: „Der Sitz der Krankheit ist im Gehirn — eine akute Gehirnentzündung!“

Juliane rang stumm die Hände, ein scheuer Blick streifte die hohe Gestalt ihres Gatten, welcher wie gebrochen am Thürpfosten lehnte; aber noch in demselben Moment richtete er sich wild auf, warf den Kopf zurück und schüttelte drohend die Hand wie gegen einen unsichtbaren Feind. Juliane eilte zu ihm. „Komm fort, Alexander, das Krankenbett ist kein Ort für Dich, wir lassen Hilda in sicherer Hut!“

Er nickte einverstanden. So schnell eilte er durch die lange Flucht der Gemächer, daß sie ihm kaum zu folgen vermochte. In seinem Arbeitszimmer erst blieb er erschöpft stehen. „Er ist fort!“

Sie trat an seine Seite und faßte beschwörend seine Hände. „Besinne Dich! Wo bist Du mit Deinen Gedanken? Blicke doch um Dich, wo ist der Feind, den Du abwehrst, gegen welches Phantasiegespenst willst Du kämpfen?“

Er athmete auf und sah erleichtert um sich. „Du hast Recht, Juliane, ich bin ein Thor, aber ein unfreiwilliger! Es giebt Stimmen in mir, die mich treiben, die mich jagen, Schemen, die allmälig immer festere Gestalten annehmen.“

„So bezwinge Dich!“ sagte sie ernst.

„Das vermag ich nicht mehr, meine Kräfte sind erschöpft in dem furchtbaren, jahrelangen Kampfe! Sonst fand ich Mittel, den

Dämon fortzulachen, ich fand sie im Anblick meines Kindes, in der Liebe meines Weibes!"

„Und hast Du diese nicht mehr?" rief das schöne Weib mit überströmenden Augen. „Handelten wir nur im blinden Triebe der Leidenschaft, nicht im unwiderstehlichen Drange einer freien, hochbeglückenden Ueberzeugung?"

„Mein Glaube ist todt!" sagte er dumpf.

„Halte Dich an mich und meinen Glauben!" mahnte Juliane den Gatten. „Der Mensch ist nicht Schuld an der Schwäche seiner Nebenmenschen, und eine solche allein trieb ihn in den Tod. Wer von uns Beiden brach die Fesseln? Er oder wir?"

„Wir!" sagte der Freiherr dumpf.

Sie erschrak vor dem hoffnungslosen Klang seiner Stimme. „Wir thaten es nicht, mein Gewissen ist frei davon! Ich litt mit Ergebung, aber ich nahm meine Freiheit mit Entzücken an!"

Er preßte sie leidenschaftlich in die Arme. „Daß ich sie noch einmal zurückkaufen könnte, jene ersten Tage unserer Liebe! Aber siehst Du nicht ein, daß der Himmel ihre Seligkeit an mir rächt? Ja, ständest Du vor mir im Kreise blühender Kinder, selbst die schönste Blume unter Blüthen, und brächte mir ihr Jauchzen die Gewißheit, daß wir für einander bestimmt waren zum Wohle kommender Generationen, nie sollte Reue mich bewegen! Wo aber sind unsere Kleinen, welche ich als Unterpfand der Versöhnun anbetete? Kaum daß sie den Vaternamen lallten, so riß sein unversöhnter Geist sie aus meinen Armen; ja, ich fühle es, er ist mir wieder nahe!"

„O, habe Erbarmen mit mir, wenn Du es nicht mit Dir selber haben kannst!" rief sie erschauernd.

Er ließ sie hastig fahren. „Und Du meinst, ich hätte nicht redlich gekämpft gegen einen Feind, der wie die Köpfe der Hydra unaufhörlich sich erneuert? Was weißt Du von meinen nächtlichen Qualen, wenn der Schlaf Dich ungestört umfing? Da," sein Auge nahm wieder den stechenden, zornigen Ausdruck an, „erfaßte mich oft ein Haß gegen Deine Gewissensruhe! Warum, fragte ich mich, darf sie schlummern, während du dich auf Marterkissen herumwälzest? Wer nahm ihr den nagenden Wurm aus der

schönen, schuldbeladenen Brust? Wer, wer," rief er heftiger, „läßt Dich schlafen, wenn ich verzweifle?"

„Mein Gewissen und meine Liebe zu Dir!" sagte sie fest.

„Er war Dein Freund nicht," murmelte er finster vor sich hin.

„Nein, nie!"

„Aber ich war der seinige!" brach er leidenschaftlich aus und preßte seine Hände in einander, dann brach er in ein lautes Lachen aus, daß sie entsetzt zusammenfuhr.

„Hahaha, sagt man nicht, er war sein Freund bis in den Tod, bis in den nassen, kalten Tod?"

„Alexander, Du tödtest mich!" schrie sie auf, als sie in das stiere, trockene Auge ihres Gatten sah.

„Tödten?" fragte er grimmig lächelnd. „Auch dieser letzte Weg ist mir versperrt, denn vor die enge Pforte, durch welche der befreite Geist schlüpfen will, drängt sich sein Geist, uns droben zur Rechenschaft zu ziehen, da er es hier nicht mehr vermochte. Nein, ich kann nicht sterben und mich freiwillig seiner Rache stellen; mag er mich hier aufsuchen, ich werde ihn erwarten! O, öffnete sich doch eine Felsenschlucht, in deren Tiefe ich mich verbergen könnte!" Er stöhnte laut und tief.

Juliane stand rathlos vor ihm. Wenn der Zauber ihrer Erscheinung nicht mehr Liebe, sondern Groll erweckte, was durfte sie noch hoffen? „Ich muß zu unserem Kinde gehen," sagte sie leise.

Er antwortete nicht.

Sie berührte sanft seinen Arm. „Alexander, ich verlasse Dich!"

„Geh'!"

Sie wandte sich von ihm ab. Er schaute ihr mit wilden Blicken nach; wollte er ihr nacheilen? Sie schloß bereits die Thüre.

Als Juliane hinter ihrem Gemahl das Krankenzimmer verlassen hatte, blieb der Professor bei Monika zurück.

„Es ist mir, als hätten Sie etwas zu verheimlichen!" sagte er nach einer langen Pause, in welcher das junge Mädchen seinen Blick nicht einmal erwidert hatte. „Ich dachte, wir seien Freunde genug, uns nicht nutzlos trübe Stunden zu bereiten, und, warum sollte ich es nicht gestehen, Ihr verändertes Benehmen bereitet mir Schmerz!"

„O, nicht doch!“ stammelte sie verlegen.

„Wäre es nicht besser,“ fuhr er mit überzeugender Güte fort, „Sie ließen die mühsam behauptete Maske fallen und geständen mir, was Sie quält, selbst auf die Gefahr hin, mich zu betrüben! Sehen Sie, ich bin ein ehrliches Gemüth, ich würde jede Wahrheit, auch die bitterste, eher verzeihen, als die leiseste Verstellung! Haben Sie mir etwas zu gestehen, Monika?“

Sie sah ihn betroffen an und erröthete.

Elmreich beobachtete jede Bewegung dieses lieblichen, reizvollen Gesichtes, es entging ihm nicht, daß sie bei seinen letzten Worten leise erbebt war. „Sie haben keinen treueren Freund als mich wenn Sie es wollen!“ sagte er ernst.

„Ich weiß es!“

„Weshalb hatten Sie heute Morgen geweint? Der Musikalienhändler kann unmöglich schuld daran sein!“

„Nein, gewiß nicht!“ stotterte sie in peinlicher Verlegenheit.

„Sie waren beim Musikalienhändler?“ fragte er anscheinend gleichgiltig.

Monika nickte kaum vernehmlich.

„Und können mich morgen Nachmittag nicht bei sich empfangen?“ fragte er in demselben Tone weiter.

Sie schüttelte das lockige Haupt.

„Und warum nicht?“ Er blieb dicht vor ihr stehen und sah sie mit mühsam unterdrücktem Zorn forschend an.

„Vielleicht später!“ flüsterte Monika und schlug die mit Thränen gefüllten Augen bittend zu ihm auf.

„Später — ja, wer das so voraussagen könnte!“ sagte er kühl lächelnd. „Wer weiß, was bis dahin passirt ist!“

„Zürnen Sie mir?“ Monika's Stimme klang rührend weich; sie machte eine schwache Bewegung, seine Hand zu ergreifen.

„Wundert Sie das?“ Er beugte sich zu ihr nieder.

Sie athmete tief auf. Warum faßte sie nicht jetzt den Muth, ihm ihr Vorhaben zu entdecken? Ja, sie wollte ihm ihr Herzeleid offen anvertrauen, er konnte sie höchstens bemitleiden, wie er ihr jetzt schuldlos zürnte, sie wollte —

Die Thüre wurde geräuschlos geöffnet, die Baronin erschien auf der Schwelle.

Der Professor verließ schnell seinen Platz. „Es ist gut so!“ Er wandte sich zur Freifrau, gab ihr seine Verordnungen und versprach, sich im Laufe des Abends noch einmal einzufinden; nach flüchtigem Gruß ging er.

Siebzehntes Kapitel.

Nachdem Baron Herzfeld sich von Gerhardine verabschiedet hatte, froh, eine unbequeme Verbindung gelöst und mit einer fatalen Vergangenheit gebrochen zu haben, stieg er siegesbewußt die Stufen zu Mariannens Boudoir hinan.

Am Treppenabsatz stand der Leibjäger des Kommerzienraths, welcher einer erhaltenen Instruktion zu folgen schien, als er sofort die Thüre öffnete und den Baron eintreten ließ. Er fand Marianne Meyer mit der Pflege ihrer Blumen beschäftigt.

„Ich wollte mich zunächst nach Ihrem Befinden erkundigen,“ begann er einschmeichelnd, „und ob die gestrigen Triumphe sich nicht an Ihrer Gesundheit versündigt haben? Es war charmant, auf Ehre! Ihr Herr Vater versteht es, Zauberfeste zu arrangiren; nicht genug, daß er Jedermann befriedigt, er weiß noch Jeden zu überraschen! Aber ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht hie und da den verschönernden, idealisirenden Einfluß einer künstlerisch gebildeten weiblichen Hand bemerkt hätte!“

„Da irren Sie!“ sagte Marianne trocken. „Es geschah Alles auf Wunsch meines Vaters, Herr Baron!“

„Ihres Vaters? O, Sie wollen von Ihrer Bescheidenheit nicht abweichen, selbst da nicht, wo dieselbe Schmerzen erregt! Gut also, nehmen wir an, Sie seien unschuldig an diesem künstlerisch schönen Halbdunkel gewesen — an den Empfindungen, welche dasselbe bewirkte, sind Sie nicht unschuldig!“

„Herr Baron!“ Marianne gewann es über sich, ihm einen zornigen Blick zuzuwerfen.

Der Baron drehte einige Male an seinem Bärtchen, bis er den richtigen Tonfall der Stimme wieder herausgefunden hatte. „Wissen Sie nicht mehr, daß Sie mir die Ehre zu Theil werden ließen, Ihr Kavalier zu sein? Nun denn, mein verehrtes Fräulein,

warum wollen Sie sich der Ueberzeugung verschließen, daß Vieler Augen unseren Schritten neugierig folgten, daß ich Glücklicher mich mit einem wahren Sprühregen von Neid und Eifersucht überschüttet fand, während das gütige Lächeln Ihres vortrefflichen Vaters eine gewisse hoffnungsvolle Befriedigung ausstrahlte?"

„Ich habe es nicht bemerkt!"

„Wirklich? Gar nichts?" Herzfeld warf einen etwas verunglückten schelmischen Blick auf seine Erwählte, den Marianne mit stummem Achselzucken erwiderte. „Desto lebhafter ward ich davon berührt," fuhr er fort. „Und warum sollte ich es leugnen, daß Ihre Güte mich zu Hoffnungen entflammte —"

„Nicht weiter, Herr Baron, nicht weiter!" rief Marianne über und über erglühend. Meine Güte hat Ihnen niemals Veranlassung gegeben, sich über meine Gesinnungen zu täuschen!"

„Zu täuschen?" wiederholte er kaltblütig. „Ein sehr geläufiges Wort im Munde junger Mädchen, die sich glühend umworben sehen! Mir genügt die Güte, welche Sie mir erzeigten, um mich zu Hoffnungen hinzureißen, die halb und halb bereits Erfüllung fanden!"

„Sie wagten es, nachdem ich gestern—"

„Nachdem Sie mich gestern versichert hatten, daß Sie Ihren Reichthum haßten, weil er Sie zur Zielscheibe niedriger Spekulationen machte, gelobte ich mir im Stillen, daß dieser unwürdige Zustand ein schnelles Ende finden solle. In eben diesem traulichen Liebestempel vertraute ich mich Ihrem gütigen Vater an, und er wünscht aus vollster Ueberzeugung, daß Sie seinem Beispiel folgen und mich zum Glücklichsten unter der Sonne machen!"

„Nie!" rief das junge Mädchen und wich Schritt um Schritt vor dem süß lächelnden Freier zurück. „Mein Vater kann sein Gold verschenken, nicht meine Hand!"

„Das wollen wir so schroff nicht hinstellen," sagte der Baron mit mühsam unterdrückter Bitterkeit. „Man hat Beispiele, wo die Töchter sich pflichtschuldigst bequemten, den Intentionen der Väter nachzukommen!"

„Und Sie wollten eine Frau begehren, die der unnatürlichste Zwang an Ihre Seite geführt?" rief Marianne empört.

Er schüttelte, leicht mit der Zunge schnalzend, den Kopf.

„Wie tragisch Sie die Sache auffassen! Hätten Sie mehr Lebenserfahrung, theuere Marianne, so müßten Sie wissen, daß gerade die ruhige Ueberlegung die beste Garantie für eine glückliche Ehe bietet!“

„Ich, ich liebe Sie nicht!“ sagte Marianne mit zitternder Stimme, die jeden anderen Mann gerührt haben würde.

„Momentan vielleicht nicht,“ entgegnete er gleichmüthig, „damit ist aber noch nicht gesagt, daß dieses Hochgefühl sich nicht dennoch über Nacht in Ihr Herz einschleichen könnte. Junge Mädchen kennen ihr Herz meistens nicht, jedenfalls wissen sie nie, was zu ihrem Heile dient, sonst würden sie nicht so oft auf Irrwege gerathen!“

„Und welchen Ersatz bieten Sie mir für ein krankes, gebrochenes Herz, für ein elendes, verfehltes Leben, für die brennende Schmach, mich Ihnen verkauft zu haben?“ rief Marianne mit erwachender Energie.

Er biß sich ungeduldig auf die Lippe. „Viel!“ sagte er achselzuckend. „Zunächst gebe ich Ihnen eine souveräne Stellung in meinem Haushalt, den Sie nach Belieben anordnen und leiten können, ohne daß ich den Versuch machen würde, Ihnen meine Ansichten zu oktroyiren; zweitens führe ich Sie aus den Verhältnissen als Tochter Ihres Vaters zu einer gesellschaftlichen Rangstufe, die ohne Zweifel ein paar sentimentale Regungen aufwiegt. Ich habe Ihrem Vater bereits versprochen, mich um die Würde eines Kammerherrn zu bewerben.“

Marianne zuckte zusammen, sie kannte den gefährlichen Köder, den dieses Versprechen enthielt.

„Und weiter können Sie fortfahren, die schönen Künste in so großherziger Weise zu beschützen wie bisher — Ihr Salon, es würde mein Stolz sein, müßte der Sammelplatz hervorragender Geister werden! Sie hätten dann nicht allein das Recht, sondern die Pflicht, Ihre Talente bekannt zu machen, und gern würde ich Ihnen zugestehen, selbst Ihre Studien in der Malerei nach Belieben fortzusetzen!“

Diese letzten Worte rissen Marianne aus einer Betäubung, die Herzfeld für stille Ueberlegung hielt. Sie gewann es über sich, dem Baron ruhig und voll ins Auge zu sehen. „Ich will

annehmen, daß Sie in dieser wichtigen Angelegenheit offen gegen mich waren, dafür sollen Sie auch von mir Wahrheit erfahren! Herr Baron," fuhr sie mit sanfter Stimme fort, „man opfert seinen wahren Gott niemals einem Götzen, von dem man annehmen darf, daß er auch nicht den leisesten Wunsch erfüllen, nimmer Befriedigung gewähren, immer nur seine Ohnmacht beweisen kann! Nun denn, ein solcher todter Götze ist der Glanz, welchen Sie mir als Aequivalent für ein verfehltes Leben anbieten, der wahre Gott würde darum nicht aufhören, zu existiren und mich, Ungetreue, zu strafen und zu martern!" Sie trat näher zu ihm und faltete beschwörend die Hände vor der Brust. „Mein Herz, Herr Baron, ist nicht mehr frei, ich liebe!"

Hatte sie geglaubt, daß er nach diesen kurzen Worten zurücktreten, ihre Hand mitleidig drücken und sich schweigend entfernen würde? Thorheit! Das Ehrgefühl des Barons war aus festerem Stoffe gewebt, der so leicht nicht nachgab. Eine kleine Blässe der Ueberraschung war Alles, was ihm sein point d'honneur erlaubte, er verneigte sich leicht und sprach im Konversationston weiter, als habe Marianne ihm anvertraut, sie beabsichtige das nächste Ballfest nicht zu besuchen. „Das bedauere ich wahrhaftig aufrichtig, aber ich sehe nicht ein, daß diese Eröffnung irgend welchen Einfluß auf die Pläne Ihres Vaters haben könnte, der mir feierlich sein Jawort ertheilte. Wie ich dem Thatbestand entnehme, ist der mir unbekannte Freier kein Mann nach seinem Geschmack!"

Marianne fühlte eine unsägliche Bitterkeit gegen ihren Vater, eine noch ungleich tiefere Verachtung aber gegen den Baron in sich aufsteigen; sie trat von ihm fort, wie man die Nähe einer Schlange flieht. „Sie wollten eine Frau begehren, die das Bild eines Anderen im Herzen trägt, die Ihnen Haß und ewige Feindschaft zuschwört? Nehmen Sie mein Geld," rief sie außer sich, „denn danach trachten Sie allein, ich will mich enterben lassen für Sie, nur geben Sie meinem Vater sein Wort zurück!"

„Das machen Sie mit Ihrem Vater ab," versetzte er gleichmüthig, „er hat mich freiwillig zu seinem Schwiegersohn erwählt, ich werde mein Recht zu wahren wissen!"

In diesem Augenblick trat ein Diener ein und überreichte Mariannen einen Brief, den diese mit erglühten Wangen betrachtete.

„Das scheint mir verdächtig," murmelte Herzfeld vor sich hin, als er bemerkte, daß seine Braut nur Sinn für die feinen, schlanken Buchstaben hatte. „Das Schreiben interessirt Sie augenscheinlich," sagte er laut, „ich will mich daher mit Ihrer Erlaubniß bescheiden zurückziehen!"

Sie hörte kaum, was er sprach.

„Wir sind also einig, und ich werde sofort das Resultat Ihrem Vater mittheilen! Auf Wiedersehen!"

Sie sah ihn zerstreut an. „Ja, sagen Sie meinem Vater, was Sie hier gehört haben, verhehlen Sie ihm nichts!"

„Gewiß nicht!" Er verneigte sich mit spöttischem Lächeln und verschwand.

Kurze Zeit darauf schritt er trällernd durch den Wintergarten. „Werde nicht ermangeln, den modernen Raphael bei Zeiten an die Luft zu setzen, mir ist überhaupt die ganze Malermanie meiner Braut in den Tod zuwider. Aber lassen wir sie noch in dem holden Wahn und zeigen wir unsere Krallen erst später!"

Marianne hatte kaum die Thür ins Schloß fallen hören, als sie mit fieberhafter Erregung den Brief an Herz und Lippe drückte. Ein Lebenszeichen von ihm, nach dem sie sich Tage und Nächte lang gesehnt! O, hochwillkommene Botschaft!

Sie schmiegte sich stillselig in eine lauschige Sophaecke und gab sich den süßesten Träumereien hin, ehe es ihr einfiel, das Siegel zu brechen. Und als sie es endlich that, was fiel ihr zuerst entgegen? Geldscheine, und wieder einer und noch einer, und darunter leuchteten ein paar Worte hervor. Sie traute ihren Augen nicht. Wie kam das Geld in den Brief? Sie las mit verschleierten Blicken:

„Mein Fräulein!

Nachdem ich mich zu dem Glauben gezwungen, daß Sie keinen Theil an der ungeheuren Beleidigung haben, die mir Ihr Vater zugefügt hat, indem er mir meine Liebe mit tausend Thalern abzukaufen wagte, will ich Ihnen gestehen, daß ich mich nach unserer letzten Unterredung für berechtigt hielt, um Ihre Hand anzuhalten."

„Er war hier?" rief sie auffahrend. „Und ich wußte nichts davon?"

„Ich wurde abgewiesen, ungefähr wie ein zudringlicher, unverschämter Bettler, mit der Aussicht, den nöthigen Kommentar auf brieflichem Wege zu erhalten. Ich habe ihn erhalten! Es ist die Anzeige Ihrer Verlobung mit dem Baron Herzfeld nebst der Summe von tausend Thalern, gewissermaßen als Entschädigung für die Thorheit, Sie zum Weibe begehrt zu haben! Ihr Herr Vater sprach die Hoffnung dabei aus, daß ich das Geld zu einer Reise nach Italien verwenden möchte, von welchem Lieblingswunsch Sie ihn kurz zuvor unterrichtet hätten."

„O, Werner, Du konntest glauben, daß —" Thränen erstickten ihre Stimme, fielen nieder auf das Papier und verwischten dort die Buchstaben.

„Da ich somit die Nichtigkeit Ihrer Schwüre und Verheißungen anzuerkennen gezwungen bin, kann ich nur noch den Wunsch aussprechen, daß sie Ihren Wankelmuth zu bereuen niemals Anlaß haben möchten! Werner Morberg."

Einige Minuten saß Marianne wie erstarrt, dann sprang sie auf und die Geldscheine zusammenraffend, stürzte sie in das Gemach ihres Vaters.

Der Kommerzienrath stand in einem kurzen, schwarzen Sammtrock vor dem großen Pfeilerspiegel in seinem Zimmer und liebäugelte mit sich selber. Die vom Zahn der Zeit erhöhte Stirn zeigte heute keinerlei geschäftsmännische Falten, leicht und gewandt fuhr die fleischige, weiße Hand darüber hin und ordnete die wenigen übriggebliebenen Haare.

„So weit wären wir also! Nun, wir können's ja haben und werden mit Gottes Hilfe noch weiter kommen! Aber, ich gratulire Deinem Kopf, mein lieber Meyer!" — hier machte der Kommerzienrath sich selber ein Kompliment im Spiegel. „Alle können's nicht nachmachen! Schade, daß ich mein Genie nicht auf einen Erben übergehen lassen kann, wie weit würde er es noch gebracht haben! Ein männlicher Erbe, ja, das ist das Einzige, was Dir noch fehlt, was Dir versagt worden ist, armer Meyer! Warum —?"

Mit diesem Stoßseufzer wurde er nicht mehr fertig, denn Marianne trat ein.

Der Kommerzienrath begrüßte sie im Spiegel. „Ich erwartete Dich, der Baron war bei mir!"

„Vater," rief sie, noch unter dem Einfluß ihrer Entrüstung stehend, „ist es wahr, hast Du diesen Brief geschrieben? Hast Du ihn in meinem Namen geschrieben?"

„Ich schreibe viele Briefe, liebes Kind!" entgegnete Ephraim Meyer gelassen. „Im Uebrigen antworte mir zunächst auf meine Fragen!" Er trat einige Schritte vom Spiegel zurück. „Siehst Du mir nichts an?"

„Nein!" sagte sie achtlos.

„Gar nichts?" erwiderte er piquirt. „Die ganze Börse las es mir vom Gesicht ab und gratulirte mir, und mein einziges Kind ist blind dafür! Nun? Willst Du nicht die Güte haben, mich zu regardiren? Oder glaubst Du, solche Gnadengaben werden täglich auf der Straße ausgetheilt?"

„Ich verstehe Dich nicht!" sagte Marianne ungeduldig.

„Nun denn, so sieht ein Geheimer Rath aus! Die Gnade Sr. Majestät hat meine Verdienste gewürdigt und mir eine Auszeichnung vor Tausenden gegeben! Ich merke schon, man hat in den höchsten Kreisen ein Auge auf mich geworfen!"

„Ich gratulire Dir, Vater!"

Der Geheime Kommerzienrath verbeugte sich lächelnd, dann schritt er zur Klingel und läutete Jean herbei. „Das Hauspersonal soll sich in der Halle nebenan versammeln! Dann, mein Kind, stehe ich zu Deiner Disposition!"

Mit räuspernder Stimme begann Ephraim Meyer seine Ansprache. „Leute, Ihr seid Zeugen gewesen der vielfachen Ehren und Auszeichnungen, welche meinem Hause in kurzer Zeit widerfahren sind! Heute habe ich Euch abermals ein frohes Ereigniß mitzutheilen, dem in nicht allzu langer Frist" — hier folgte der Redner den Blicken sämmtlicher Dienstboten, die mit neugieriger Dreistigkeit die arme Marianne beobachteten — „ein zweites sich anschließen wird. Se. Majestät haben meine Verdienste um das Staatswohl allergnädigst anzuerkennen geruht und mir den ehrenvollen Titel Geheimer Rath beigelegt. Ihr wißt nun Bescheid und könnt gehen!"

„Wir gratuliren, Herr Geheimrath!" rief der Chor.

„Danke, danke!" Er machte eine herablassende Handbewegung, um Zeichen, daß die Audienz beendet sei; dann wandte er sich

liebenswürdig zu seiner Tochter. „Nun, Frau Baronin, was führt Sie zu dem Herrn Geheimrath?"

„Warum hast Du mir verschwiegen, daß Werner Norberg bei Dir war?"

„Ist das Dein Kummer? Warum sollte ich Dich damit belästigen, daß ein phantastischer Kopf sich um Deine Hand bemüht hat? Wann war es doch gleich? Ja recht, am Morgen unseres Festes, gestern Mittag!"

„Und was sagtest Du ihm anf seine Werbung?" fragte sie mit bebenden Lippen.

„Ich hatte den Kopf wahrlich voll anderer Dinge als die, welche der überspannte Maler mir vorschwatzte, ich" — er drückte den Foulard leicht an die Stirn — „wies ihn einfach ab!"

„Du schriebst ihm — hier ist das Geld, welches Du ihm in meinem Namen zugesandt!" Sie warf die Geldscheine auf den Tisch und schlug die Hände in glühender Scham vor ihr Antlitz.

„Was? Was ist das?" fuhr der Geheimrath auf. „Der alberne Mensch will keine Fortune machen? Fühlt sich wohl gar noch beleidigt, daß ich seinem mageren Pinsel unter die Arme greifen will? Was verlangt er denn? Und Du schämst Dich nicht, solchem Hochmuthsnarren das Wort zu reden?"

„Ich muß Dir die Wahrheit gestehen!" stammelte Marianne, ohne den Muth zu haben, ihren Vater dabei anzusehen. „Werner handelte im Einverständniß mit mir, denn ich liebe ihn, Vater!"

„W—a—s? Da hatte der Baron also doch Recht! Gott sei Dank, daß er die Sache in meinem Sinne auffaßt und Euch wie zwei alberne Kinder auslacht! Aber dieser Maler, dieser Wolf im Schafpelz, dieser Marder, der sich das goldene Huhn gern stehlen möchte, wird mein Haus nicht wieder betreten!"

„Deshalb sei ohne Sorge," sagte Marianne mit bitterem Lächeln, „er wird ein Haus fliehen, wo man Beleidigungen mit Gold auszugleichen sucht!"

„Na, da muß ich denn doch bitten!" meinte der Geheimrath. „Wenn hier von Beleidigungen die Rede ist, so bin ich allein der Beleidigte! Willst Du mir etwa von Norbergs Genie vorschwatzen? Diese armen Genies sind alle zum Durchpusten mager! Du heirathest den Baron und damit Punktum!"

„Auch wenn ich Dir sage," erwiderte Marianne sehr bewegt, „daß ich den Baron hasse, verachte, o, tausend Mal mehr noch, als ich Werner liebe! Sei barmherzig, Vater, gieb ihm sein Wort zurück! Und damit Du siehst, daß ich nicht listig das Eine auf Kosten des Anderen erreichen will, schwöre ich Dir, Werner freiwillig zu entsagen; nur gieb mich nicht dem Baron! Gieb mich frei, Vater, und ich will meine Anstrengungen verdoppeln, Dir die heiligsten Pflichten der Tochter zu erfüllen, meine Liebe, meine Dankbarkeit sollen Dir Deine Güte tausendfach belohnen, nie, nie wirst Du bereuen, daß Du Mitleid mit Deinem einzigen Kinde gehabt hast!"

„Thorheit! Wer sagt Dir denn, daß Du mit Herzfeld unglücklich wirst?"

„Eine innere Stimme, die mich vor seiner Nähe warnt!"

„Also warten und warten, bis sich ein Anderer findet! Umworben haben Dich schon Viele, aber angebissen hat bis jetzt noch Keiner!"

„Weil sie ehrlich waren," sagte das junge Mädchen erglühend. „O, wie schätze ich diese Männer um ihre Ehrlichkeit!"

„Und bei dieser gepriesenen Ehrenhaftigkeit wirst Du zur alten Jungfer! Danke recht sehr, eine solche Mumie stets um mich zu haben! Schade, daß ich keinen Sohn habe, er würde meine Pläne besser begreifen als Du! Es werden viele Ehen aus Berechnung geschlossen! Ich zum Beispiel habe Deine Mutter auch nicht aus Liebe erwählt. Die kleine Rosine, eine arme Beamtentochter, stach mir weit mehr in die Augen, gerade wie Dir der Maler. Mein Vater machte der Liebelei einfach ein Ende, indem er mich ohne Weiteres mit Deiner Mutter verlobte, und ich habe es nie bereut!"

„Ja, meine Mutter! Wäre sie noch unter den Lebenden, sie würde für ihr Kind sprechen!"

„Das fragt sich! Jedenfalls ist die Sache nicht mehr zu redressiren. Sieh Dir jenes Packet an" — er wies auf einen Stoß goldberänderter Couverts — „ein Theil davon ist soeben schon mit der Post abgegangen, den anderen wird Jean herumtragen. Was meinst Du, was darin enthalten ist?"

Sie sah ihn sprachlos an.

„Deine Verlobungsanzeige mit Herzfeld! Dergleichen Dinge werden jetzt unglaublich schnell fabrizirt," es klang fast wie eine

Entschuldigung. „Im Uebrigen kannst Du Dich darauf verlassen, daß von meiner Seite Alles geschehen wird, Dein Leben so glänzend wie möglich zu gestalten. Laß das Weinen sein, Du theilst das Los der meisten Fürstentöchter, und ich kann Dir nur den guten Rath geben, bei den Gratulationsbesuchen ein fröhliches Gesicht zu machen! Apropos, der Baron wird bei uns diniren!"

„Ich gehe, Vater, aber eine Stimme sagt mir, daß Du diese Stunde einst bitter bereuen wirst! Dann denke daran, daß ich nichts unversucht ließ, Dich den besseren Weg zu führen!" Sie wandte sich von ihm und verließ das Zimmer.

„Danke für gütige Belehrung!" rief ihr der Geheimrath beleidigt nach. „Sorge für Deine eigenen Wege und nicht für die meinen! Hätte ich nur einen Sohn! Hätte ich nur einen Sohn!"

Achtzehntes Kapitel.

Ephraim Meyer hätte keine günstigere Stunde wählen können, sich der erstaunten Menge in seiner neuen Würde zu präsentiren, als die Mittagszeit, wo die elegante Welt zu Fuß und zu Wagen die Promenade belebte. Viele kannten den reichen Finanzier und beeilten sich, seinen Gruß auf das Verbindlichste zu erwidern. Freudestrahlend blickte der neue Geheimrath um sich.

„Schade, daß Frau von Schierstädt sich heute nicht an einer Kavalkade betheiligt, die reizende kleine Wittwe würde mir gewiß ein höchst schmeichelhaftes Kompliment zulächeln, süperbe Haltung, magnifique Allüren! Ah, bah, ich bin ja im Visitenanzuge, zwar nicht ganz nach dem Reglement, aber diese legère Zwanglosigkeit dürfte ihr gerade an mir imponiren! Versuchen wir einmal unser Glück und statten wir der schönen Semiramis einen Besuch ab!" Er lächelte selbstzufrieden ob dieses Einfalls, hieß seinen Kutscher die lange Reihe der Equipagen verlassen und rollte alsbald der Wohnung Gerhardinens zu.

Unterwegs kamen ihm allerlei verdrießliche Gedanken über das störrische Betragen seiner Tochter in den Sinn, und er beschloß, sich ihrer Gesellschaft so bald als möglich zu entledigen und die Vermählung in kürzester Zeit stattfinden zu lassen.

Frau von Schierstädt war zu Hause. Sie eilte dem Geschäftsfreunde zuvorkommend entgegen und reichte ihm lächelnd die schöne Hand zum Kuß.

„Sie kommen wie gerufen, eben habe ich an Sie gedacht!"

„Nicht möglich, meine Gnädigste!" sagte Ephraim Meyer aufs Aeußerste geschmeichelt. „In dem Kopf einer so schönen Frau auch nur Minuten lang zu herrschen, ist ein Vorzug, den man nur mit einer spannenden, effektvollen Neuigkeit erwidern kann!"

„Sie spannen meine Erwartung aufs Höchste!" Gerhardine hatte zutraulich ihre Fingerspitzen auf seinen Arm gelegt und führte ihn also zu einem Sessel, während sie an seiner Seite Platz nahm. „Schnell, schnell berichten Sie mir oder ich vergehe vor Neugier! Soll ich gar glauben, daß Sie bei mir ein besonderes Interesse für Ihr Haus vermuthen, da Sie persönlich mich in seine Geheimnisse einweihen wollen?"

O, wie klang das so süß, so hinreißend schelmisch!

Der Geheimrath befand sich auch bereits in einer gewissen Exaltation. „Ja, das hoffte ich, das wagte ich in aller Bescheidenheit zu hoffen!"

„Nun also, was soll ich hören?" fragte die schöne Frau sich theilnehmend vorbeugend.

„Meine Tochter Marianne hat sich mit dem Baron Herzfeld verlobt! Soeben hat mich der glückliche Bräutigam verlassen — er versicherte mich wiederholt, daß er sich jetzt für den glücklichsten Menschen unter der Sonne halte!"

Gerhardine hatte Mühe, ein ironisches Lächeln zu verbergen. „Also sind seine Wünsche doch endlich erfüllt worden!" rief sie mit einem herzlichen Aufschlag ihrer dunklen Augen. „Ah, das ist ein großes, unverdientes Glück für den Baron, solch' einen vortrefflichen Schwiegervater zu bekommen, ganz abgesehen von der Fortune, die er als Gatte Ihrer Tochter machen wird!"

„Nicht wahr?" Der Bankier zog das Taschentuch hervor, um seine wachsende Emotion zu verbergen. „Das ist aber noch nicht Alles! Das Glück häuft Gaben um Gaben auf mein Haus — ich bin" — hier nahm seine Stimme einen fast verschämten Klang an, und er senkte die Augen unwillkürlich — „ich bin seit heute früh zum Geheimrath ernannt worden!"

„Ist es möglich?“ rief Gerhardine mit vortrefflich gespielter Ueberraschung und schlug die vollen weißen Hände freudig zusammen. „Ei, da gratulire ich von Herzen! Wie hübsch das klingt: Herr Geheimer Kommerzienrath Meyer!“

„Nicht wahr? Nicht wahr?“ sagte der Geheimrath stillselig.

„Jetzt sage ich für nichts mehr gut,“ lächelte die junge Frau mit bezaubernder Koketterie. „Der Herr Geheimrath wird wie ein Komet leuchtend seine Bahn durcheilen und die Gnade des Königs wird ihm stets neuen Glanz verleihen! Bald kommt ein kleines, kleines Wörtchen dazu, ein Krönchen darüber, ein Wappen darunter, und der Geheimrath von Meyer ist fertig! O, Sie wollen mich doch nicht glauben machen, daß Ihre Verdienste daran noch nicht gedacht haben?“

„In der That, ich kann nicht leugnen —“

„Nun sehen Sie! Nehmen Sie meine Prophezeiung also getrost zum Unterpfand an und denken Sie an mich, wenn es so weit ist!“ Sie reichte ihm mit sanfter Wehmuth in Blick und Ton die Rechte, welche sie ihm jedoch sogleich wieder entzog.

Der Geheimrath war ganz verwirrt. Diese bestrickende, überwältigende Liebenswürdigkeit und Theilnahme überstieg seine äußersten Erwartungen, er stammelte: „Tausend Dank! Auch der Baron sagte —“

Gerhardine gewann schnell ihr munteres Wesen wieder. „Ja freilich, wenn der Baron es sagt, dann ist es gewiß wahr! Im Uebrigen sollte ich böse auf Sie sein, mein bester Herr Geheimrath“ — sie legte einen so angenehm klingenden Accent auf das Wort, daß es Ephraim Meyer jedes Mal wonnig durchzuckte — „da Sie mir von heute ab den Freund für immer rauben! Wer wird mir fernerhin seinen Beistand leihen, wenn ich mich unsicher, hilflos fühle?“

„Sie fragen noch?“ rief der Bankier lebhaft, indem er seinem Sessel eiue kühne Wendung gab, so daß er der schönen Frau jetzt völlig vis-à-vis saß. „Hier sitzt der Mann vor Ihnen, der um die Gnade bittet, die Lücke, welche das Scheiden des Barons hinterläßt, mit seiner Ergebenheit und Freundschaft ausfüllen zu dürfen!“

„Es wäre zu viel Aufopferung!“ murmelte Gerhardine und schaute mit zweifelhaftem, verschämtem Lächeln zu ihrem neuen Freunde auf, was bei diesem eine wahrhaft mörderische Wirkung ausübte.

„Zu viel? Sagen Sie, nicht genug für das Glück, Ihnen näher stehen zu dürfen als alle Anderen!“ rief er mit Emphase.

Gerhardine seufzte leicht. „Wenn ich gewiß glauben könnte, daß das Opfer nicht zu groß wäre—“ sie reichte ihm zögernd die Hand, welche er ergriff und stürmisch an seine Lippen drückte.

„Gut, so ist der Bund geschlossen!“ sagte Gerhardine nach einem sehr glücklich gelungenen Erröthen, welches dem Bankier plötzlich die süßesten Hoffnungen ins Herz goß. „Aber ich sage Ihnen im Voraus, ich gehöre durchaus nicht zu den anspruchslosen Seelen, die sich mit den Brosamen der Freundschaft begnügen, wer sich mir widmet, muß stets gewärtig sein, daß ich ihn in Anspruch nehme. In meiner Einsamkeit kommen mir oft trübe Gedanken durch den Kopf geflogen — husch, ein Billetchen an den guten Freund mit der Aufforderung, mir die Grillen zu vertreiben —“

„Herrlich!“

„Oder ich möchte dieses oder jenes Schauspiel in Augenschein nehmen — schnell eine Bitte um freundliche Begleitung —“

„Entzückend! Meine Wagen stehen fortan zu Ihrer Disposition!“ rief der Geheimrath, ihre Hand vom Neuem erfassend.

„Bitte, nicht so stürmisch, die Sache will mit Ruhe überdacht sein!“ lächelte Gerhardine. „Ich gebe Ihnen Bedenkzeit!“

„Eine kurze —“

„Nein, eine sehr lange,“ neckte sie fröhlich. „Beim Abschied erst will ich hören, was Sie beschlossen haben.“

Der Kommerzienrath fühlte sich um zehn Jahre jünger.

„Denn daheim bei sich,“ fuhr sie fort, „werden Sie durch zu viel andere Dinge vom Nachdenken abgehalten: die bevorstehenden Feste und die nachfolgende Einsamkeit! Sie werden wie Sardanapal noch einmal alle Schätze und allen Glanz zusammenhäufen, nachher hat Alles ein Ende! Schade um Ihre herrlichen Räume, die sich nun Niemandem mehr eröffnen werden, Herren vielleicht noch, Damen gewiß nicht!“

„Sie meinen, gnädige Frau —? Ja, daran habe ich noch gar

nicht gedacht!“ rief der Geheimrath betroffen. „Mit dem Scheiden meiner Tochter —“

„Scheiden auch die freundlichen Geister Ihrer Zauberfeste, oder Sie müßten sich eine Anstandsdame engagiren, aber das hat auch seine Schwierigkeiten!“ sagte die schöne Frau achselzuckend. „Ich wüßte wohl ein Mittel, ein allerdings gewagtes, aber falls es gut einschlüge, auch probates!“

„Nennen Sie es mir, theuerste Frau!“ rief der Kommerzienrath, sich immer mehr in die Netze ihrer dämonischen Schönheit verstrickend.

Sie kreuzte leicht die Arme über der Brust und lehnte den Kopf in die Kissen zurück. „Heirathen Sie!“

Ephraim Meyer schloß einen Moment vor seligem Entzücken die Augen. „Und wenn dies auch zugleich mein sehnlichster Wunsch wäre,“ stammelte er halb verlegen, während sie langsam das schöne Haupt in seine Nähe gleiten ließ, „wenn ich aber kühn genug wäre, meine Wünsche zu einem jungen, schönen, reizenden Weibe zu erheben, würden Sie es nicht Thorheit, nicht Verwegenheit nennen?“

„Weshalb denn? Ein Mann wie Sie, in den besten Jahren, vom Geschick hoch begünstigt, ein Mann von Geist und Genie, dem eine große Zukunft gewiß ist, ein Mann von Herz und Gemüth, ganz geschaffen, eine Frauenseele zu beglücken, ein solcher Mann sollte fehlgehen, wenn er die Bitte ausspricht, sich eine Lebensgefährtin zu gewinnen?“ Sie war bei diesen Worten so nahe an die Lehne des Sessels geglitten, daß ihr Athem warm und schmeichelnd über seine Stirn schwebte.

Er beugte sich weit vor. „Und wenn ich diese meine Begierde um eine Lebensgefährtin bis — bis zu Ihnen erhöbe, theuerste Gerhardine, was würden Sie mir antworten?“

„Ich?“ rief die schöne Frau, sich hastig aufrichtend, mit trefflich gespielter Verwirrung.

„Nun, nehmen Sie Ihr Wort zurück?“ flüsterte der Kommerzienrath zärtlich.

„Nein — aber ich kann mich — noch gar nicht fassen!“ stammelte sie, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend. „O, es ist abscheulich von Ihnen, mein Herz so zu überraschen! So also war Ihre Freundschaft gemeint?“

„Werden Sie die Meine," flehte der Geheimrath mit einem schwachen Versuch, ihre Taille zu umfassen, „seien Sie die Herrin und Königin meines nun bald vereinsamten Hauses, Sie werden neuen Glanz, neue Ehren darauf häufen! Sprechen Sie Ja und Sie haben sich neben dem Freund noch den zärtlichsten Gatten erworben!" Hier zuckte Gerhardine plötzlich zusammen, aber sie faßte sich schnell und hielt ihm lächelnd die Hand entgegen.

„Was soll ich anders thun? Ich werde meinen besten Freund doch nicht verzweifeln lassen? Aber schreiben Sie es sich selbst zu, wenn Sie später enttäuscht werden!"

„Nie!" rief der Kommerzienrath enthusiastisch.

„Wer weiß! Indessen Sie fordern meine Hand, hier ist sie!"

Er nahm von seinem neuen, schönen Eigenthum mit der stürmischen Zärtlichkeit eines Jünglings Besitz, er preßte und drückte die schlanken Finger an seine Lippen, ohne das scharfe, schadenfrohe Lächeln zu bemerken, welches die vollen, rothen Lippen seiner Geliebten entstellte.

„Noch eine Bitte habe ich auszusprechen, mein liebenswürdiger Bräutigam," lispelte sie, nachdem der erste Sturm des Entzückens sich gelegt hatte. „Ich wünsche, daß unsere Verlobung vor der Hand Geheimniß bleibe — dann erst, wenn der Toast auf das Brautpaar Marianne und Anatole ausgebracht ist, werde auch unserer gedacht! Der gute Baron wird erstaunt, angenehm überrascht sein — daran hat er nicht gedacht, daran gewiß nicht!"

„Sei es so — feiern wir unsere Verlobung gemeinsam, dagegen erflehe ich es von Ihnen, daß unsere Vermählung den Anfang mache!" Seine etwas untersetzte Figur bog sich weit vor, um einen Strahl dieser leuchtenden Augensterne zu erhaschen, die bei dem Namen des Barons so unerbittlich hell aufgeblitzt waren.

„Ich fühle schon, daß ich schwach werde," lächelte sie mit bezaubernder Freundlichkeit, „indessen wer kann Ihnen widerstehen! Aber nun verlassen sie mich für heute, lieber Freund, damit ich meine aufgeregten Nerven sammeln kann!"

„Muß ich fort?" seufzte Ephraim Meyer.

Gerhardine hatte sich schon zum Abschied erhoben. „Für heute ja — morgen mehr!" Sie litt es, daß er sie umarmte und an seine Brust drückte, nur war sie bleich dabei geworden, todtenbleich.

„Sie sehen wohl, daß ich der Erholung bedarf!“ murmelte sie, mit Mühe ihre Ungeduld bemeisternd. „Lebewohl denn und“ — sie legte mahnend den Zeigefinger auf die Lippen — „Verschwiegenheit!“

Nun war er fort, und gedankenschnell sank ihr die Larve vom Antlitz. „Der blinde, alberne Thor,“ stieß sie zwischen den Zähnen hervor, „der mich zu erwerben trachtet, wie man einen seltenen Edelstein zu kaufen pflegt! Nun hüte Dich, Verräther! Zwei Fallen habe ich Dir gestellt, in die letzte wirst Du sinken, wenn Du der Eifersucht des Professors entgehst. Seine Schwiegermutter, die das Herz und den Beutel ihres Mannes beherscht! Fast thut es mir leid um das arme, ahnungslose Mädchen — aber hat man es besser mit mir gemacht? Und sie trägt doch wenigstens seinen Namen! Nun wirst Du es wieder lernen, zu meinen Füßen zu knieen, Herr Schwiegersohn!“ Sie lachte laut und gellend auf. „Das war ein Meisterstreich, Gerhardine!“ —

Neunzehntes Kapitel.

Madame Pimpernus hatte es mehr als einmal bereut, das Geheimniß ihrer kleinen Freundin an Balthasar verrathen zu haben, der die Angelegenheit gänzlich in seine Hände genommen und ein Interesse dafür gezeigt hatte, welches seiner Frau unbegreiflich, aber desto unheilvoller dünkte. Umsonst versicherte sie, daß Monika ihr das Versprechen abgenommen habe, bei der Zusammenkunft anwesend zu sein, Balthasar schlug es ihr rundweg ab, erstens weil ihm daran gelegen war, so wenig Verdacht wie möglich auf sich zu laden, und zweitens weil sein boshafter Charakter dem Baron eine kleine Zurechtweisung gönnte.

O, Balthasar Pimpernus besaß nicht nur ein gutes Zahlengedächtniß, sondern auch ein ausgezeichnetes Erinnerungsvermögen für ihm widerfahrene Beleidigungen, und der Baron hatte nie versäumt, jedes höhere Prozent mit einem obligaten Ehrentitel zu begleiten.

„Und wenn Du Deinen Gänsekopf noch so sehr schüttelst, es bleibt dabei!“ Mit diesen Worten schloß Pimpernus am folgenden

Tage seine nachmittägliche Kaffee-Unterhaltung. „Was noch mehr sagen will, ich beabsichtige, auszugehen — es darf durchaus kein Verdacht erregt werden, als ob wir Beide die Hand dabei im Spiele gehabt hätten.“

„Aber es weiß ja Niemand darum, als wir!“ bat sie schüchtern.

Herr Pimpernus pfiff etliche Töne vor sich hin, dann stand er auf und steckte beide Hände in die unergründlichen Taschen seiner Beinkleider. „Kann ich wissen, wer noch kommen wird?“

„So weise ich ihn ab!“

„Ei, sehen Sie mal, Madame Pimpernus,“ höhnte er die Aermste, welche alles lieber ertrug, als das freche Anstarren ihres Gatten aus unmittelbarster Nähe, „Sie wollen sich erlauben, mich in meinem Geschäft zu schädigen, mir sozusagen die Butter vom Brode wegzukratzen? Das ist ja recht allerliebst, recht charmant! Habe ich Ihnen nicht tausendmal die Grundlehre alles Reichthums eingeprägt, die Kardinaltugend eines Geschäftsmannes?“

„Ja doch, laß es doch nur gut sein,“ seufzte die arme Frau, in peinlichster Verlegenheit nach rechts und links schauend.

Aber gerade diese Angst kitzelte seine feige Tyrannei. „Wie heißt das goldene Wort, Madame Pimpernus? Strengen Sie Ihren hohlen Haubenkopf einmal an!“

„Thue nichts umsonst!“

„Thue nichts umsonst!“ wiederholte Balthasar mit großem Nachdruck. „Haben Sie das befolgt? Nein, sonst hätten Sie aus der kindischen Begierde Ihrer Bekannten klingenden Vortheil gezogen! Sie aber stehen wie das Maulthier an der Krippe und fressen nicht! Danken Sie Gott auf Ihren Knieen, daß er Ihnen einen Eheherrn gab, der Ihre Thorheiten mit dem Mantel seiner Weisheit zudeckt, deshalb verbiete ich Ihnen hiermit auf das Strengste, die Persönlichkeiten abzuweisen, welche sich möglicherweise zwischen fünf und sechs Uhr hier einfinden könnten — verstanden?“

„Ja, aber —“ Madame Pimpernus raffte sich ihrer kleinen Freundin zu Liebe zu einer ungewohnten Widerspruchskraft auf.

„Ja, aber? Hüten Sie sich, wenn Sie meine Befehle ignoriren! Nicht wahr, das verstehen Sie ohne Umschweife?“ Und die eisernen Finger legten sich schraubstockartig um ihr mageres Handgelenk. „Wohl,“ sagte er nach einer Weile, als er die Wirkung

seiner Lehrmethode an ihren fallenden Thränen bemerkte, „ich sehe, Sie sind jetzt mit mir einverstanden! Es ist es recht, brave Eheleute müssen immer einen Strang ziehen!"

Er sah nach der Uhr; sie zeigte auf fünf. „Ich gehe jetzt aus und komme später von ungefähr zurück — machen Sie schnell eine heitere Miene und erwarten Sie dann ungestört die junge Dame. Sobald das Paar sich gefunden hat, werden Sie sich erinnern, daß der Staub auf meinem Schreibtisch heute noch nicht abgewischt ist, und hören Sie dann Jemand klingeln, so öffnen Sie und antworten ehrlich auf das, was man Sie fragt — hören Sie? ganz ehrlich! — denn Ehrlichkeit währt am Längsten! Holen Sie mir jetzt Hut und Stock, Madame Pimpernus!"

Endlich hatte ihr Quälgeist sie verlassen, und die arme Dulderin athmete erleichtert auf. Sie sann und sann, ob sie nicht Monika noch im letzten Augenblicke noch eine Warnung zugehen lassen könnte — umsonst, stand doch Pimpernus gewiß in nächster Nähe auf der Lauer und beobachtete, wer in dieser Stunde bei ihr aus- und einging. So erbärmlich und hilflos war ihr ihre Stellung noch nie erschienen.

Ein leiser Ton der Klingel erweckte sie aus ihren Grübeleien; sie beeilte sich, die Thüre zu öffnen. Vor ihr stand Monika mit erhitzten Wangen und fliegendem Athem.

„Ist er schon hier?"

„Mein liebes Fräulein" — Madame Pimpernus wisperte es nur, als ob ihr Eheherr in unsichtbarer Gestalt neben ihr stände. „Mein liebes Fräulein, wäre es nicht besser, wenn Sie mich, das heißt, dieses Haus verließen, je eher, desto besser?"

„Unverrichteter Sache?" rief Monika lebhaft. „Glauben Sie mir, ich habe viel mit mir ringen müssen, um nicht wortbrüchig zu werden, aber der Gedanke, eine heilige Pflicht zu erfüllen, hat mich aufrecht erhalten! Ich weiß, daß ich auf rechtem Wege bin!"

„Wenn schon das — aber die Leute —"

„Das Urtheil der Welt kümmert mich nicht!" rief sie mit reizender, kindlicher Energie. „Nur Einer hat ein Recht, mich zu verurtheilen, und dieser Eine ist mir an Güte und Opferfähigkeit tausend Mal überlegen, also würde er auch meine Handlungsweise in dem richtigen Lichte sehen und kritisiren. Suchen Sie mich

nicht irre zu machen, ich muß erfahren, was aus Leonore geworden ist, ob sie den Tod gesucht und gefunden oder ob sie einsam und in Noth lebt! Mich stärkte ein Traumbild; wollen Sie es hören, Madame Pimpernus?"

Traumbilder waren stets ein Hochgenuß für die beschränkte Frau gewesen, deshalb trat sie vertraulich näher und lauschte aufmerksam.

„Ich hatte gestern Nacht," erzählte Monika der eifrig zuhörenden Madame Pimpernus, „erst spät mein Lager aufsuchen können, und auch dann konnte ich vor Erregung und Bekümmerniß lange nicht schlafen, meine Thränen flossen noch, als meine Augen bereits geschlossen waren. Da sah ich plötzlich meine Schwester vor mir stehen, sie sah ganz so aus wie ich, nur sehr viel heller und klarer, und bückte sich freundlich zu mir nieder, gerade als ob sie gewußt hätte, wie schwer mir ums Herz war. Ich wollte sprechen und sie anfassen, aber sie entschwebte mir lächelnd. ‚Lenore', rief ich ihr ängstlich nach, ‚soll ich Dich rächen?' Sie nickte mir zu und wies auf ihr Herz — da erwachte ich!"

„Und fürchteten sich, nicht wahr?" fragte Madame Pimpernus mit angenehmem Schauder. „Ich zittere auch stets, wenn ich von meiner Tante Ursula träume!"

„Fürchten? O, nicht doch, ich fühlte mich in meinem Vorhaben gestärkt und bereute es bitter, ihm gestern beinahe ungetreu geworden zu sein — weil er mich so böse anschaute," sprach sie in Gedanken weiter, indem sie langsam auf und nieder ging, „und weil ich mich schämte, die Unwahrheit gesagt zu haben. Aber ich schwöre es, diese erste Lüge soll auch die letzte in meinem Leben gewesen sein!" Hier zuckte die entschlossene, muthige Monika heftig zusammen, denn draußen ertönte die Klingel.

„Er kommt!"

Madame Pimpernus war schon an der Thüre, aber das junge Mädchen eilte ihr nach und faßte sie heftig am Arm. „Sie werden hier bleiben, wie Sie versprochen haben?"

„Ja, im Anfang, dann aber —"

„Nein, die ganze Unterredung sollen Sie mit anhören, es ist mir ein Gefühl des Schutzes, wenn ich Sie in der Nähe weiß!" flehte sie stürmisch.

„Hören Sie? Er klingelt wieder! Lassen Sie mich gehen, damit Sie desto schneller fertig werden!"

Monika athmete tief auf; jede Bangigkeit gewaltsam unterdrückend, warf sie ihren Hut auf das ärmliche Sopha und stand mit fest in einander geschlungenen Händen alsbald dem Baron gegenüber.

Dieser verharrte einen Moment in lautloser Ueberraschung.

„Ist es möglich?" Er eilte vorwärts. „Sie wollen mich sprechen, Fräulein Monika? Das ist ein unerwartetes Glück!"

„Wußten Sie nicht, daß ich Sie rufen ließ?" fragte sie mit möglichster Ruhe, denn die Sache nahm einen anderen Anfang, als sie geglaubt.

„Man ließ allerdings durchblicken, daß eine junge, reizende Dame —"

„Bitte, ich mag das durchaus nicht hören!" unterbrach ihn Monika schnell.

Er sah sie erstaunt an. „Wie?" Dann lächelte er verständnißvoll. „Ich begreife und setze nur noch hinzu, daß diese Ueberraschung die glücklichste meines Lebens ist!"

„Herr Baron —"

„Freilich, eine so himmlische Göttin darf wohl beanspruchen, daß ihr Anbeter und Verehrer dem Sklaven gleich zu ihren Füßen liegt, ehe sie sich für überwunden erklärt!"

„Sie irren sich," sagte das junge Mädchen stolz, „wenn Sie meinem Wunsch diese Bedeutung unterlegen! Es kann Ihnen auch im Ernst nicht einfallen, mir etwas Anderes als Abneigung gegen Ihre Person zuzutrauen, die ich vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft empfand —"

„Ich —"

„Sie haben nichts gethan, dieselbe in ein milderes Gefühl umzuwandeln, denn Sie haben mich auf Schritt und Tritt mit Beleidigungen aller Art verfolgt!"

„Was höre ich?" rief der Baron, sich an dem trotzigen Zorn seiner reizenden Feindin weidend. „Seinem natürlichsten Gefühl folgen, heißt doch nicht, Ihr Geschlecht beleidigen? Es ist mir, ich gestehe es offen ein, bisweilen der Gedanke gekommen, als würden meine Huldigungen Ihnen absichtlich in entstellendem Lichte ge-

deutet, aber daß man sich so weit vergehen würde, Sie vor mir zu warnen, das hätte ich nicht geglaubt!"

„Da irren Sie," sagte das junge Mädchen, unter seinem Blick erröthend, „auch brauchte mich Niemand vor Ihnen zu warnen, eine untrügliche, unbestechliche Stimme in meiner Brust flößte mir das Mißtrauen ein, und sie täuscht sich nicht," rief sie heftig im Andenken an ihre Schwester Leonore, „Ihre Nähe ist verderbenbringend!"

„Weshalb?" fragte er mit düsterem Lächeln.

„Weil Sie treulos, wortbrüchig und herzlos sind!" Monika erschrak über sich selber, als sie ihm diese Anklage ins Angesicht schleuderte.

Er lachte darüber, denn er schob ihren Worten Eifersuchtsmotive unter, da sie möglicherweise schon von seiner Verlobung gehört hatte. „Das ist viel auf einmal. Aber was gilt's, ich entwaffne Sie! Treulos? Ja, wenn man die Treue nur von der Stellung abhängig macht, welche man oft gezwungen ist, der Welt gegenüber einzunehmen, dann hätten Sie Recht! Aber es gibt eine stillere Bedeutung dieses Wortes. Die Welt verlangt nur den Schein, was ich im Herzen trage, ist mein eigenstes Recht!"

„Ob auch das andere Herz darüber zu Grunde geht oder bricht!" sagte Monika mit bewegter Stimme.

Der Baron sah sie betroffen an; einen solchen Grad der der Zuneigung hatte er nicht zu finden erwartet. Er hätte das holde Geschöpf in aufflammender Leidenschaft in seine Umarmung reißen mögen.

„Freilich das Opfer darf die Welt ruhig verlangen," fuhr sie mit bitterem Vorwurf fort. „Schwüre sind ja nur Luftgebilde, nur ein Hauch, welche der nächste Augenblick verflüchtigt!"

„Sie thun mir Unrecht!" rief er heftig. „Seien Sie gütig, Monika!"

„Ich verbiete Ihnen jede Vertraulichkeit, zu der ich Ihnen niemals Grund gab!"

Er konnte sich den Wechsel ihrer Gefühle nicht gleich erklären. „Und herzlos nannten Sie mich auch? Mit welchem Recht? Nennen Sie das Geschick herzlos, daß es mir die Freiheit verweigerte, meinem Herzen folgen zu dürfen. Glauben Sie, daß es

mir leicht geworden ist, meinen Lieblingswünschen zu entsagen und das Kleinod, dessen Besitz mich glückestrunken machen würde, anderen Händen anheimfallen zu sehen?"

„Das ist nicht wahr! Verleumden Sie ein Mädchen nicht, das Sie liebte!" rief Monika empört.

Er faßte sich an die Stirne, als könne er ihren Ausspruch nicht begreifen. „Wär's möglich, Sie hätten nur mit Elmreich gespielt, um Ihre wahre Gesinnung zu verbergen? Ei," er lachte leichtfertig, „so hätte die unschuldige Taube in aller Harmlosigkeit ja dasselbe gethan, was sie an mir so verdammt: unter dem Mantel der Verstellung aufrichtig sein, unter dem Schein der Treue treulos sein! Sie wollten mir vorhin nicht glauben, wie dehnbar die Begriffe von Liebe und Treue sind, nun geben Sie mir selbst das Beispiel, indem Sie die Maske lüften!"

Monika sah sich instinktiv nach Madame Pimpernus um. Dieselbe hatte längst das Zimmer verlassen. Sie befand sich allein mit dem Baron, welcher immer mehr in Feuer gerieth. Er deutete Monika's Umschau in seinem Sinne und sagte lächelnd:

„Wir sind allein — Niemand belauscht uns, wir können ganz aufrichtig gegen einander sein und unsere Sünden gegenseitig beichten. Gottlob sind wir ja im Stande, sie einander zu vergeben!"

Horch, ging da nicht die Außenthüre auf?

Monika stand zuerst wie erstarrt bei dieser unvermutheten Wendung der Unterredung; so groß war ihr Schrecken, daß sie momentan den eigentlichen Zweck derselben vergaß und nur Aufmerksamkeit für ihre eigene bedrohte Sicherheit hatte.

„Mein Gott, welch' ein Abgrund von Abscheulichkeit!" murmelte sie mit zuckenden Lippen. „Und ich Thörin wollte sein Mitleid, sein Ehrgefühl anrufen!"

„Geben Sie den nutzlosen Widerstand auf," scherzte der Baron mit verlangender Zärtlichkeit, „nachdem Sie mir genug gestanden, um mein Blut in fieberhafte Wallung zu versetzen! Kluge, kleine Monika, schlauer als alle Lehrmeister, gewandter als alle Schauspieler der Welt, nehmen Sie meinen heißen Dank für jede Kränkung, für jede Zurücksetzung, der ich beinahe ein anderes Gefühl untergelegt hätte, von dem Ihr zärtliches Herz aber, gottlob, keinen Begriff hat!"

„Zurück!“ rief sie mit Schaudern, als sie die heißen Finger des Barons auf ihrer Hand brennen fühlte. „Lassen Sie mich — ich habe mich selbst betrogen! O, warum unternahm ich, was ich nicht ausführen konnte!“

„Fürchten Sie sich?“ fragte er mit leidenschaftlichem Lächeln. „Und vor mir? Das glaube ich nicht, denn woher hätten Sie sonst den Muth gefunden, mich hieher zu rufen?“

„O, ich bin schwer gestraft!“ Sie fühlte, daß ihre Kräfte nicht mehr dieser Situation gewachsen seien, und wandte sich hastig zum Sopha, ihren Hut zu ergreifen.

Aber der Baron war ihr gefolgt. „Sie werden die Verstellungskunst doch nicht so weit treiben und jetzt, wo die Schranken zwischen uns endlich gefallen sind, trotzig hinwegeilen? Grausame, wollen Sie Ihren Triumph bis zur Schadenfreude genießen? Nimmermehr, ich lasse Sie nicht von hinnen, bis ich den süßen Lohn meiner heißen Liebe empfangen habe, und wäre es nur ein Kuß auf diese kleine, weiße Hand! Sie sehen, wie bescheiden ich das Recht ausbeute, welches Ihre Güte mir gewährt! Einen Kuß auf diese Hand — kann man bescheidener sein?“

„Nein!“ sagte eine scharfe Stimme laut hinter ihnen . . .

Der Baron sah sich unwillig über die Störung um — Monika erbleichte und stieß einen leisen Schrei aus, welcher Madame Pimpernus von der Seite ihres Gatten fort und nach der Thüre eilen ließ. Aber noch zur rechten Zeit erfaßte sie die eiserne Faust ihres Eheherrn und bannte sie regungslos an seine Seite.

Leonhard Elmreich hatte „Nein!“ gesagt und stand nun finsteren Blickes vor dem Paare, abwechselnd den zähneknirschenden Liebhaber und das todtblasse zitternde Mädchen betrachtend.

Monika, deren Nerven momentan empfindungslos gewesen waren, begriff plötzlich das Niederdrückende, Entehrende ihrer Lage. Ohne Besinnen stürzte sie an Elmreichs Seite, seine Hand zu erfassen und um Hilfe zu flehen, sie aus einer unverdienten Schmach zu befreien — aber er streckte kalt und gemessen seine Rechte aus und zog damit eine Scheidewand zwischen ihnen Beiden.

Monika sah ihn fassungslos an. Was sollte das? Ihre blauen, großen Augen füllten sich mit Thränen. „Schützen Sie mich!“ bat sie leise.

Er lachte herbe. „Haben Sie die Güte, Fräulein Hellmer, Ihre Komödiantenkünste bei Seite zu lassen, bei mir finden dieselben weniger Beifall, als bei Ihrem Freunde dort!"

Der Baron drehte sich hastig um. „He?"

„Mit Ihnen werde ich später abrechnen, Herr Baron!" sagte der Professor verächtlich. „Vorläufig habe ich für diese junge Dame noch Einiges auf dem Herzen, was sich nicht wohl aufschieben läßt!"

„Herr Professor, hören Sie mich, um Gottes Willen!" rief Monika mit hervorstürzenden Thränen.

„Darf ich fragen, mit welchem Rechte Sie sich hier zum Schiedsrichter aufwerfen?" fragte Herzfeld mit vor Wuth eingeklemmter Unterlippe.

„Später sollen Sie Antwort darauf haben — fürs Erste nicht!"

„O, schützen Sie mich vor ihm, vor dem Schrecklichen!" flehte Monika noch einmal. „Machen Sie der Qual ein Ende, führen Sie mich fort von hier, von einem Ort, den ich nie, nie wieder betreten werde!"

Der Professor trat kalt einige Schritte zurück. „Ihr Herr Vertrauter hatte Recht, Sie die schlaueste aller Lehrmeisterinnen zu nennen! Nein, mein Fräulein, wenn Jemand würdig war, Ihren guten Ruf zu untergraben, so ist er allein auch würdig, Sie in schwierigen Fällen in Schutz zu nehmen — ich bedauere, nicht mehr in der Lage zu sein!"

Sie fuhr in ungläubigem Entsetzen auf und starrte Elmreich fassungslos an. „Wie?" rief sie zitternd und die Stimme versagte ihr. „Ist's möglich? Sie wollen mich zur Mitschuldigen dieses Mannes machen? Sie könnten mich büßen lassen, was er allein verbrach?"

Er warf ihr einen finsteren, durchbohrenden Blick zu. „Solche Worte hätten mich vor einer Stunde noch vor mir selber beschämt, jetzt lache ich darüber! Ich kann Ihnen keine Vorwürfe machen, denn das Recht, welches ich dazu zu haben glaubte, nahmen Sie zurück, aber ich hätte Aufrichtigkeit verlangen können!"

„Ja, es war thöricht von mir, daß ich Ihnen mein Vorhaben verschwieg, aber Sünde war es nicht! Glauben Sie es mir, glauben Sie es mir," rief sie mit gefalteten Händen, „daß nur eine

heilige Pflicht mich hierher führte — heute noch und niemals wieder hätte ich dieses Haus betreten!"

„Wollen Sie mit diesem Geständniß auch den letzten Verehrer einbüßen!" fragte er mit scharfem Spott. „Nicht doch! Weshalb hätte Ihr guter Freund Sie sonst die schlaueste aller Komödiantinnen genannt?"

„Er ist ein Elender, und ich hasse und verachte ihn!" rief Monika mit ausbrechender Leidenschaft.

Der Baron war bei diesen Worten zurückgetreten, ein spöttisches Lächeln flog über seine blasirten Züge. „So ganz auf meine Kosten darf Ihre Vertheidigungsrede doch nicht geschehen, Fräulein Monika, dazu reicht meine Geduld nicht aus! Im Uebrigen erinnern Sie sich, daß Sie dem Herrn Professor gar keine Rechenschaft schuldig sind!"

„Schweigen Sie, schweigen Sie, Sie sind ein Ungeheuer! Hören Sie mich," fuhr sie in heftig sich überstürzender Rede fort, während sprechende, namenlose Angst aus ihrem Antlitz leuchtete, „nur noch einmal gütig an! Ich will, ich kann den entsetzlichen Verdacht nicht ruhig ertragen, zugleich aber empört sich mein ganzer Stolz dagegen, Ihnen den Glauben an meine Unschuld abringen zu müssen! O, stände ich an Ihrer Stelle und sähe einen Gegenstand meiner Zuneigung, dem ich mein Herz bis in den Tod geschenkt, unter einem Verhängniß leiden, ich träte hinzu und reichte ihm die Hand: ‚Wenn Alle an Dir zweifeln, ich thue es nicht, denn mein Glaube ist größer als meine Furcht und meine Treue stärker als die Verhältnisse!' So spräche ich, und Niemand, Niemand könnte mich überzeugen, daß ich Unrecht damit gethan!"

Madame Pimpernus zog die Schürze an ihre Augen; sie wollte fort, aber Balthasar hielt sie gewaltsam fest.

„Sie wollen sich entschuldigen, indem Sie mich anklagen?" sagte Elmreich bitter. „Ich will mich auch keineswegs von dem Vorwurf reinigen, den Spion gemacht zu haben, aber dieser Versuchung hätten auch Sie nicht widerstanden, trotz Ihrer betonten Seelengröße, die ich freilich nach dem Vorgefallenen zu bezweifeln berechtigt bin. Ja, wären Sie nur mit einem offenen Bekenntniß Ihrer Schuld vor mich hingetreten, wie ich es bis zum letzten Augenblicke unseres Beisammenseins gestern erwartete!"

„Sie wußten um mein Vorhaben? Sie wußten es?“ fragte Monika und warf unwillkürlich einen fragenden Blick auf den Baron, den dieser mit Achselzucken erwiderte.

„Ich habe dem Herrn Professor unser Rendezvous nicht verrathen, wie Sie anzunehmen scheinen!“

„Wer that es? Ich will Wahrheit!“ rief Monika außer sich und streifte mit drohendem Blick das Ehepaar, welches an der Thür stand.

Pimpernus schüttelte das Haupt. Madame Pimpernus brach in lautes Weinen aus. „Ich gewiß nicht!“

„Habe ich Dir nicht den ganzen Handel von Anfang an untersagt?“ fragte der würdige Mann salbungsvoll. „Nun siehst Du die Folgen!“

Der Professor trat zu Monika, die eine zunehmende Schwäche fühlend sich auf die Tischplatte stützte. „Ja, ich wußte um diese Zusammenkunft! Und während ich mich in Sorge und Furcht verzehrte und Ihre Thränen zu ergründen strebte, eilten Ihre Gedanken bereits dieser Stunde zu, die Sie hätten fliehen sollen wie die Sünde, fürchten wie den Tod! O, Monika, wie war es möglich, daß Sie diesem Manne Gehör schenkten, den bereits andere Pflichten binden, dessen Liebe Ihre Ehre nur beflecken kann?“

„Zu viel!“ rief sie, glühend vor Scham. „Ich dulde es nicht, selbst nicht von Ihnen, daß man meinen guten Namen angreift,“ fügte sie mit aufloderndem Zorn hinzu, „denn ich habe weiter nichts als diesen zu verlieren!“

„Das hätten Sie vorher bedenken sollen, ehe Sie den Lockungen des Barons nachgaben!“

„Wann hätte ich das je gethan!“ brauste sie in jugendlichem Feuer auf.

„Als Sie seiner Einladung zu diesem Rendezvous folgten!“ antwortete er gemessen.

„Um Vergebung,“ fiel hier der Baron mit schleppender Stimme ein, „die Einladung ging nicht von mir, sondern von Fräulein Hellmer aus — da Sie doch alle Beziehungen zu mir verleugnen!“ fügte er höhnisch lächelnd hinzu.

„Von Ihnen?“ Das Wort erstarb Elmreich im Munde. „Und Sie wagten es —?“ Er brach kurz ab. „Ist es wahr, was der Baron sagte? Haben Sie ihn hierher beschieden?“

Monikas Stolz empörte sich gegen eine solche Art des Verhörs. „Ich lasse mich nicht so verhören, ich that kein Unrecht!"

„Antworten Sie mir!" rief der Professor heftig.

Jetzt hätte sie den Sachverhalt aufklären können, aber das bittere Gefühl der unverdienten Kränkung erweckte Trotz in ihr, keine Furcht. „Ja, ich that es!"

„Durch wen?"

„Ich übernahm den Auftrag für das Fräulein!" schluchzte Madame Pimpernus.

„Weshalb?"

„Weil sie so flehentlich darum bat!"

„Darin muß ich meine Frau in Schutz nehmen," ließ sich Balthasar vernehmen, „sie hat lange gezögert, ehe sie die Botschaft ausrichtete!"

„So?" Der Professor lachte kurz auf.

„Aber das Fräulein —" Madame Pimpernus empfand in diesem Moment einen so starken Kniff in ihr Handgelenk, daß sie zusammenzuckte und schwieg.

„Und diese Zusammenkünfte fanden öfter statt?"

„Sage dem Herrn die Wahrheit!" ermahnte Pimpernus würdevoll.

„Ja — aber —" Wiederum bethätigte Balthasar sein Hausrecht, und sie schwieg.

„Sagen Sie die Wahrheit, ich will es!" rief nun auch Monika der eingeschüchterten Frau drohend zu.

„Ich möchte ja gern — aber —"

„Es ist genug," sagte der Professor, als er das junge Mädchen die Farbe wechseln sah, und eine tiefe, mitleidige Traurigkeit trat an die Stelle der überwallenden Leidenschaft. Er trat von Monika zurück, vor deren Augen sich Nebel erhoben, die ihr die Gegenstände im Zimmer in fahlem, gelbem Lichte zeigten. „Und nun zu Ihnen, mein Herr, der sich nicht entblödete, als Verlobter eines tugendhaften Mädchens ein unerfahrenes Kind zu berücken!"

„Ich gestehe, daß ich über die Invitation nicht weniger erstaunt war als Sie!"

Monika stieß einen Schrei der Entrüstung aus, der Madame Pimpernus ins Herz schnitt, während Balthasars boshaftes Ge-

müth sich daran ergötzte, den Baron in seiner eigenen Schlinge gefangen zu sehen, und er gönnte ihm diese Lektion von ganzer Seele.

„Sie mißbrauchten Ihre überlegene Stellung diesem jungen Mädchen gegenüber, Sie beschimpften Ihr Verhältniß zu Marianne Meyer, der ich die Binde von den Augen nehmen werde!" fuhr der Professor mit eiserner Strenge fort.

Der Baron zuckte die Achseln. „Es wäre doch gar zu ungalant gewesen, dem Rufe gegenüber taub zu sein, auch war ich völlig im Unklaren, wer mich hier zu sprechen wünschte — die alte Person dort nannte mir keinen Namen! Mein Schwiegervater dürfte übrigens in dieser kleinen Affaire kein gravirendes Moment einer Vernachlässigung meiner Pflichten sehen!"

Monika wollte sprechen, aber die Zunge versagte ihr den Dienst, sie bewegte nur stumm die Lippen.

Der Professor sah sie leiden, und sein Zorn gegen den verhaßten Wüstling wuchs. „Nun denn, wenn Ihr Name Sie auch gegen die Strafe Ihres verblendeten Schwiegervaters schützt, mir werden Sie Genugthuung geben im Namen dieses Mädchens, dessen Unerfahrenheit Sie zu niedrigen Zwecken benutzt, dessen Vertrauen Sie mißbraucht haben!"

Der Baron wandte sich kurz um. „Ich stehe zu Diensten!" Dann griff er in die Brusttasche, sein Notizbuch hervorzuziehen. Er blätterte heftig und erregt darin umher — siehe da, ein Bild, dasselbe, welches Herzfeld damals zu sich gesteckt hatte, um seine Aehnlichkeit mit Monikas Zügen zu vergleichen, fiel zur Erde und gerade zu Elmreichs Füßen.

Der Professor sah es fallen, sein Blick glitt flüchtig darüber hin, und schon hielt er es in der Hand.

„Nun?" fragte Herzfeld hochmüthig und streckte die Hand darnach aus.

Elmreich schüttelte mit traurigem, anklagendem Blick gegen Monika das Haupt. „Hier ist Ihr Eigenthum zurück! Wollen Sie jetzt noch gegen Thatsachen streiten?" Bereits in der Thür stehend rief er dem Baron zu: „Sie werden von mir hören!"

Zwanzigstes Kapitel.

„Sie werden von mir hören!“ Diese Worte klangen wie aus weiter Ferne zu Monikas Ohren, schwächer und schwächer hallten sie nach mit unheimlichem Sausen und Brausen. Der Nebel vor ihren Blicken stieg und dehnte sich zu unabsehbarer Weite aus, er verdickte sich zu undurchsichtigem Dunkel, endlich ward es Nacht um sie her.

Eine wohlthätige Ohnmacht hielt Monikas Geist und Körper umfangen.

Als sie erwachte, war der Baron verschwunden. Ihr erster Blick fiel auf Madame Pimpernus, die mit rothgeweinten Augen zu ihren Füßen saß und ihr von Zeit zu Zeit ein Fläschchen mit Aethergeist zum Einathmen vorhielt. Erstaunt ließ das junge Mädchen ihre Augen durch das Zimmer schweifen, sie konnte sich auf nichts besinnen, was mit ihrem Hiersein und Madame Pimpernus' Thränen in Verbindung stand. Aber da lag noch das Bild, das fremde, unglückselige Bild, und mit einem lauten Aufschrei sank Monika in die Kissen zurück. Es war der erste heftige Schmerz ihres Lebens und sie gab sich ihm willenlos hin.

„Trösten Sie sich, trösten Sie sich,“ sagte die treue Seele begütigend. „Ach, wir Frauen müssen so viel ertragen! Aber so weinen Sie doch nicht so sehr, es wird ja noch Alles gut werden!“

„Nein, es wird nie wieder gut werden, nein!“ rief Monika, ihre Hände ringend. „Mein Lebensglück ist für immer vernichtet — o, der schmähliche Verdacht, der schimpfliche!“ Sie bedeckte aufs Neue ihr Angesicht; heiße Thränen der Scham und des Zornes über die Ungerechtigkeit der Menschen, selbst der besten unter ihnen, rannen zwischen ihren Fingern hindurch und fielen auf die liebkosende Hand der Madame Pimpernus.

Aber Monika stieß sie zurück. „Warum sagten Sie nicht die Wahrheit, als ich Sie darum beschwor? Natürlich mußte es da den Anschein gewinnen, als ob — als wenn —“ sie stockte, noch im Andenken an ihr Leid erröthend.

„Ich durfte ja nicht,“ flüsterte Madame Pimpernus, sich vorsichtig nach allen Seiten umsehend. „Er hatte es mir so streng verboten, und was er haben will, das erreicht er auch, der Böse-

wicht! Sehen Sie, diese Flecke hat er mir in die Hand hineingekniffen, als ich die Wahrheit sagen wollte und den Irrthum aufklären.“ Sie streifte ihren Aermel auf und zeigte zwei brennendrothe Stellen auf ihrem Arme. „So handelt nur ein Bösewicht! Ich sah seine Augen ordentlich vor Freude blitzen, als der fremde Herr den Baron zum Todtschießen aufforderte.“

Wie ein elektrischer Schlag fiel dieses Wort in Monikas Seele. Vergessen war alle Noth, aller eigener Kummer; Elmreich war in Gefahr und um ihretwillen!

Monika sprang vom Sopha auf. „Ich muß fort von hier, die Luft erstickt mich!“

Madame Pimpernus suchte sie aufzuhalten, aber umsonst. Die bleichen Wangen belebten sich mit Flammenröthe. „Er darf nicht sterben, selbst das Blut jenes Elenden darf nicht um meinetwegen fließen. Was habe ich gethan, ich Thörin! Lassen Sie mich fort,“ rief sie laut, „noch ist Rettung möglich, wenn ich auch noch nicht weiß, was ich thun und lassen soll! Aber hier ist meines Bleibens nicht länger!“

Sie raffte ihren Hut auf, ergriff das Bild und eilte zur Thür hinaus. Hastig stürzte sie die Treppen hinab, fort aus dem Hause, wo ihr die bitterste Demüthigung zu Theil geworden.

Eine dumpfe Schwüle empfing sie draußen, die unheildrohende Stille vor dem Sturm. Menschen und Wagen eilten gleichgiltig an ihr vorüber, nicht Einer, der das süße, erregte Antlitz mit Theilnahme betrachtet hätte. Wohin? Wohin sollte sie ihr Fuß tragen?

Monika wußte es nicht. Nur fort, nur immer weiter fort aus dem Bereich des verhaßten Hauses. Sie sah hinauf zum Himmel; er hing schwer und dunkel über der Stadt. Immer muthloser, immer banger ward ihr ums Herz.

Da plötzlich schwebte ein mildes, sanftes Frauenbild ihrem Geistesauge vor, ein blasses Antlitz voll Ernst und schwesterlicher Güte. „Magda!“ rief sie fast laut. „Ja, zu Dir will ich mit meiner Noth flüchten, Du wirst mich verstehen, und wenn es möglich ist, Rettung ersinnen!“

Und vorwärts strebte sie mit neu beschwingter Eile, kaum, daß die kleinen Füße das staubige, trockene Pflaster berührten,

an Stätten des Reichthums und des Elends vorüber, bis die Menschenströme spärlicher flossen. Da war die Straße erreicht.

Athemlos sprang sie die Stufen hinauf und betrat das Zimmer, wo sie so oft in seiner Nähe glücklich gewesen. Dort sank sie vor Magdas Lager nieder und vergrub den blonden Lockenkopf in der Freundin Hände.

Magdalenens Gedanken hatten sich soeben mit Monika beschäftigt, mit der bevorzugten, glücklichen Monika, und jetzt sah sie die Schöpferin ihrer heimlichen Schmerzen kummervoll, verzweifelnd zu ihren Füßen liegen. Liebevoll beugte sie sich über die Weinende. „Monika, wer hat Dir etwas zu Leide gethan?"

Keine Antwort erfolgte; sie fühlte nur ihre Hände von heißen Tropfen überrieselt.

„Arme, kleine Monika," sagte das bleiche Mädchen gerührt. „Bist Du gekommen, mir etwas zu klagen?"

Monika erhob ungestüm das Haupt. „Du sollst ihn retten — sonst stirbt er!"

„Wer?" fragte Magda erstaunt.

„Er, Elmreich! Er stirbt meinetwegen!" rief Monika verzweifelnd.

„Deinetwegen? Besinne Dich!" sagte sie ernst, obwohl mit heftig athmender Brust. „Elmreich, der für Dich leben wollte, stirbt um Deinetwegen?"

„Ja, für mich wollte er leben," rief Monika mit erstickter Stimme, „aber das ist vorbei, für immer vorbei! Ich will es auch nicht mehr," fügte sie hastig hinzu, „aber sterben darf er darum doch nicht. Nenne mir ein Mittel, es zu verhindern, Magda!"

„Ohne zu wissen, was Du verbrachst?" fragte Magdalena streng und vorwurfsvoll.

„O, stimme Du nicht auch in den ungerechten, verhaßten Ton ein!" rief sie ungeduldig. „Ich habe nichts verbrochen! Es ist ein Mißverständniß, an dem ich keine Schuld trage. Er allein hat mich bis in den Tod gekränkt!" Und mit fliegenden Worten, sich oft selber unterbrechend und überstürzend, erzählte sie der aufmerksam lauschenden Freundin die traurige Mähr von ihrer Schwester Glück und Leid, von dem freiherrlichen Verräther, der Lenorens Herz gebrochen und den sie zur Rechenschaft ziehen wollte, um

Kundschaft über Lenorens Verbleib zu erhalten. Als sie aber an die Stelle kam, wie der Professor gerade zu rechter Zeit erschienen, um den beleidigenden Versicherungen des Verhaßten ein Ende zu machen, wie sie ihm mit erleichtertem Herzen entgegengeeilt sei, seinen Schutz zu erflehen, und er nur Hohn und Spott für sie gehabt, da quoll der Thränenstrom von Neuem über; sie klagte Elmreich der Unbeständigkeit, der Lieblosigkeit und der Ungerechtigkeit an.

Magda schüttelte sinnend das Haupt. „Das kann Dein Ernst nicht sein, thörichte, kleine Monika! Dich selbst und ganz allein mußt Du anklagen, daß Du durch Deine unzeitige, nutzlose Heimlichkeit die kaum entsprossene Blüthe seiner Liebe beschädigtest. Warst Du verantwortlich für der Schwester Schuld? Und wenn sie das Aergste verbrochen oder gelitten hätte, würde Elmreich sich darum je Deiner geschämt haben? Warum also schämtest Du Dich, ihm das Dasein einer so nahen Verwandten zu gestehen? Nicht er mißtraute Dir, nein, Du besaßest ein mangelhaftes Vertrauen zu ihm, sonst hättest Du den Muth gehabt, ihm Dein Vorhaben mitzutheilen. Wie ganz anders würde er dann Dein Opfer angesehen haben!"

„Er mußte mir glauben," unterbrach sie die klare, ruhige Stimme stürmisch.

„Gewiß, wenn er Wahrheit hoffen durfte! Aber wie, Monika, hattest Du ihn nicht ausdrücklich hintergangen mit Worten und Blicken, mit Seufzern und Thränen? Hättest Du mich um Rath gefragt, ich würde mich dieser Zusammenkunft aufs Dringlichste widersetzt haben. Menschen von der Art Deines Feindes sind nicht fähig, die Regungen eines unschuldigen Herzens zu begreifen und zu achten. Diesem Manne, Monika, bist Du, gottlob, nicht gewachsen!"

„Ja, Magda, Du allein bist gerecht! Ich muthete mir wahrlich zu viel Seelenstärke zu, denn als es Zeit war, Lenorens zu gedenken, hatte mich bereits die Angst um meine eigene Sicherheit erfaßt. Der Abscheuliche glaubte, ich wollte — ich könnte —"

„Wir Menschen messen gern nach unserem eigenen Maßstabe; er setzte bei Dir nur voraus, was ihm selber nahe lag!"

„Und um seinetwillen verachtet mich Elmreich! Ach, wenn

ich wirklich gefehlt habe, so bin ich schwer genug dafür bestraft. Schlimmeres konnte nicht über mich kommen, als ich heute erduldet habe."

Magda sah mit wachsender Bewegung in die hellen, blauen Sterne, die bittend zu ihr aufschauten. „Nein, aber Du hättest sanft und demüthig bleiben sollen und Deines Freundes Vorwürfe nicht mit Trotz erwidern."

„Das konnte ich nicht, nein, das konnte ich gewiß nicht," rief sie lebhaft. „Wie er zürnend vor mir stand und so voll unnahbaren Stolzes auf meine Thränen niederblickte, da kam, o Magda, zürne nicht, da kam mir ein Gefühl, als wäre meine Liebe zu ihm erloschen!"

„Monika," sagte sie bedeutsam, „wahre Liebe erlischt nie, auch nicht, wenn sie in bitteren Qualen mit sich selbst ringt!"

„Es war ja nur ein flüchtiger Augenblick, wie hätte ich sonst für sein Leben gezittert!"

„Denke daran, daß alle Umstände sich vereinigt hatten, Dich schuldig erscheinen zu lassen, daß jede Aussage aus Deinem und der Anwesenden Munde dieser Schuld immer unumstößlichere Gewißheit verlieh, und auch daran denke, daß Elmreich den Werth seiner Liebe kennt und ihn auch von seiner Erwählten anerkannt wissen will!"

Monika senkte betrübt ihr lockiges Köpfchen. „Aber wenn ich's recht bedenke, hätte Elmreich mich doch nicht so ungehört verdammen dürfen. Wie soll ich nun noch glauben, daß er mich wirklich lieb gehabt hat?"

Magda nahm alle ihre Kraft zusammen, als sie leise, aber eindringlich fragte: „Hast Du ihn denn von ganzem Herzen und von ganzer Seele lieb, Monika?"

Sie sah verschämt zu der bleichen Fragerin auf und nickte.

„O, Magda, ich soll Dir beichten, was ich mir selbst nicht zu gestehen wagte! Habe ich mir doch selbst nicht darüber Rechenschaft geben können, was mich so traurig machte, wenn mein Herz mit lebhaft freudigem Schlage Elmreichs Nähe verkündete. Ich zitterte vor Freude, ihn zu sehen, und hätte mich doch hundert Meilen fortgewünscht, ihm mein Erröthen zu verbergen. Ich sehnte mich nach einem einzigen Blick, und hatte ich ihn erhalten,

so fühlte ich mich verlassen, ich verehrte und fürchtete ihn zu gleicher Zeit. Nichts schien mir schwer für ihn zu vollbringen, Alles hätte ich mit Freuden für ihn gethan —" sie strich hastig über ihre glühenden Wangen und blickte verwirrt vor sich nieder.

„Auch dann, wenn Du Dich damit für alle Zeiten aus seinem Gedächtnisse verbannt hättest? Wenn Du Dein Herz für das Glück eines fremden Weibes opfertest?" fragte Magdalena feierlich.

Monika dachte flüchtig nach. „Nein," rief sie dann hell und ein süßes, holdes Verlangen schimmerte durch die feuchten Lider. „Nein, ich wollte ihn stets für mich behalten, ihn zu verlieren, habe ich nie gedacht!"

Magdalena betrachtete sie schweigend, dann murmelte sie unhörbar: „Thörin, die ich war! Gerade dieser Liebe bedarf es, ihn glücklich zu machen. Ja," fügte sie laut hinzu, „Du wirst ihn glücklich machen!"

„Nie, denn ich habe sein Vertrauen nie besessen, das empfinde ich nur zu deutlich!"

„Du hast es besessen, ich weiß es!"

„Du weißt es?" rief Monika aufspringend.

Ein für Monikas Ohr unverständliches Beben zog wie ein leiser Seufzer durch die Worte. „Er gestand mir Alles!"

„Was gestand er? O rede!"

„Daß er Dich liebe mit der ganzen Kraft eines gereiften Männerherzens —"

„Sage mir Alles, was er sprach!" Monika vergaß den bitteren Ernst der Situation und fiel ihrer Freundin stürmisch um den Hals.

Und als sie das Geheimniß wußte, welches Magdalena mit ihrem Herzblut erkauft und bewahrt, da schüttelte sie zwar ungläubig den Kopf, aber sie flehte doch mit gefalteten Händen. „Rette ihn!"

„Laß mich nachdenken, wie es möglich ist! Verlaß mich jetzt, Monika, damit ich den richtigen Weg finde. Ich glaube, Dir versprechen zu können, daß Elmreich Dir verzeihen wird!"

„Und das Duell?" rief das junge Mädchen mit hervorstürzenden Thränen.

„Das liegt in Gottes Hand, daran kann weder ich noch sonst

Jemand ihn hindern. Gieb mir das Bild, alles Uebrige mußt Du in Geduld abwarten. Lebe wohl! Wenn Du ihn wieder siehst, wird Dir Dein Herz schon die richtigen Worte eingeben — ihnen folge!“

Monika zögerte noch unentschlossen, ein halb ängstlicher, halb trotziger Zug umspielte ihren frischen Mund. „Glaubst Du wirklich, daß auch mein Herz mir den richtigen Weg zeigen wird?“

„Ja!“

„Und bis dahin wirst Du ihn von meiner Schuldlosigkeit überzeugen? Gut, so will ich meinen Herzen folgen!“ Sie legte das Bild auf Magdalenens Kissen und verließ das Zimmer.

Magda folgte der holden, jugendlichen Gestalt mit wechselnden Gefühlen. Sie konnte es nicht hindern, daß sich aus ihrer gequälten Brust Gedanken losrangen, die ihr Blut fieberhaft pulsiren machten. Weshalb gab das Verhängniß gerade ihr die Macht, sich bindend oder trennend zwischen Beide zu stellen? Ein leises Wort des Mißtrauens, des Verdachtes, ein mitleidiges, zweifelhaftes Lächeln ihrer Lippen, und sie waren geschieden für immer. Aus ihrem Munde, das wußte sie, erwartete er nur Wahrheit. Wie leicht also, die Nebenbuhlerin zu besiegen! Magda athmete schwerer. „Wenn ich ihn nicht besitzen kann, muß ich ihn darum einer Anderen gönnen? Meine Gebete werden stündlich für sein theures Leben flehen, und fällt er, so habe ich allein das Recht, ihn zu beweinen!“

Sie schlug hastig auf die Glocke neben ihrem Bett. Frau Morberg trat ein.

„Mutter, Du mußt mir einen Liebesdienst erweisen, aber schnell, jeder Augenblick bringt Gefahr.“

„Was soll ich thun, Kind? Sieh, sieh, wie Deine Wangen glühen! War Monika nicht hier?“

„Gewiß! Du mußt zu Professor Elmreich eilen, er solle, so schleunig er's vermag, zu mir kommen. Hörst Du, Mutter? Sage ihm, daß — nein, sage ihm, ich sei gefährlich erkrankt, so kommt er gewiß!“

„Aber, Magda, diese Sünde! Eine Lüge!“

Magda zuckte zusammen. „Wie? Diese harmlose, unschädliche Unwahrheit nennst Du schon Sünde? Und ich? Jetzt bangt

mir vor mir selber — was wollte ich denn thun?“ Sie raffte sich ungestüm auf, als schüttele sie einen unlauteren Gedanken von ihrer Stirn. „Jetzt schneller noch als zuvor eile zu ihm, laß mir nicht Zeit zur Ueberlegung. Nur dies eine Mal erfülle blindlings meine Wünsche!“

Frau Morberg kam der Aufforderung ihrer Tochter, wiewohl mit schwerem Herzen, nach und kehrte nach kurzer Zeit zurück. „Er kommt! Er folgt mir auf dem Fuße!“

Und er kam. Magda mußte sich zusammennehmen, einen Schrei des Schmerzes und des Glückes zu ersticken, als sie den theuren Mann neben sich erblickte. „O Dank, Dank, daß Sie meiner Bitte Folge gaben!“ flüsterte sie, seine dargereichte Hand mit leidenschaftlicher Freude drückend. Wie sah er so bleich aus so kummervoll!

„Was fehlt Ihnen, Magda? Die Nachricht hat mich erschreckt!“

Sie konnte vor Erregung nicht gleich antworten.

„Sind Sie wirklich krank?“ fragte er besorgt.

„Ja,“ rief sie mit verklärtem Lächeln, „ja, ich war noch vor wenigen Augenblicken sterbenskrank, aber die Krisis ist mit Gottes Hilfe eingetreten. Sie kommen zu rechter Zeit, mich als Genesene zu begrüßen!“

Er sah sie erstaunt an.

„Kennen Sie dieses Bild?“ fragte Magda, und es war, als flössen ihr die Worte doppelt hell von den Lippen.

Elmreich nahm es und betrachtete es flüchtig, dann warf er es hin. „Ich kenne es,“ sagte er düster. „Nur weiß ich nicht, wie Sie, Magda, in seinen Besitz kommen?“

„Betrachten Sie es einmal genau!“ Sie drängte es ihm wieder in die Hand.

„Mein Gott, was ist denn das?“ rief er. „Ein falsches, vermeintliches Spiegelbild! Diese Stirne, diese Augen! Magda, ich beschwöre Sie um meiner großen Freundschaft willen, wie kommen Sie zu diesem Bilde und wen stellt es vor?“

„Lenore Hellmer, Monikas Schwester!“

Der Professor sank wie vom Donner gerührt in einen Sessel. „Es ist nicht möglich,“ sagte er dann rauh. „Monika hat keine Schwester!“

„Und doch hatte sie eine solche, ein schönes, unglückliches Wesen!“

Mit wachsendem Staunen und zunehmender Bewegung vernahm er den Aufschluß über ein Ereigniß, welches ihm das Leben zur Last gemacht hatte, welches ihn bis an die Schwelle des Todes getrieben.

Es ward ganz stille in dem Gemach. Man hörte nur die tiefen Athemzüge des reuevollen Mannes, der sein Lieb unbewußt gekränkt. Im Angesichte des elendesten Menschen hatte er die Unschuld gehöhnt und beleidigt.

„Herr Professor,“ sagte Magdalena weich, „das war die drohende Gefahr, vor welcher ich Sie zittern ließ. Es liegt in Ihrer Hand, sie abzuwenden!“

„Nein,“ sagte er, vor sich hinstarrend, „sie kann mir meinen Argwohn nie verzeihen, nie die Seelenangst vergessen, welche sie um meinetwillen erdulden mußte. Wir sind Beide das Opfer einer schändlichen Intrigue. Aber ich werde diesen Verräther züchtigen. Nicht um Monikas willen, denn sie steht zu hoch über seinem schmählichen Treiben, ich will Monikas Schwester an diesem Elenden rächen. Nur so kann ich hoffen, ihre Zuneigung von Neuem zu gewinnen.“

„Lenore Hellmer ist lange todt, Monika allein sträubt sich gegen diese Annahme. Wenn Sie glauben, daß die Ehre Ihres Lieblings keines Zweikampfes bedarf, Herr Professor, so überlassen Sie den Treulosen seinem Geschick, es wird ihn finden und treffen!“

„Nein, er hat lange genug gelebt, um Menschen ins Unglück zu stürzen! Noch eben ist er eine Verbindung mit einem braven, liebenswürdigen Mädchen eingegangen, mit Marianne Meyer!“

„Mein Gott,“ rief Magdalena erbleichend, „so ist er der Baron von Herzfeld?“

„Kein Anderer! Aber wie kann dieser Name Sie bewegen? Was wissen Sie von ihm?“

„Nichts weiter, als daß er — ach, warum jetzt noch Heimlichkeiten haben!“ unterbrach sie sich lebhaft — „daß er meines Bruders Glück an sich riß — Werner liebte Marianne!“

Elmreich sprang auf. „Ein Grund mehr, ihn unschädlich zu machen!“

Sie ergriff seinen Arm. „Nein, das darf nicht geschehen, auch nicht die leiseste Anklage soll in dieser Sache auf mein Herz fallen. Denn, theurer Freund, das Ziel, wohin seine Kugel fliegt, sind Sie! Und so aus tiefster, innigster Ueberzeugung flehe ich Sie an: gewinnen Sie es über sich, einer edlen Leidenschaft zum Trotze, zwei Tage hingehen zu lassen, ehe Sie einen entscheidenden Schritt thun! Am dritten Tage mag Ihnen alsdann freistehen zu handeln, wie Sie es für gut finden!“

„Sie wollen mich also in den Augen des Ehrlosen als Feigling darstellen? Mich, Magda, den Sie verehren und hochhalten?“ fragte er vorwurfsvoll.

„Eben weil ich Sie über Alles hochhalte, will ich der Möglichkeit die weiteste Grenze stecken, Ihr segenspendendes Leben zu erhalten.“

Er schüttelte das Haupt.

„Eine Ahnung sagt mir, daß die Vorsehung Ihres Armes nicht bedarf, den Schuldigen zu strafen,“ sagte sie, ohne seine Hand frei zu geben.

„Nein, Sie verlangen Unmögliches von mir! Auch die Freundschaft und Dankbarkeit haben ihre Grenzen!“

„Und grenzenlos war doch meine Freude, Sie von Monikas Schuldlosigkeit überzeugen zu können,“ flüsterte Magda mit sanftem Ernst. „Sollte Ihre Dankbarkeit derselben nachstehen?“

„O, Magdalena, wie gewaltsam zwingen Sie mich in Ihre Wünsche hinein!“ rief Elmreich bewegt und ungeduldig zu gleicher Zeit. „Ja, ich danke Ihnen mehr, als dieses kurze, schnellverfließende Leben werth ist: den Glauben an die Treue und Unschuld der Geliebten! Sei es so! Ich verspreche Ihnen, dem Baron erst am zweiten oder dritten Tage meine Forderung zu schicken! Sind Sie nun zufrieden mit mir?“

„Es ist mein höchster Lohn!“ rief sie unter hervorquellenden Thränen und drückte seine Hand wie zum Gebet an ihr Herz.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Eine drückende Schwüle lastete über der Stadt. Bleifarben war die Atmosphäre, welche in den Straßen, aus Gluth und Staub zusammengesetzt, brütete und der Menschen Brust beklemmte. Kein Luftzug strich um die erhitzten Mauern der Häuser, welche die eingebrannten Sonnenstrahlen in heißen Wellen von sich strömten, kein Vogel zwitscherte mehr unter den Dachfirsten; in ängstlicher Erwartung kauerten sie neben einander, kaum daß einer wagte, die Flügel zu rühren. Erschlaffung in der Natur, wie in des Menschen Brust.

Juliane von Derenthall saß am Krankenlager ihres Kindes, das schöne Haupt auf die Lehne des Bettes geneigt, die Hände im Schoß gefaltet. So ließ sie Stunde auf Stunde an sich vorüberziehen, ohne von dem geliebten Antlitz aufzuschauen. Das Leben schien in ihr erloschen, nur wenn das Kind in seinem Betäubungsschlaf sich regte, fuhr sie erschrocken aus qualvollen Gedanken auf. O, welch' ein Schmerz, wenn die Hoffnung, die stützende Freundin unserer Angst, von uns scheidet wie ein Licht, das immer schwächer und schwächer leuchtend endlich ganz erlischt, und wir im Dunkel unserer absoluten Hilflosigkeit zurückbleiben!

Julianens Gram war thränenarm. Wohin sie blickte — drohende Gespenster, die sich zum Verwechseln ähnlich sahen. Juliane wußte nicht, welche Sorge sie am meisten quälte, das ächzende Kind, oder — sie schauderte zusammen. Was hatte sie hinter den leidenschaftlichen, verworrenen Reden ihres Gatten zischen gehört? Was lauerte in den dunklen, tief gesunkenen Augen, die sie so heiß geliebt hatte und noch mit aller Kraft ihrer Seele liebte?

Sie konnte es nicht ausdenken, die Luft versagte ihr; sie sprang auf und eilte zum Fenster, ihrer heißen Stirne Kühlung zuzuwehen. Aber die Natur selber lag in dumpfen Banden und lechzte nach Erlösung.

Sie trat zurück zum Lager ihres Kindes und faßte seine heißen Hände und drückte sie mit krankhafter Zärtlichkeit; sie beugte sich über die fiebernde Stirne und küßte die blonden Haare.

Was hätte sie darum geben mögen, diesen starren Gram durch eine Thräne lindern zu können.

Es wurde allmälig dunkel in dem Gemach. Das schöne, bleiche Weib lauschte noch immer vergeblich auf den Fußtritt ihres Freundes. Elmreichs Nähe dünkte ihr eine Erleichterung in ihrer schaurigen Einsamkeit. Fürchtete sie sich? Ein bitteres, stolzes Lächeln umzuckte ihre Lippen. „Mein Gott, dürfen wir Menschen es denn wagen, unsere thörichten Gedanken an das Walten der Vorsehung zu knüpfen? Wenn ich recht handle, darf ich deshalb vermessen genug sein, mich zu Deinen Auserwählten zu rechnen? Und irre ich, soll ich mich darum zu den Verstoßenen zählen? Alexander, könnte ich Dir nur einen Tropfen meines Blutes in Deine Adern gießen, er würde Deinen Fieberwahn kühlen!"

— — — — — — — — — — — — — —

In dem entferntesten Zimmer des Stockwerkes stand der Freiherr vor seinem Arbeitstisch und wühlte in einem Wust von Blättern und Papieren umher. Gegen seine Gewohnheit zeigte er sich nachlässig und unordentlich gekleidet. Ein weiter schwarzer Hausrock hing über der merklich eingefallenen Gestalt und ließ die Brust unbedeckt hervorschauen. Das Halstuch hing lose geknüpft über der Schulter, das weiße Hemd war zerdrückt und zerknittert.

„Es ist nichts zu finden," murmelte er, „und das Bohren in meinen Schläfen möchte mir den Kopf zersprengen. Aber es ist mir recht! Hämmere nur, hämmere nur, du Sensenmann, mir das Gehirn zu Stein und Eisen, daß der weiche, empfindsame Brei sich verhärte und böser Eindrücke spotte! Warum gab uns die Natur eine so jämmerliche Füllung unseres edelsten Gliedes? Blut und Nerven! Ha, gerade die Verführer der Menschheit legte sie in den denkenden, leitenden Schädel nieder! Blut und Nerven! Durch das Eine sündigt man und durch die Anderen büßt man es. Käme ich noch einmal zur Welt, ich bäte mir ein Hirn voll fühlloser Masse aus!"

Er schleuderte einen Stoß Briefschaften zur Erde. „Wo ist die Abschrift meines Testamentes? Hier!" Er nahm den Bogen zur Hand und begann zu lesen.

Da es inzwischen dunkel geworden war, zündete er eine Wachskerze an — sie erleuchtete das hohe Gemach spärlich.

„Viel ist's, was mir das Schicksal gab, die Leute nennen mich mit Recht einen reichen Mann. Elender Mammon," schrie er auf, „Du hast mich zu einem Tantalus gemacht, ich darbte im Ueberfluß! Und sie, sie sollte schwelgen, wenn ich nicht mehr bin? Nein!" rief er laut, und ein höhnisches Grinsen überflog seine Züge. „Wie hieß der Narr, welcher hier testirt hat? Ich war es nicht! Juliane, Zauberin, Sirene, hast Du nicht genug an dem einen Opfer? Forderst Du noch ein zweites?"

Er zitterte so heftig, daß das Papier in seiner Hand hin und her flog.

„Niemals wirst Du Dein schönes Haupt mit Edelsteinen bekränzen, Juliane," schrie der Freiherr in wahnsinniger Aufregung, „niemals Deine Glieder mit üppigem Sammet bekleiden! Ich will selbst in der Erinnerung des Grabes Dich nicht geschmückt wissen, es würde mich nicht dulden unter den Schläfern, ich bräche aus meinem Hügel hervor!"

Der laute Schall seiner Stimme ließ ihn erschrocken auffahren. „Nur ruhig," flüsterte er, „ruhig, den Schlummernden nicht zu erwecken!" Dann lachte er wieder höhnisch auf. „Ja, ich enterbe Dich, ich verstoße Dich aus meinem letzten Willen!"

Der Freiherr warf sich in seinen Sessel. Ein paar hastige Schriftzüge mit bebender Hand — wohlgefällig übersah er das Kodizill, welches Juliane jeglichen Anspruchs an seine Hinterlassenschaft beraubte. Dazwischen nickte er bedeutsam, und die glühenden Augen starrten auf das Papier, wo Julianens Name stand. „Ganz gut," murmelte er, „soweit wäre die Sache in Ordnung, es fehlt noch eine nichtsbedeutende Kleinigkeit — diese hier!"

Er öffnete ein Fach, dem er ein Terzerol entnahm. „Heimlich, heimlich, damit dich Niemand sieht, loser Vogel! Was öffnest du den Mund so weit, als hättest du schon lange nach meinem Herzblut gedürstet? Warte, warte! Ungebetene Gäste müssen bescheiden sein, auch an dich wird die Reihe kommen! Holla, wer ist da?" unterbrach er sich jäh. Keine Antwort folgte. „Wer ist da?" rief er lauter.

Es war das Rollen eines Wagens, der vor seinem Hause anhielt — Elmreichs Wagen war es.

Der Freiherr sprang wie ein Rasender auf und schleuderte die

Waffe in das geöffnete Fach seines Schreibtisches zurück. „Wer naht mir? Sind es die Schergen, die mich zur Verantwortung ziehen wollen?“ rief er mit bebender Stimme. „Ich trotze ihnen!“

Er riß das Fenster auf, aber angehaucht von der brütenden gluthvollen Schwüle, die ihm entgegenströmte, trat er zurück. Mit seltsamem Lächeln fuhr seine hagere Hand über die heftig klopfende Schläfe.

„Was erschreckt mich? Er schläft — seine Genossen schwimmen um ihn her und starren mit glotzenden Augen auf sein moderndes Gebein. Juliane sagte, er wollte nicht anders schlafen. Wenn sie mich betrog? Wenn er dennoch auferstünde? Wenn er sich ein Opfer wählte — mich?“

Die Stimme erstarb ihm. Stieren Blickes folgte er den Bewegungen seines eigenen Schattens, welcher sich in der flackernden dürftigen Beleuchtung riesengroß und mit verzerrten Gliedern an die Wand malte. Bald erschien er wie ein schwarzes Ungethüm, welches wild die Mähne schüttelt, bald wie ein Polyp mit langen ausgestreckten Armen. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirne.

Eine Fliege flog in das brennende Licht und machte es heller aufflackern und knistern.

„Ferdinand!“

„Ferdinand!“ schrie er und stürzte nach der Thüre. Das Dunkel des Zimmers legte sich wie Grabesfinsterniß um ihn. Aber hatte er nicht selbst den Riegel vorgeschoben? Mit der Verzweiflung Kraft riß und rüttelte er an dem Schloß, bis dasselbe seinen Anstrengungen wich. Fort jagte es ihn durch die Reihen unerleuchteter Gemächer bis an Julianens Schlafkabinet.

Sie trat ihm im Salon bereits entgegen. Sah er nicht, wie sie bittend die Hände erhob bei seinem Anblick?

„Licht!“ rief er. „Warum ist hier Alles so dunkel? Haltet Ihr die Finsterniß der ganzen Hölle hier eingeschlossen? Licht will ich sehen!“

„Alexander, treibt es Dich nicht, Dein Kind zu sehen?“ fragte sie, bei dem ungewohnt harten Klang seiner Stimme erbebend.

„Schließe die Thüre dort — hinter ihr lauert der Tod! Fort! Laß Lichter anzünden, überall — ich will den Tag sehen!“

„Nein,“ sagte sie entschlossen, „so weit darfst Du es nicht treiben, daß Deine Dienstleute Deine Thorheit belachen! Beruhige Dich, ich will bei Dir bleiben!“

„Weib, Weib!“ knirschte er zwischen den Zähnen. „Hüte Dich! Ich fühle ein unbezwingliches Verlangen, Dein sündhaft schönes Haupt zu zerschmettern. Laß mich — los — sage ich —“ Er riß sich gewaltsam aus ihren umklammernden Händen und stürzte zum Glockenzug.

„Licht!“ rief er dem eintretenden Diener entgegen. „Man soll in allen Zimmern Kerzen aufstellen — ich will Tageshelle sehen! Fort!“

Geschäftig eilten die Leute, den Befehl auszuführen. Licht um Licht blitzte in den Gemächern auf.

Herbe lächelnd verfolgte der Freiherr die hastig davon eilenden Diener, denen das Gebahren ihres Herrn unheimlich zu werden begann. Sorgfältig verriegelte er die Thüre hinter ihnen und begann alsdann eine Wanderung durch sämmtliche Räume.

Wie Alles funkelte und blitzte, leuchtete und schimmerte! Ströme blendenden Lichtes sandten die Lüstres auf das spiegelklare Parquet herab, tausendfach gebrochen lag es in den Prismen und die zahlreichen Spiegel warfen es noch vervielfältigt zurück. Jede Rose auf den Vasen, jede Blume an den Tapeten, jede Arabeske der Teppiche glühte in wunderbarem Schein. Zauberhaft schimmerten die Goldfransen an den dunklen Sammetvorhängen, und die niederhangenden Blattgewinde der Girandolen flimmerten wie träufelndes Silber.

Immer schneller, immer rastloser durchschritt der Freiherr diese lockende, blendende Pracht, immer unruhiger streifte sein Auge die entferntesten Ecken, als könne dort der Dämon seines Lebens urplötzlich hervortreten und ihn mit kalter Hand an das fieberheiße Herz packen. Es war ein schauriges Bild, die schlotterige Gestalt, nothdürftig bekleidet, mit wirr durchwühltem Haar, schattenhaft an den Wänden vorüberhuschen zu sehen, lautlos und unstät.

Er bemerkte es auch nicht, daß die Thüre zu Julianens Kabinet geöffnet ward, und Emreich — ungeachtet aller Bitten der Freifrau — die Schwelle desselben überschritt und, ein stiller,

aber aufmerksamer Beobachter, jede Bewegung des Leidenden verfolgte.

Da war die Wanderung nach jener Seite just beendet, der unheimliche Spaziergänger wandte plötzlich das Haupt, sein Blick traf Elmreichs schwarzgekleidete Gestalt und — ein durchdringender Schrei ertönte in der athemlosen Stille rings umher, ein Schrei so gellend und markerschütternd, daß Juliane sich zitternd vom Bett ihres Kindes losriß und in den Saal stürzte, wo ihr Gatte mit ausgestreckten Armen einen unsichtbaren Feind von sich abzuwehren suchte.

„Alexander, mein armer, geliebter Alexander!" Ihre Arme umschlangen ihn, aber die Wucht ihres Schmerzes war zu groß, sie zog das bebende, todtenblasse Weib zu seinen Füßen nieder. Ihre langen, schwarzen Haare hingen aufgelöst wie ein glänzender Mantel um die stolzen Schultern, ihre Brust hob sich angstvoll und die schönen, traurigen Augen schauten mit namenloser Angst zu ihm empor. Sie flüsterte fort und fort bittende, beschwörende Worte. Umsonst, ihre Nähe hatte aufgehört, diesem verwirrten Geiste Trost zu spenden. Er ballte drohend die Faust gegen ihre reine Stirne.

Elmreich trat dazwischen. Er ergriff Julianens Hand und richtete sie in seinen Armen auf. Einen flüchtigen Moment ruhte ihr Haupt wie gebrochen auf seiner Schulter — aber es war nur ein Augenblick, dann richtete sie sich wieder zu der alten energischen Haltung auf.

„Verlassen Sie uns! Was hier gesprochen werden wird, taugt nicht für einen Dritten!"

„Zurück!" rief der Freiherr, mit starrem Blick die Stelle fixirend, wo Elmreich vorher gestanden. „Zurück, entsetzlicher Mahner, der an der Pforte der Ewigkeit nicht Einlaß fand und nun als Sklave der Hölle zu mir herabgesandt ward! Was jagt Dich zu nächtlicher Stunde aus Deinem nassen Grabe hervor, wo Unke und Rohr Dir das Schlummerlied in Ewigkeit singen? Was richtest Du den gebrochenen Blick auf mich? Ich tödtete Dich nicht, ich stürzte Dich nicht in die schäumenden Wellen, Du darfst nicht sagen, daß ich es that!"

„O, barmherziger Himmel, ist es so weit gekommen!" ächzte Juliane.

„Nein, schüttle nicht Deine schlammigen Haare, hebe nicht die modergefüllte Hand gegen mich, es gehen grauenhafte Dünste von Dir aus, die mein Gehirn umnebeln! Wer hieß Dich meinem ersten Kuß ein so schauriges Geleit geben? Fortzuschleichen wie ein Bettler, den man aus dem Hause jagte, wie ein Dieb — Ferdinand, ich, ich war ja der Dieb, der elende, verbrecherische Dieb, und Du der edle, rechtschaffene Bestohlene!"

Er legte beide Hände vor die Augen, aber weinen konnte er nicht, alle Thränen wurden zu glühenden Tropfen, die langsam, allmälig in sein Hirn hinaufstiegen.

Elmreich versuchte seine Aufmerksamkeit zu erregen, der Freiherr bemerkte es und zitterte heftiger.

„Dränge mich nicht, Ferdinand, Dein Werk ist bald gethan! Unseliger, verhaßter Geist," fuhr er leidenschaftlich auf, „weshalb kettest Du Dich nur an mein Herz, weshalb nicht an die Seele Deines Weibes? Ha, sie martere, Ferdinand, die den nagenden Wurm der Reue in mir verlachte, die sein Dasein verspottete, die den Mörder ihres Gatten ein —"

Juliane taumelte. Sie wäre zu Boden gestürzt, hätte Elmreich sie nicht aufgefangen.

„Sprechen Sie zu ihm! Sprechen Sie zu ihm!" murmelte sie leise.

Der Professor ergriff den Arm des Unseligen und schüttelte ihn gewaltsam. „Herr von Derenthall," sagte er mit fester Stimme, „kommen Sie zu sich, Sie zittern vor Luftgespenstern!"

Er ließ die Hände sinken. „Wer spricht da?" Sein Auge schaute mit trübem, erloschenem Glanze um sich.

„Kennen Sie mich nicht?" fragte Elmreich eindringlich. „Kennen Sie diese zitternde, gequälte Frau nicht mehr?"

„Ja, ja," sagte der Freiherr und faßte sich nach der Stirne, als müsse er sich mit Gewalt auf etwas besinnen. „Ja, gewiß, Sie sind Elmreich — Professor Elmreich!"

„Gewiß!"

„Und ich?" Julianens Erregung versagte ihr die Sprache, sie streckte ihm mit stummer Bitte die Arme entgegen.

Er sah sie finster an und stieß ihre Hand von sich, während er mit der Rechten auf die Stelle wies, wo Elmreichs Gestalt ihn vorhin erschreckte. „Fort! Dorthin wende Deine Sirenenblicke! Erwärme Deines Gatten starre Glieder — siehst Du nicht, wie sehnend er Dir die Arme entgegenstreckt? Er nickt! Nur zu! Komm heran, Ferdinand, bleicher, triefender Geselle, und nimm Dein Weib zurück!“

„Wir sind am Ende; Du selbst, unseliger Träumer, zwingst es herbei,“ sagte sie dumpf.

„Ja, nimm sie zurück!“ rief er lauter. „Ich mag Dein Weib nicht mehr, sie hat mich betrogen! Einen Himmel voll Seligkeit versprach ihr Besitz, und sie gab mir die Qualen der Hölle dafür. Die drei Knoten, welche das Schicksal in unseren Ehebund schlug, sind gelöst. Blumen gebar sie mir, süße, hoffnungsvolle Knospen, aber drinnen saß der Wurm und zernagte die Blüthe vor der Zeit. Nimm das schöne, falsche Weib mit Dir hinab, tückischer Geist, und gieb mir meine Kleinen wieder!“

Elmreich, obgleich von einer Schuld der Gatten überzeugt, fühlte doch ein tiefes Mitleid beim Anblick so unaussprechlicher Qualen erwachen. Er erfaßte die niederhangende Linke des Freiherrn und drückte sie bewegt. „Herr von Derenthall, fassen Sie sich! Seien Sie ein Mann! Sehen Sie nicht, daß Ihre Gemahlin mehr noch um Sie leidet, als um Ihr todtkrankes Kind?“

Er lachte kurz auf. „Nein, Professor, den Leib des Menschen mögen Sie zurechtflicken, die Seele — vorzüglich die Seele des Weibes — ist Ihnen ein Buch mit sieben Siegeln. Darin vermag ich besser zu lesen als Sie! Und glauben Sie mir, die Seele dieser Frau ist so abgehärtet gegen Alles, was man Herzens- und Gewissensangst nennt, daß es Thorheit wäre, ihr auch nur einen Funken Mitgefühl zuzutrauen. Nicht wahr, das ist überraschend?“ fuhr er mit höhnischem Lächeln gegen Juliane fort, die mit sanfter, würdiger Haltung so viel Schmähungen über sich ergießen hörte. „Das hätten Sie hinter dieser gleißnerischen Larve, hinter diesen hochgeschwungenen Brauen nicht gesucht? Treffender wär's freilich, sie wurzelten tief unten widrig zusammengewachsen, wie die Natur verstockte Bösewichter zu zeichnen pflegt. Was starren Sie mich so ungläubig an?“ unterbrach er sich heftig. „Ich bin bei vollem

Bewußtsein! Fühlen Sie meine Hand, sie ist kühl, und mein Kopf klar!

„Dennoch sind Sie sehr krank und bedürfen dringend der Ruhe.“

„Ruhe? Ja wohl, ganz recht! Wenn Einer seinen Hausschlüssel verlegt hat, drängt es ihn in der fröhlichsten Gesellschaft — und ich habe hier oben etwas mehr verlegt als ein Stückchen Eisen, haha!“ Er wandte sich suchend nach der Thür. „Ist er fort? Gottlob, sein Schatten ist verschwunden, nun werden mir gewisse Dinge einfallen. Kommen Sie, kommen Sie schnell, ehe er zurückkehrt — und er kehrt so gewiß zurück, als wir bei einander stehen, ich will Ihnen eine Geschichte erzählen!“

„Alexander, nur das nicht, nur das nicht!“ rief Juliane, sich zwischen die Männer drängend. „Jetzt nicht! Wenn es sein muß, so will ich sprechen!“

„Du? Nein, ich will mir die Centnerlast vom Gewissen wälzen!“

„So werde ich das Zimmer verlassen,“ erwiderte sie unwillig und wandte sich zum Gehen.

Aber wie ein Sturmwind eilte er ihr nach und ergriff sie bei der Hand, während er sie zugleich um die Taille faßte. So zog er sie halb, halb folgte sie ihm in die Mitte des Saales zurück.

„Hier wirst Du bleiben,“ zischte er mit verhaltener Wuth, „Dein Urtheil zu vernehmen. Setze Dich!“ rief er befehlend und deutete auf einen Kreis kleiner violetter Sessel, über welche der flammende Kronleuchter seine hellsten Strahlen niedergoß. „Sie daneben, Doktor! Und nun paßt auf, was ich erzählen will!“

Man hörte keinen Laut in dem weiten, hohen Raume, von dessen Wänden herab lachende, rosenbekränzte Amoretten dem blassen Weibe zum Hohn zuzunicken schienen. Juliane saß mit aufgestütztem Haupte — es war ihr zu Muth, als habe Jemand eine tödtliche Wunde in ihr Herz geschnitten, und sie fühlte nun das Blut heiß und tropfenweise daraus hervorrinnen.

Der Freiherr hatte seine Gedanken gesammelt und begann mit leidenschaftsloser Stimme:

„Ich muß den Schein der Schwatzhaftigkeit auf mich laden und mit meiner Erzählung in die Jugendzeit zurückgreifen. Mein

Vater, ein hochverdienter Staatsmann, der nach einem vielbewegten Leben sich zur Ruhe auf sein Stammschloß zurückgezogen hatte, kannte kein stolzeres Glück, als den einzigen Sohn würdig in seine Fußtapfen treten zu sehen, und so wurde ich schon im zarten Alter zur diplomatischen Karriere bestimmt. Meine Lehrer rühmten mir Kopf und Lernbegierde nach, wenngleich eine gewisse unruhige Hast und geringe Ausdauer die guten Anlagen beeinträchtigten. Ich brauche nicht zu sagen, daß der Reichthum meines Vaters jede Sorge von mir fern hielt, die andere Kinderherzen wohl bewegt, ich war des Prunkes allzusehr gewöhnt, und es gab Momente — und diese werfen den einzigen Schatten in meine lichte Jugendzeit — wo ich einen Freund vermißte, welcher mein Glück mit mir genießen konnte.

Wunderbare Sehnsucht eines unreifen Knaben nach dem verlorenen Eden, wo die Schlange der Verführung sich noch immer vom Baume der Erkenntniß ringelt und nicht eher zu schmeicheln aufhört, bis der verhängnißvolle Biß gethan ist!

Man schickte mich mit fünfzehn Jahren auf eine öffentliche Schule. In den Freundschaftsbezeugungen meiner Altersgenossen schwelgte ich nun wie in unerschöpflichen Schätzen, bis ich gewahr wurde, daß der Flitter unserer Beziehungen unecht sei. Man schmeichelte mir ins Gesicht hinein, um sich desto schadloser hinter meinem Rücken über meine Absonderlichkeiten zu ergötzen ... Da trat ein neuer Schüler bei uns ein und erhielt seinen Platz neben mir. Ein wenig hübscher, strebsamer Bursche mit stillem, ernstem Charakter und einem Herzen rein und edel wie Gold, wovon sein Beutel leer war: Ferdinand von Harrach!"

Der Freiherr schwieg einige Sekunden, in welchen er gedankenschwer zu Boden blickte, während Elmreichs Auge mit gespannter Erwartung an dem Munde des Erzählers hing.

„Ja, Ferdinand war es, der brave, rechtliche Ferdinand, der die Geschenke, mit denen ich mich um seine Liebe bewarb, in beleidigtem Stolze zurückwies und sich in seiner Entsagung edler dünkte, als ich in dem Bewußtsein meiner Unabhängigkeit. Er war der Sproß eines gänzlich verarmten Adelsgeschlechtes und mit dem Bewußtsein in die Welt getreten, daß er auf seine eigene Kraft angewiesen sei, und daß kein Sieg ohne Kampf erfochten

werden könne. Wir wurden Freunde! Gerade die Verschiedenheit unserer Naturen diente dazu, den Kitt fest und unlöslich zu machen — wir liebten uns wie Brüder der Wahl, nicht des Blutes.

Meinen dringenden Bitten nachgebend, ließ mich mein Vater auf der nämlichen Universität meine Studien beenden, wo auch Ferdinand sich für seinen künftigen Beruf vorbereitete. Es war das letzte Zeichen seiner Zuneigung. Mein Vater starb, bevor wir noch die hohe Schule absolvirt hatten, und noch vor abgelegtem Examen sah ich mich im unumschränkten Besitz eines fürstlichen Erbes. Wie gern hätte ich nun die Zukunft meines Freundes sicher gestellt! Umsonst! Er schwur mir ewige Freundschaft und eilte hinweg, und nicht eher hörte ich von ihm, als bis er sich im Besitz einer einträglichen Stelle im Staatsdienst befand, während ich auf meine Güter zurückgekehrt war.

Jahre vergingen. Wir verloren einander nie aus den Augen. Oftmals hatte mich Ferdinand auf meinen Besitzungen besucht und freudigen Herzens die warme Gastfreundschaft angenommen, welche ich ihm mit noch freudigerem Herzen entgegentrug. Da eines Tages trifft mich ein Brief, der mich voll lebhaften Ungestüms nach seinem Wohnorte ruft. So geheimnißvoll ist dieses Verlangen, so dringend, daß ich noch zur selbigen Stunde aufbreche und den weiten Weg wie im Fluge zurücklege. Abend war es —"

Juliane seufzte so schmerzlich auf, daß der Freiherr sich flüchtig unterbrach.

„Abend war es, als ich anlangte. Unten an den Treppenstufen stand Ferdinand, die Arme sehnsüchtig nach mir ausgebreitet, das treue, ehrliche Auge von Freudenthränen benetzt und die Stimme rauh vor Bewegung. Ich stürzte an seine Brust, und er gestand mir, daß er einen Schatz gewonnen habe."

Der Freiherr strich das wirre Haar zurück und schaute unsicher auf sein Weib.

„Einen Schatz," fuhr er mit schwerer Zunge fort, „mit dessen Anblick er mich zu überraschen gedacht habe. Schweigend folgte ich ihm, der schnell die Stufen vor mir herschritt, erwartungsvoll sah ich ihn eine Thür öffnen — er stürmte hinein, o, mein Gott! und kehrte an der Seite eines Engels zurück. ‚Hier, Juliane,' rief er, und seine Blicke flogen triumphirend zwischen unseren erstaunten

Gesichtern hin und her, ‚hier, Juliane, ist der Freund meiner Kindheit — hier, Alexander, ist die Genossin unserer Einigkeit! Nun sind wir eine Dreieinigkeit,‘ schloß er mit glücklichem Scherze.“

Juliane verhüllte ihr Antlitz.

„Grauen und Entsetzen faßten mich, als ich nach vielen Tagen endlich zur Besinnung kam. Was ich in Ferdinands Gegenwart, in seiner Gattin Nähe gewaltsam in mich verschloß, leuchtete Nachts wie ein elektrisches Licht in die tiefsten Falten meines Herzens — ich liebte das Weib meines Freundes! Tausendmal sagte ich mir, daß Ferdinands schlichtes Wesen, sein anspruchsloses Aeußere, seine beschränkten Verhältnisse diesen kostbaren Edelstein nicht verdienten, der einer schöneren Fassung werth sei — aber noch öfter mußte ich mir gestehen, daß gerade seine stillen Vorzüge ihn zu solchem Glück berechtigten. Und doch, wenn ich sah, wie gleichmüthig ihn der Vollgenuß ließ, wo ein leiser Händedruck mein Blut in fieberhafte Wallung versetzte, wenn ich das abgewandte matte Lächeln sah, womit Juliane seinem Gruß begegnete, und den fragenden, verwirrenden Ausdruck ihres herrlichen Auges, wenn ich wortkarg zwischen ihnen saß —“

Juliane hob mahnend ihre Hand; der Freiherr sah es und lächelte bitter.

„Ferdinand ahnte nichts! So groß war seine Zuversicht, sein Glaube an den Edelsinn seines Freundes, daß er in unserer wachsenden Neigung nur die Grundlage eines ferneren beglückenden Zusammenlebens erblickte. Er selbst drängte Juliane, ihre fesselnde, bestrickende Macht an mir zu erproben. Auch dann noch, als ich nach einer elenden, schlaflosen Nacht, wo Pflicht und Leidenschaft sich in mir bis zum Wahnsinn gestritten, vor ihn hintrat: ‚Es ist besser, Ferdinand, Du lässest mich ziehen!‘ schloß er mich zürnend in seine Arme: ‚Wie konnte ich glauben, daß Du meiner Liebe so bald überdrüssig werden würdest!‘“

„Sie blieben?“ fragte Elmreich, durch das finstere Niederstarren des Erzählenden beunruhigt.

Er nickte. „Wochen vergingen. Der Frühling war längst entschwunden, heiße, würzige Sommerluft wehte über dem breiten, glitzernden Strom, welcher dicht hinter Ferdinands Garten vorüberschäumte. Es war in den Tagen des August, als wir uns in

später Abendstunde gemeinsam in den Garten begaben, den Sternschnuppenfall zu betrachten. O, welchen Zauber athmete rings umher die schlaftrunkene Nacht! Wohin wir schauten, nickten Blumenhäupter über zitternden Gräsern, warme Winde fächelten um unsere heißen Wangen, betäubender Wohlgeruch stieg aus den Kelchen der Violen empor, und das Geisblatt duftete und bebte wie im Traume. Ferdinand hatte uns verlassen, einen Hügel jenseit des Flusses zu besteigen, zu welchem eine Brücke hinüberführte — wir waren allein! Schweigend wandelten wir verschlungene Pfade hinunter — ganz von fern hörte man eine Nachtigall leise klagen. Da glitt ein Stern leuchtend am Himmelszelt nieder. Wir schauten auf, und unsere Blicke trafen sich frei, frei zum ersten Mal seit langen, langen Wochen. Julianens zauberisch schönes Antlitz war von Thränen befeuchtet, ihre gefalteten Hände bebten. Hingerissen von einem nie gekannten seligen Erschauern, neigte ich mich zu ihr herab: ‚O, Du mein Leben, meine Seligkeit!‘ Sie athmete schneller. ‚Juliane,‘ rief ich in heftigem Flüsterton, ‚wenn Du einen Funken Mitleid und Erbarmung hast, so sprich zu mir — ich vergehe vor Sehnsucht nach einem Wort dieser zitternden Lippen!‘ Sie blickte empor, eine Thräne rollte über ihre Wangen. ‚Juliane, fühlst Du, was ich Dir bekennen muß, und kostete es mein Leben?‘ — ‚Alexander,‘ hauchte sie, ‚nur jetzt nicht!‘ — Ich stürzte vor ihr nieder auf die Kniee und drückte all' die mondenlange, bittere Qual meines Herzens in einem langen heißen Kuß auf ihre bebende Hand. Sie widerstrebte nicht, aber ihre Gedanken wirbelten in einander, sie schwankte —

Nun endlich hielt ich sie umschlungen. Ein lauter, brausender Jubel brach jetzt aus meiner jüngst noch so beklommenen Brust hervor, ich preßte ihre holde Gestalt in meine Arme, auf ihre reine, auf meine Schulter gelehnte Stirn flüsterte ich die Liebesklagen einer fast verzweifelten Seele. Unaufhaltsam wie die fortstürzenden Wasser eines langangestaueten Stromes ergossen sich meine Gefühle immer lauter, immer ungestümer — bis ich den ersten Kuß auf ihren Mund gedrückt — da wurde es still in mir, selig, wunschlos still!“

Juliane war im Begriff, aufzuspringen und an seine Brust

zu eilen, aber der entzückte, begeisterte Ausdruck seiner Züge schwand schnell dahin, als er mit dumpfer Stimme fortfuhr:

„Lange mußten wir also geträumt haben. Der Wind strich plötzlich kühler durch die Lindenbäume über unseren Häuptern. Juliane richtete sich auf. ‚Hörtest Du nichts?‘ Ich lauschte ... ‚Mir war’s, als entfernten sich Schritte von hier, fast glaubte ich, Ferdinands Gestalt durch die Stämme wandeln zu sehen — er ging schnell, eilends!‘ Ich lächelte über ihre Furcht und küßte ihre erbleichte Wange. Sie zuckte zusammen. ‚Horch! Was war das?‘ War ich allein mit Taubheit geschlagen? ‚Höre doch, um Gottes willen!‘ stieß sie zitternd hervor.

‚Was soll ich anders hören als Deine heißgeliebte Stimme, meine Juliane?‘ rief ich,“ fuhr Herr von Derenthall in seiner ergreifenden Erzählung fort. „‚Mir däucht — ich vernahm plötzlich —‘ stammelte sie ängstlich und riß sich jäh von mir los. ‚Mein Gott, der Strom‘ — Ich strengte mein Gehör auf das Aeußerste an und vernahm nichts als das monotone, unaufhörliche Brausen des von Regengüssen geschwellten Wassers. ‚Ein Sturz!‘ Julianens Angst war so überzeugend, daß auch mir plötzlich die gaukelnde Blende vom Auge sank — ich rief mit ihr: ‚Wo ist Ferdinand? Wo bleibt Ferdinand?‘ ‚Ich täuschte mich nicht, er war hier,‘ sagte sie mit gedämpfter Stimme. ‚Hier?‘ schrie ich auf, und meine Sinne kehrten gedankenschnell zur Wirklichkeit zurück, zur schrecklichsten Wirklichkeit!“

Die Stirn des Freiherrn nahm allmälig wieder jene beängstigende Röthe an, die den übrigen Theil des Gesichtes leichenblaß darunter hervorschauen ließ. „Fort stürzte ich, den hintergangenen, schnöde verrathenen Freund zu suchen. Mein Fuß stolperte willenlos über Steine und Wurzelgestrüpp am Wege, der Schweiß rann mir in großen, perlenden Tropfen von der Stirne, und die Schläge meines empörten, zagenden Herzens hörte die stille Nacht klopfen — er kehrte nicht wieder. Die Morgenröthe brach licht und goldig an — er kehrte nicht zurück — nie, nie — nie!“

Sein Haupt sank schwer auf seine Brust herab. Er röchelte leise.

„Herr von Derenthall!“ sagte Elmreich nach langer, schrecklicher Pause.

Der Freiherr fuhr auf und blickte wild um sich. „Am folgenden

Tage — da zogen sie einen ‚Verunglückten' aus dem Strome, der sich bei seiner nächtlichen Exkursion zu nahe an das Ufer gewagt haben mußte. Nicht wahr, das war eine herrliche Version zu dem Bubenstück unter den Lindenbäumen? Haha, warum lachte ich damals nicht wie heute über die blinde Unvernunft der Menschen? O, herrliche Komödie, als der Freund verzweifelnd neben der Bahre des Ermordeten lag und die gaffende Menge so unerhörtes Mitgefühl bewunderte! Als er die schöne, weinende Wittwe dem Sarge nachgeleitete und die blöden Nachbarn den Verstorbenen glücklich priesen, sein Weib so liebevoll gestützt dahinschreiten zu sehen! Sah denn Niemand das Brandmal auf meiner Stirn? Niemand den schwarzen, unauslöschlichen Flecken auf meinem Gewissen? Rief mir Niemand ‚Mörder, Mörder' nach?"

Er sprang vom Sessel auf, unstät schweifte sein Blick umher. „Wie sie das Brautpaar begafften und sich ihr Glück neidisch ins Ohr flüsterten! Hörtest Du es nicht bis in Dein nasses Grab hineindringen, Ferdinand? Edelmüthiger, hochherziger Ferdinand, der Du die Sünde Deines Weibes, die Frevelthat des Freundes nicht an uns strafen wolltest, der Du starbst, damit wir des Richters ledig blieben! Oder wie? Ueberwältigte Dich der Abscheu, übermannte Dich ekle Verachtung, Dein Heiligstes in den Staub der Verworfenheit gestürzt zu sehen, daß Du schweigend, mit verhülltem Antlitz die Welt verließest, wo Verrath und Tücke Dich in holdester Gestalt umgarnten? Warum, Ferdinand, tratest Du nicht schrecklich zwischen uns, rissest die Zauberin aus meinen Armen und schleudertest die Rachekugel in das schwarze Herz des Freundes? Meintest Du, ich sollte Deine Großmuth preisen? Nein, nein," rief er mit wüsten Handgeberden, „das war es auch nicht, was Dich lüstern nach den Wellen ausschauen ließ! Nicht Großmuth lenkte Deine Schritte, Dich trieb der glühendste, unversöhnlichste Rachedurst in das feuchte Grab! Du wußtest, daß fortan jeder Wassertropfen mir Reuefurien erwecken mußte, daß das Brausen jeglichen Stromes fortan Spottlieder auf mein Sündenleben singen würde, daß der Anblick des Sternenhimmels mir verhaßt, der Duft der Blumen verleidet, das Säuseln der Bäume mir zur Folterqual werden mußte. Ja, ja," rief er mit dröhnender Stimme und wild rollenden Augen, „rücke nur an mit dem Heer

Deiner Peiniger, ich erwarte Dich! Komm', Ruheloser, und miß Dein kurzes Leid mit meinem jahrelangen, ungezähmten Schmerz — pah, wie federleicht wiegt es da! Ich trotze Dir! Meine Sehnen sind an Kraft Deinen Knochenarmen gewachsen, ich fühle unbezwingliche Kräfte in mir lebendig werden! Schleudere Deinen Fluch auf mich herab, ich lache darüber! Seite an Seite mit Dir will ich die Vergeltung aufsuchen — ich will —"

Ein kurzes, gurgelndes Lachen, und er brach ohnmächtig zusammen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ohne ein Wort an Juliane zu richten, eilte der Professor nach dem Glockenzuge. Mit Hilfe zweier Diener trug er den Bewußtlosen in sein Zimmer zurück, wo er ihm auf dem Ruhebette ein bequemes Lager herrichtete. Der Freiherr lag starr da mit geschlossenen Augen, wie ein Todter. Elmreich wollte das Fenster öffnen, aber ein brausender Windstoß riß ihm den Flügel beinahe aus der Hand, so daß er es eilig wieder schließen mußte. Unheimliches Heulen erfüllte jetzt die Nacht, bald kichernd, bald spottend, bald sausend und klirrend — dazwischen die gellende Pfeife des Nachtwächters, welcher die elfte Stunde abblies.

Elmreich kehrte in den Salon zurück; das grelle, blendende Licht in demselben that ihm in diesem Augenblicke doppelt weh, da er Julianens kummervolle Gestalt auf sich zueilen sah.

„Wo ist mein Gatte? Lassen Sie mich zu ihm!"

„Er bedarf Ihrer jetzt nicht!"

Sie sah ihn forschend an, dann sagte sie hastig. „Elmreich, Elmreich, wenn Sie glauben könnten —" Sie überwand ihre gewaltige Erregung und fuhr ruhiger fort. „Sie glauben, nun alles zu wissen?"

„Zu viel, um zu verdammen — genug, um sie Beide zu bemitleiden!"

„Ich danke Ihnen! Aber das Eine und Entscheidende wissen Sie noch nicht, daß zwischen Ferdinand und mir ein ganz eigen-

artiges Verhältniß bestand, daß man nur formell als ein Ehebündniß betrachten durfte. Damit Sie mich begreifen, muß ich ebenfalls meine Vergangenheit vor Ihnen klar legen ... Ich war ein halbes Kind noch, als mein Vater starb und mich der Willkür einer gewissenlosen und unwürdigen Stiefmutter überließ, deren Sinnen und Trachten darauf ausging, sich so bald als möglich der unbequemen Bürde zu entledigen. Ferdinand von Harrach machte damals gerade meine Bekanntschaft und empfand eine lebhafte Zuneigung zu mir, die ich jedoch nicht erwidern konnte. Unmöglich konnte mein überquellendes, nach Idealen suchendes Herz sich an dem trockenen, philisterhaften Biedermann genügen lassen. Er warb um mich, ich wies ihn zurück. Aber meine Stiefmutter, allzu glücklich, sich so schnell von mir erlöst zu sehen, drang mit Bitten und Drohungen so lange auf mich ein, bis mir das Leben überall da angenehmer und begehrenswerther dünkte, als in ihrer Nähe. Als Ferdinand von Neuem seine Werbung vorbrachte, raffte ich meinen Muth zusammen, ihm meinen Seelenzustand zu offenbaren. Er lächelte gütig und bedauerte meine hilflose Lage. Endlich machte er mir den Vorschlag, nm den gegenwärtigen quälenden Verhältnissen zu entgehen, sollte ich mich so bald als möglich mit ihm trauen lassen, das Ehebündniß jedoch nur gewissermaßen unter Vorbehalt geschlossen werden. Er wollte mir im Laufe eines ganzen Jahres nur Freund und Bruder sein; habe sich alsdann noch keine wärmere Zuneigung eingefunden, so sollte ich unabhängig und frei von ihm leben, wo und wie es mir gut dünkte. Meine Lage war eine geradezu entsetzliche, das Leben bei meiner Stiefmutter eine Qual, die mich der Verzweiflung nahe brachte, und so erschien mir denn der Vorschlag des wackeren Mannes wie eine Erlösung. Zu spät sah ich ein, daß nur die grenzenloseste Liebe und Hingabe seinerseits ein solches Verhältniß eingehen konnte — genug, ich nahm die Bedingung an und wurde vor der Welt sein Weib!"

„Und später machte der Unglückselige seinem Leben selbst ein Ende?"

„Im ersten Aufwallen des Schmerzes, mich gewiß und für immer verloren zu haben, ja, es ist nichts anders!" sagte Juliane mit fester Stimme. „Ihre Miene fragt mich, weshalb ich meinem

zweiten Gatten diesen Milderungsgrund seiner Schuld nicht offenbarte? Ich that es — aber, mein Freund, das Gewissen ist nicht wie unser Körper, es gewöhnt sich nicht an Alles! Was habe ich in diesen acht Jahren gelitten um ihn, dessen Melancholie selbst aus unseren holdesten Freuden Nahrung sog! Mit welcher Sorgfalt und Angst hielt ich jede Erinnerung von ihm fern, doppelt ängstlich, weil ich den wunden Flecken unseres Glückes Niemand sonst offenbaren wollte — aus Stolz, oder wenn es Ihnen richtiger dünkt, im Bewußtsein unserer Unschuld! Was hat Alexander ihm geraubt, das Ferdinand je besessen, je zu besitzen hoffen durfte? Täglich, stündlich kämpfte ich gegen die unsichtbaren Zerstörer seiner dahinwelkenden Gesundheit. Ich nahm seine wunderlich scheinenden Grillen und Launen auf mich, verbannte jede düstere Farbe aus seiner Nähe, verhinderte jedes stimmungsvolle Wort, das ihn zum Nachdenken hätte reizen können. Kein Ton durfte über Monikas Lippen, der dem Trübsinn gewidmet war, ihr kindlich frohes Herz, das ich mir nach bitterem Ringen im Gefühl meiner sinkenden Macht zu Hilfe rief, sollte Licht und Frohsinn in den Schatten unseres Hauses bringen — umsonst!"

„Arme Dulderin," sagte Elmreich bewegt uud erfaßte ihre kalte Hand. „Hildegard —"

Sie riß sich los und sank von Schmerz und Angst überwältigt vor ihm nieder. „Retten Sie Hildegard, sonst ist Alles verloren! Mit ihr stirbt Hoffnung, Glück und Leben! Retten Sie mein Kind, und ich will Ihre Kunst segnen, nein, ich nicht — auf meinen Knieen will ich Gott anflehen, Ihr ferneres Leben mit Glück und Freude überreich zu schmücken! Ihr Andenken wird stündlich mein dankbares Herz füllen — nur retten Sie mein Kind, retten Sie Hildegard!"

Elmreichs Augen feuchteten sich, als er das stolze, hochgesinnte Weib, von der Wucht des Verhängnisses niedergedrückt, zu seinen Füßen sah.

„Stehen Sie auf, gnädige Frau," sagte er erschüttert und richtete sie in seinen Armen auf. „Wollte Gott, ich besäße die Kraft, welche Sie in mir anrufen! Ich besitze sie nicht, nur wünschen kann ich mit Ihnen und hoffen, daß Hildegard an der Pforte des Todes vorüberwandeln möchte, welche ihr bereits ge-

öffnet ist. Mehr kann ich nicht versprechen. Sünde wäre es, Ihre Seele in diesem Augenblicke auch nur mit einem leisen Schatten der Täuschung zu beflecken!“

Juliane nickte stumm.

Elmreich erfaßte ihre beiden Hände und sah ihr bekümmert in die tiefen, mattglänzenden Augen. „Etwas noch liegt mir auf dem Herzen — ich achte Ihre Seelengröße zu hoch, um die Wahrheit zu verbergen. Ihr Gemahl —“

„Ich werde bei ihm wachen!“ versetzte sie schnell.

„Sie? Wissen Sie, was hinter seiner brennenden Stirn lauert? — Der Wahnsinn!“

Juliane schrie auf.

„Das wußten Sie, das wußten Sie, wenn Sie es sich auch nicht eingestehen wollten! Der ausgesprochene Klang des Wortes allein macht Sie jetzt erbeben. Lassen Sie Wärter kommen, das Erwachen kann fürchterlich werden!“

„Nein,“ sagte Juliane ernst und feierlich. „Was auch kommen möge, ich will es allein tragen wie bisher! Die blöde, klatschsüchtige Menge soll sich nicht die Gewissenspein des Freiherrn von Derenthall schadenfroh in die Ohren raunen — dazu steht mir die Ehre meines Gatten zu hoch, dazu ist mir die Erinnerung unseres Glückes zu heilig!“

„Ihres Glückes? Haben Sie vergessen, daß seine Liebe sich in Haß verwandelte?“ fragte Elmreich drängend.

„So ist meine Liebe zu ihm nur mehr gestiegen — ich bereue nichts für mich. Kommen Sie, mein Freund, wir wollen zu Hildegards Krankenlager zurückkehren!“

Er folgte ihr kopfschüttelnd. —

Inzwischen waren von Westen her dunkle Wolkenmassen gegen die Stadt herangezogen, vom Sturm eng zusammengeballt hingen sie drohend über den Häuptern der Schlafenden. Noch herrschte Schwüle rings umher, die der heiße, trockene Wind nur mehr auszudörren schien. Staub und Sand jagte er gewaltsam empor, beides zu einem gewaltigen Trichter aufwirbelnd, der die einzelnen Körner gleich Hagelschauern an die Fensterscheiben trieb und sie klirren machte.

Die Kleine warf sich unruhig in den Kissen umher, als wollte sie sich den Eisverband vom Kopfe reißen. Juliane winkte der

Kammerfrau, das Zimmer zu verlassen, und nahm selbst deren Platz wieder ein.

„Ist es schlimmer geworden?“ fragte sie leise.

„Ich glaube nicht! Die Unruhe scheint mir vielmehr ein unbewußtes Verlangen, ein Unbefriedigtsein auszudrücken!“

Juliane beugte sich mit dem vollen Ausdruck der Mutterliebe über die Kranke und lauschte. „Ach, ich verstehe, Hildegard vermißt Monika Hellmers süße Stimme, die sie bisher zur Ruhe sang.“

Die Aufregung der letzten Stunden hatte das Interesse für sein eigenes Glück bei Elmreich in den Hintergrund gestellt, jetzt erwachte es desto lebendiger. „Monika Hellmer? Wo ist sie? Warum ist sie nicht hier? Ich werde sie rufen!“

„Bleiben Sie, mein Freund,“ sagte Juliane, ohne aufzuschauen. „Es würde vergebens sein!“

„Vergebens?“ fragte er betroffen. „Und weshalb? Monika kennt ihre Pflicht!“

„Sie ist fort!“

„Fort?“ Das Wort erstarb ihm im Munde.

„Heute spät am Nachmittag kam sie mit Spuren der tiefsten Verwirrung zu mir und beschwor mich, sie sofort zu entlassen, da eine heilige Pflicht sie auf unbestimmte Zeit von hier fortriefe. Was sollte ich machen? Einestheils war es mir sogar lieb, auch diesen letzten Zeugen zu verlieren!“

„Wohin aber ist sie geflüchtet?“ fragte Elmreich fassungslos.

„Weiter weiß ich nichts und drang auch nicht in sie, mehr zu erfahren, da es ihr augenscheinlich schmerzlich war, mir Rede und Antwort zu stehen!“

Der Professor war so verwirrt, daß er schnell Abschied nahm, um in der Stille mit sich zu Rathe zu gehen. Er küßte Julianens Hand und versprach, sich in früher Morgenstunde wieder einzufinden.

Sie war allein.

Was zuckte so fahl durch die Scheiben? Was schlängelte sich im Zickzack durch die heulende Luft? Thörichte Frage, die das Himmelsgewölbe grollend beantwortet! Wieder ein Blitz — noch einer.... Die Uhr vom Mariendom schlägt laut die Mitternachtsstunde.

Und durch die entfesselte Wuth der Elemente klingen leise, schmeichelnde Töne — Juliane sitzt über die Kissen geneigt und singt Schlummerweisen. Die heilige, Alles überwältigende Mutterliebe hat es über sich vermocht, die aufsteigenden Thränen in Liedern zu ersticken. Wohl zucken die Lippen in bitterstem Schmerz und das Herz krampft sich in namenloser Angst zusammen — aber sie singt heitere, harmlose Worte und lächelt dazu. O himmlisches Lächeln, das bereit ist, die fliehende Seele des geliebten Kindes hinauf zu geleiten, wenn Gott es also verlangt!

Mutterliebe, du alleiniger Abglanz jener göttlichen Liebe, die sich die Welt gebar! Du Ebenbild der ewigen Treue, unversiegbar, unwandelbar, mit deinen zarten Banden erhältst du der Schöpfung schönsten Schmuck, den Menschen! Wie thronst du so hoch über den wankelmüthigen, selbstsüchtigen Empfindungen der Sterblichen, die für den Einsatz, den ihr Herz giebt, reichlichen Gewinn erwarten und die Nieten für verlorene Mühe achten. Du forderst nie, du giebst nur, und wie das Auge des Schöpfers über dem unscheinbarsten Körnlein wacht, so behütest du deine Schätze, deren Werth nur dir allein bekannt, die du mit Gefahr deines eigenen Lebens für dich in Besitz nahmst! Und so viel Opfermuth sollte nicht den Tod entwaffnen? Sollte nicht die vernichtende Hand aufhalten, die eher nach dem Herzen der Mutter als nach dem Kindesherzen greift?

„Schlaf' in guter Ruh',
Thu' die Aeuglein zu.
Höre, wie der Regen fällt,
Hör', wie Nachbars Hündchen bellt —"

Juliane hörte Thüren aufreißen und zuwerfen — draußen flammte und zuckte es. Endlich öffnete der schwarze Wolkenberg am Firmament seinen Schoß und ließ in prasselnden Strömen das langersehnte Labsal auf die Erde niederstürzen. Rauschend glitt der Regen an den Dächern herunter, während das dumpfe Rollen des Donners zu immer gewaltigerer Kraft anschwoll.

„Hündchen hat den Mann gebissen,
Hat des Bettlers Kleid zerrissen —"

Ein greller Strahl drang durch die Nacht, zugleich ward die Thüre des Krankenzimmers geöffnet. Juliane fühlte eine eisige

Faust an ihrem Herzen rütteln — ihr Gemahl stand auf der Schwelle. Fahle Blässe bedeckte sein Antlitz und ein wirres, teuflisches Lachen umspielte seine Lippen.

„Komm!" rief er heiser und winkte ihr mit erhobener Hand.

Sie zeigte auf Hildegard und schüttelte das Haupt. Er verbarg schnell etwas unter seinem Gewand. „So werde ich Dich holen!" Sein Auge schweifte scheu in den Ecken des Zimmers umher, als müsse er sich vergewissern, daß das Schreckensgespenst seiner Seele nicht irgendwo auf ihn lauere, dann machte er Miene, vorwärts zu stürzen.

Aber Juliane, welche in diesem fürchterlichen Moment ihre volle Willenskraft zurückerhielt und nur für des Kindes Ruhe bedacht war, erhob sich. Ihre gebieterisch ausgestreckte Hand hielt den Rasenden an der Schwelle zurück.

„Du siehst, ich komme! Bleibe dort!"

Ihre Seele Gott befehlend, drückte sie einen heißen Kuß auf Hildegards Stirn, dann schritt sie vorwärts.

Ein Ausdruck diabolischen Vergnügens umspielte seine entstellten Züge, als er das schöne Weib auf sich zueilen sah, hastig umklammerte er ihren Arm und zog sie vorwärts in den funkelnden, strahlenden Salon hinein.

„Komm, wir wollen abrechnen — die Uhr ist abgelaufen, Dein Gatte wartet! Hörst Du, wie das Wasser in seiner Kehle gurgelt? Hei, wie er mit den nassen Armen schlägt, daß es weithin schallt! Warte nur, warte nur, Du lustiger Trommler, gleich bekommst Du Gesellschaft — ich schicke Dir in das Grab nach, was Dir gebührt, und behalte nichts für mich! Du sollst der Hindu sein, Ferdinand, und diese hier die Hindufrau! Siehst Du, schon zünden sie den Holzstoß an, ha, wie er lustig prasselt und flackert — bleibe weg von seiner Lohe, Du triefender Hindu, Deine Tropfen löschen sonst die Flammen! Züngle, züngle Feuer und vernichte sein treuloses Weib!"

Juliane stand unbeweglich, die Augen fest auf das einst so geliebte Antlitz gerichtet. Was hatte er vor? Weshalb zuckte seine Hand so gierig nach jener Stelle in seiner Gewandung? Was verbarg er dort?

Ein Blitzstrahl, so anhaltend und blendend, daß selbst Juliane leicht zusammenfuhr, erfüllte in diesem Moment das Gemach mit bläulichgelbem Licht. Laut brüllte der Donner hinterdrein und machte das Haus in seinen Grundvesten erbeben. Strahl auf Strahl zerriß das Gewölk, es war, als tummelten sich feurige Rosse in der nachtschwarzen Luft umher. In diesem nervenerschütternden, ohrenbetäubenden Lärm erlosch der letzte Funken gesunder Vernunft in dem Haupte des Freiherrn.

„Du mußt sterben," zischte er mit keuchender Brust. „Bete!"

Er schritt zum Tisch, ergriff den silbernen Armleuchter und drückte ihn Julianen in die rechte Hand, einen zweiten nahm er vom Kaminsims und drückte ihn in ihre Linke. Dann trat er einige Schritte zurück und betrachtete sein Weib mit wohlgefälligem Kopfnicken. Nicht eine Muskel zuckte in ihrem Antlitz.

„So, das Opfer ist geschmückt! Jetzt komm zur Beichte, ich will Dein Beichtvater sein!" Er mußte laut sprechen, um das anhaltende Getöse draußen zu übertönen. „Erst Beichtvater und dann Hohepriester!" Er zog sie mit leidenschaftlicher Hast zu dem großen Pfeilerspiegel, welcher so oft ihre herrliche, schöngeschmückte Gestalt zurückgestrahlt. „Knie nieder," sagte er mit hohler Stimme.

Sie zauderte einen flüchtigen Augenblick.

„Knie nieder!" rief er zornig und drückte sie an den Schultern zu Boden.

Juliane gehorchte und sank auf ihre Knie.

„Bete, bete," flüsterte er mit gepreßtem Athem. Aus seiner Brust zog er das Terzerol hervor, welches er wenige Stunden zuvor auf die eigene Stirne lenken wollte, und hielt es mit zitternder Hand auf ihr gesenktes Haupt.

Seltsames, grauenvolles Bild, das todtenblasse Weib mit den mühsam erhobenen brennenden Lichtern zu sehen, erstarrt in unaussprechlicher Seelenqual! Und hinter ihr mit verzerrtem, grinsendem Antlitz der Wahnsinnige lauernd!

„Bekenne, warst Du die Sünderin, welche Ferdinand die Treue brach?"

Sie schüttelte das Haupt.

„Bekenne!" schrie er drohend und ließ den Hahn an seiner Waffe knacken.

Sie blickte zum Himmel, dann sagte sie leise: „Ja!“

„Bekennst Du Dein Vergehen, mich umgarnt und verlockt zu haben zu sündiger Leidenschaft?“

„Ja!“

„War es Dein Verbrechen, Ferdinand in den Tod gejagt zu haben?“

Sie kämpfte unsagbar, das kleine Wort wollte nicht über ihre Lippen dringen. Da fühlte sie die eiserne Mündung kalt an ihr Haupt sich legen. „Ja,“ rief sie, denn sie dachte an ihr Kind.

„Bereust Du Deine Schuld?“ inquirirte er unerbittlich weiter.

„Ja!“

„Willst Du sie büßen?“

„Ja!“

„So bete — sprich mir nach: Vater unser —“

Der Athem versagte ihr.

„Sprich, oder Du stirbst ohne Segen!“ schrie er, wild mit dem Fuße stampfend.

Die Lichter flackerten leise in ihren zitternden, ermattenden Händen. „Vater unser“ drang es warm und voll unaussprechlichen Flehens aus ihrem gequälten Herzen.

„Der Du bist im Himmel —“

„Der Du bist im Himmel,“ wiederholte sie hell und klar.

Ein zündender Blitzstrahl zerriß in diesem Augenblicke die Wolken, das ganze Firmament schien plötzlich in Flammen zu stehen. Blitz und Donner zugleich erfüllte das Gemach, scharf und prasselnd wie das Knattern des Schnellfeuers im Kampfe — und hoch aus dem Thurm der gegenüber liegenden Marienkirche stieg eine mächtige Feuersäule auf.

Von Entsetzen gepackt stierte der Freiherr nach der Stelle, wo der niederzuckende Blitzstrahl in dem Thurme der Marienkirche gezündet hatte, ein heiserer, mißtönender Schrei drang über seine Lippen —

Fort stürzte er aus dem Zimmer, weiter, immer weiter — —

Ein Schuß fiel aus weiter Ferne — —

Alexander von Derenthall hatte aufgehört zu leben.

Juliane war wie betäubt auf ihren Knieen liegen geblieben, jetzt erst kehrte Leben in ihre Glieder zurück. Sie raffte sich auf, schleuderte die Armleuchter zu Boden und eilte ihrem Gemahl nach.

Sie fand seine Thüre verschlossen.

„Alexander," rief sie und rüttelte krampfhaft an dem Schloß. „Hörst Du mich?"

Nichts regte sich drinnen, nicht einmal das Röcheln eines Sterbenden ward hörbar. Die Kugel hatte ihr Ziel nur zu gut getroffen. Sie läutete an dem Glockenzug, daß es gellend im Hause widerhallte. Diener kamen und starrten sie verwundert an.

„Zum Professor Elmreich!" rief sie ihnen hastig entgegen. „Wer ihn in zehn Minuten zur Stelle schafft, erhält hier diesen Diamant!"

Die Dienerschaft stob auseinander.

Mit dem letzten gewaltigen Schlag schien die Wuth des Unwetters draußen gebrochen zu sein — es wurde stiller in der Luft. Desto lebendiger arbeiteten die Rettungsmannschaften an dem brennenden Thurm, dessen Flammen der Regen bald zu ersticken schien.

Der Professor trat schnell und athemlos ein. „Was ist geschehen?"

Juliane suchte vergebens nach Worten. „Kommen Sie — schnell! Schreckliches ist geschehen! Errathen Sie nicht? Mein Gemahl —"

„Foltern Sie mich nicht, gnädige Frau! Ihr Gemahl —"

„Dort liegt er — erschossen!" hauchte sie fast unhörbar.

Elmreich erbebte. „Oeffnet die Thüre!" befahl er den Dienern.

Juliane näherte sich ihm. „Vermeiden Sie jegliches Aufsehen, ich habe dies als ein heiliges Recht für den Todten zu beanspruchen."

Elmreich wollte sie überreden, den ersten Anblick zu vermeiden, aber sie schüttelte im Andenken an die jüngst verflossene Stunde schmerzlich lächelnd das Haupt. „Glauben Sie, daß mich auf dieser ganzen Welt noch etwas entsetzen könnte?"

Die Thüre knirschte und stöhnte in ihren Fugen, das harte Eichenholz bog sich. Unverwandt starrte ihr dunkles Auge auf die allmälig entstehende Oeffnung, noch ein Ruck — und das Schloß flog zurück.

„Heißen Sie die Leute gehen!" flüsterte sie Elmreich zu, dann stürzte sie in das Gemach, während der Professor ihr tief erschüttert folgte.

Der Freiherr lag ausgestreckt in der Mitte des Zimmers — todt. Neben ihm die abgeschossene Pistole. Er blutete aus einer kleinen unscheinbaren Wunde an der rechten Schläfe.

Welch' eine Nacht! —

Als der Morgen graute, wankte Juliane in ihr Schlafgemach zurück, ihr Körper zitterte wie im Fieber. Dumpfe Schwüle lastete um sie her. Ach, nur einen Athemzug aus dem Freudenkelch des neu erwachenden Tages!

Sie öffnete das Fenster. In goldener Morgenröthe lächelte Eos auf die erquickten Fluren herab — im Garten duftete das Geisblatt und aus den thaubesetzten Rosen stieg ein himmlischer Wohlgeruch empor. Verschwunden war die Angst und Gefahr dieser Nacht, welche doch den Frieden im Schoße trug, die Zuversicht einer heiter aufsteigenden Sonne!

O, wie das frische Säuseln der Bäume Julianens erhitzte Stirne kühlte!

Da drang plötzlich ein Laut an ihr Ohr. War es der Lerche Jubellied, mit dem sie den Tag begrüßte? War es das Zwitschern des Goldfinken, der jetzt munter von Zweig zu Zweig hüpfte? Nein! Dort von jenem kleinen Schmerzenslager her klang eine Stimme so heiß erfleht, so wohl bekannt, ein Himmelssegen für ihr wundes, brennendes Herz. Sie hörte einen Namen an ihr Ohr dringen, so schlicht und doch so allumfassend — „Mama!"

Sie fühlte ein Lebenselixir durch ihre Adern rinnen — und sie zögerte?

„Mama," klang es abermals leise.

Hin stürzte sie zum Bette und, ihren heißen Thränen freien Lauf lassend, schlang sie ihre Arme fest und fester um das gerettete geliebte Kind.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wieder strahlte die Villa Meyer in hellem Lichterglanz, der sich neugierig und prahlerisch zugleich, als sei er von der Eitelkeit des Bankiers bereits angesteckt, durch die zugezogenen Vorhänge stahl. Der süßliche Ambrageruch, sonst ein Lieblingsparfüm des

Hausherrn, war heute frischem Blumenduft gewichen. Ephraim Meyer hatte etliche Gärtnereien erbarmungslos plündern lassen, um die Wände des Speisesaales und der Halle mit Rosenfestons gebührend zu dekoriren, sowie unzählige Vasen mit den Symbolen der Liebe zu schmücken. Galt es doch heute ein doppeltes Verlobungsfest zu feiern, von dem das eine freilich noch nicht auf dem offiziellen Vergnügungsprogramm stand. Desto ungeduldiger sehnte sich der Geheime Kommerzienrath nach seiner Veröffentlichung.

Seit er die süße Gewißheit hatte, von einem gleich bezaubernden als verwöhnten Weibe bevorzugt worden zu sein, ihr sogar Liebe eingeflößt zu haben, entdeckte er täglich neue, schätzenswerthe Eigenschaften an seiner Person. Ja, man konnte ihn einen großen Theil seiner kostbaren Zeit vor dem Spiegel stehen und Okularinspektionen seiner selbst vornehmen sehen, und Jean, der Kammerdiener, hatte alle Hände voll zu thun, die kleinen Breschen, welche das unbarmherzige Alter in Ephraim Meyers Erscheinung gelegt, sorgfältig auszufüllen. Gerhardine hatte ja scharfe Augen, die zudem, wie er sich geschmeichelt gestand, durch Liebe noch verschärft wurden! Und der Kommerzienrath hatte in der That alle Ursache, ihre heitere Gesellschaft so oft wie möglich aufzusuchen, da Marianne mit jedem Tage lautloser und farbloser neben ihm erschien — ein stummer, mahnender Vorwurf, den er trotz allem Raisonnement nicht wegphilosophiren konnte.

Soeben hatte der gedämpfte Schlag der mächtigen Bronzeuhr im Empfangssalon die achte Abendstunde angezeigt, als der Bankier sich aus der oberen Etage in sein Ankleidezimmer zurückzog, um mit Hilfe seines Vertrauten die letzte Hand an seine Toilette zu legen.

Nicht so Marianne.

In Thränen aufgelöst hatte sie dieser Stunde, wie das Opfer seiner Bekränzung, entgegengesehen — ihre Gedanken galten einzig dem Geliebten, von welchem sie seit seinen grausamen Worten keine Nachricht mehr erhalten. Lebte er noch in denselben Mauern dieser Stadt, wo sie gemeinsam litten? Tausendmal hatte sie den Entschluß gefaßt, diesem unnatürlichen Zwang ein Ende zu machen, tausendmal ihre Zukunft von den abscheulichen Fesseln der Gegenwart losgedacht und an die Person des Geliebten gekettet, wo sie

arm und unbekannt, doch beneidenswerthe glückselige Tage verlebte. Aber Marianne war eben kein heroisch angelegter Charakter, sie war nicht stark im Handeln, nur tüchtig im Leiden. Die einzige Energie, zu welcher sie sich aufraffen konnte, war, ihren Kummer Niemand zu verrathen — ihre Thränen flossen ungesehen — ein schlecht angebrachter Stolz in der Bedrängniß ihrer Lage.

Die Jungfer überreichte ihr ein Bouquet in kostbarem goldenen Halter mit schelmischem Lächeln: „Der Herr Baron ist bereits im Salon und möchte dem gnädigen Fräulein seine Anwesenheit durch dieses Bouquet kundthun!"

Marianne zuckte zusammen. Kaum hatte sie die weißen Kamelien berührt, als sie dieselben wie giftige Nattern von sich schleuderte. „Ich trage heute keine Blumen! Nimm das Bouquet fort — ganz aus dem Zimmer fort!"

Das Mädchen entfernte sich verwirrt.

„O, könnte ich meine Augen ausweinen, daß sie sein verhaßtes Antlitz nicht sehen," schluchzte die unglückliche Braut, ohne darauf zu achten, daß die heißen Thränen ihr blaues Atlaskleid überrieselten und die glänzende Farbe befleckten. „Könnte ich meine Ohren verhärten, daß sie seine Gelübde nicht hörten, könnte ich diese Hände fühllos machen, daß sie von dem widerwärtigen Druck seiner Finger unberührt blieben, ich wäre so hoffnungslos nicht!"

Ein Wagen rollte bereits in den Garten ein, zugleich erschien der Diener, ihr die Ankunft des Barons noch einmal, diesmal aber dringlicher, zu melden.

Sie wischte schnell die Thränenspuren fort. „Sagen Sie dem Herrn Baron, daß ich augenblicklich unpäßlich sei und deshalb nicht eher erscheinen würde, als bis die Gäste vollzählig versammelt seien!"

Es war Gerhardine von Schierstädts leichter, schwebender Fuß, der so zeitig die Treppenstufen hinanstieg, es war ihre Stimme, die so heiter und unbefangen den Herrn Geheimrath ersuchen ließ, sich ja nicht unnöthig zu beeilen, sie werde sich droben schon zu unterhalten wissen.

Jede weitere Begleitung ablehnend, öffnete sie schnell die Ausgangsthüre des Salons und befand sich plötzlich und unerwartet dem Baron gegenüber.

Einen Moment blieb sie erstaunt an der Schwelle stehen. Aber Gerhardine war nicht die Frau, eine Ueberraschung einzugestehen, auch war das Gefühl, welches sie beim Anblick des Barons empfand, ein viel zu angenehmes, um sich lange zu besinnen. Harmlos lächelnd kam sie näher. „Was sehe ich? Ei freilich, der zärtliche Bräutigam antichambrirt! Wo ist denn aber das Bräutchen, lieber Baron?"

War Herzfeld schon über das eigensinnige Ausbleiben Mariannens erbost, so traf ihn dieser lächelnde Spott noch empfindlicher. Zudem war ihm das auffallend frühe Erscheinen seiner einstigen Verbündeten unangenehm — wie er Gerhardine kannte, that sie nichts ohne Berechnung, noch ohne Zweck. Es beunruhigte ihn gewissermaßen, daß er ihr diesmal nicht auf die Spur kommen konnte.

„Nun, lieber Baron, was starren Sie mich denn so befremdet an? Mißfällt Ihnen etwa meine Toilette? Und ich glaubte mich doch schön geschmückt zu Ihrem Ehren- und Freudentage! Nicht wahr, Bräutigamsgefühle sind unbeschreiblich süß? Wahrhaftig, Sie sind vor lauter Schmachten schon ganz durchsichtig geworden — aber, meiner Treu, die interessante Blässe steht Ihnen gut!"

„Sind Sie deshalb so früh erschienen, um Ihr Müthchen an mir zu kühlen?" fragte er verdrießlich.

„Das nennen Sie Müthchen kühlen?" Sie lachte laut auf, daß es hell durch den Saal schallte. „Nein, mein Freund, für so — bescheiden hätte ich Sie doch nicht gehalten! Wir haben eine ziemlich große Rechnung auszugleichen, und Sie glauben, daß dieses Geschäft mit ein paar Malicen abgemacht werden könnte? Ach, über die freiherrliche Einfalt!" Und sie lachte ausgelassen und spielte dabei mit dem Maiglöckchenstrauß an ihrer Brust, bis die Blüthen abgerissen am Boden lagen.

„Ich begreife Sie nicht," fiel der Baron betroffen ein. „Haben Sie denn unsere letzte Uebereinkunft vergessen? Damals waren wir gute Freunde!"

„Das sind wir auch heute noch — und wollen es noch immer besser werden! Aber sieh da, meine niedlichen Glocken sind ganz zerzaust — weshalb sprechen Sie auch so unwiderstehlich komisches Zeug! Schnell, geben Sie mir eine Rose aus jener Vase dort,

noch eine, schnell doch, ich finde, hier im Scheitel würde sie sich ganz hübsch ausnehmen. Nun, wie gefalle ich Ihnen?"

„Sie sind eine Närrin," fuhr er brüsk heraus, „der jedes Talent zur Feinspinnerei abgeht! Sie haben eine äußerst plumpe Intrigue gesponnen, Frau von Schierstädt — in der That, die ungeschickteste, welche ein malitiöser Frauenkopf nur ersinnen konnte!"

Sie stand vor dem Spiegel und befestigte gleichmüthig die Centifolie in ihrem dunklen Haar. „Ei, was Sie sagen! Wenn ich Sie nur verstände, bester Baron! Ihre Komplimente sind stets so äußerst zart und sinnig, daß man aus denselben nicht viel entnehmen kann!"

„So verstehen Sie dieses Blatt hier vielleicht besser," sagte er mit trockenem Lachen, indem er ihr einen Brief überreichte.

Ihre Augen funkelten vor Neugier und Schadenfreude, aber sie ließ ihn geflissentlich mit dem Billet in der Hand warten. „Abscheuliche Rose, willst du festsitzen! Gefällt Ihnen das Arrangement? Ja? Charmant! Also was für unerhörte Dinge stehen hier aufgezeichnet?" Sie schlug den Bogen auseinander und las mit murmelnder Stimme:

„Da unvorhergesehene Pflichten mich bisher verhinderten, die gefährdete Unschuld eines tugendhaften Mädchens Ihnen gegenüber zu vertreten, so ersuche ich Sie, sich morgen Nachmittag zwischen fünf und sechs Uhr meiner Kugel zu stellen. Weitere Dispositionen werden Ihnen durch meinen Sekundanten, Doktor B., zugehen.

Professor Leonhard Elmreich."

Trotz aller Selbstbeherrschung konnte Gerhardine doch eine verrätherische Röthe nicht unterdrücken, als sie diese Zeilen las. Der Baron bemerkte es und riß ihr den Brief aus der Hand.

„Nun, was haben Sie darauf zu sagen? Wollen Sie etwa leugnen, daß Sie mir den Professor auf den Hals gehetzt haben? O, ich hätte wissen können, daß Sie in Ihrem Rachedurst mein Spion und der seine zugleich werden würden. Vortrefflich ersonnen — alle drei Fliegen mit einem Schlag! Nicht wahr? Aber ich werde dem kollernden Hahn die Sporen beschneiden — meine Hand ist sicher!"

„Ich bin erstarrt, liebster Baron, Sie darüber so echauffirt

zu sehen! Sagte ich es Ihnen nicht im Voraus, daß diese Eventualität an Sie herantreten würde? So oder so! Ja, wie die Sachen jetzt stehen, müssen Sie den Professor ohne Zweifel kuriren von seinem Vorwitz. Auch so ungeschickt in eine zärtliche Stunde hinein zu fallen! Mich wundert nur, daß er Sie nicht bei Ihrer zärtlichen Braut verklagt hat!"

Der Baron stampfte wild mit dem Fuß auf. „Darauf spekulirten Sie also? Der Doktor zerschossen und ich — von der Liste gestrichen!"

Die schöne Frau legte mit vielsagendem Lächeln ihre Hand auf seinen Arm. „So würde ein Anfänger spekulirt haben!"

„Haben Sie sonst noch etwas ausgeklügelt?" fragte er ironisch.

„Vielleicht! Der Schüler — ja, ja, jetzt haben wir die Rollen gewechselt, der einstige Meister lernt von seinem Zögling — hätte sich an einem robusten Keulenschlag genügen lassen, der Meister denkt weiter. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß es wohlthätiger ist, den Kopf einmal auf den Block zu legen, als sich um eben diesen Kopf eine Binde voller Nadelspitzen schlingen zu lassen, die den armen Sünder in jedem Augenblick sticht und martert!"

„Und das wollen Sie thun? Sie?" rief der Baron mit einem Gemisch von Spott und Besorgniß. „Haben Sie vergessen, daß mit dem heutigen Abend jegliche Bande zwischen uns gelöst sind? Daß ich von nun an jede frühere Beziehung verleugne, rücksichtslos verleugne, Ihnen zum Trotz, meine Gnädige?"

„Ach, wie grausam Sie sind!" seufzte die Listige mit gut gespielter Trauer. „Wirklich? Jegliches Band soll heute vernichtet werden?"

„Ich schwöre es Ihnen!"

Sie erhob schnell und mit gänzlich verändertem Gesichtsausdruck das Haupt, Schadenfreude und Sarkasmus blitzten aus ihren Augen. „Aber vielleicht knüpfen wir heute Abend ein neues Band, lieber Baron! Nicht? Ei, sieh doch, wie geringschätzig Sie mich anschauen! Freilich, zur Geliebten bin ich zu weise geworden, meine Erfahrung berechtigt mich zu einem höheren, zu einem Vertrauensposten. Weshalb starren Sie mich denn so ungläubig an? Denken

Sie einmal nach, was Ihnen am allerunangenehmsten in Ihrem Verhältniß zum alten Meyer wäre?“

„Daß — — mein Gott,“ brach er hervor, „Sie denken — Sie wollten —?“

„Ihre zärtliche Schwiegermutter werden, hahaha!“ Sie lachte ausgelassen heiter, während er vor Wuth und Galle beinahe erstickte. „Ach, was werden wir für eine glückliche Familie bilden!“ höhnte sie den Zähneknirschenden. „Der Kommerzienrath und ich ein Turteltaubenpaar, und Sie Beide nicht minder! Denn sehen Sie, mein Freund, wenn Sie Ihre Gattin nicht zärtlich behandeln, ihr nicht die Treue bewahren — und ich habe scharfe Augen, wie Sie wissen — so heiße ich den alten Meyer einfach den Beutel zuziehen und dann — adieu mon plaisir!“

„Sie sind ein Teufel!“

„Nicht möglich nachdem Sie mich zuvor oft einen Engel genannt haben,“ spottete sie lächelnd weiter. „Lieber Himmel, Sie selbst gaben mir ja den Rath, den Professor laufen zu lassen und eine andere, verständige Wahl zu treffen! Und ist der Bankier nicht eine konvenable Partie? Sie haben sich ja auch in ihn verliebt, haha! Barönchen, Barönchen, wenn gar die Zeit nahe wäre, wo Sie von Ihrer interessanten reizenden Frau zu meinen Füßen zurückkehrten?“ Ihr Auge flammte dunkel auf. „Wissen Sie, was ich dann thäte?“

Die Saalthür ging auf, der Geheimrath erschien.

„Gut, gut,“ zischelte Herzfeld seiner angehenden Schwiegermutter giftig zu, „Sie haben auch diese Partie gewonnen — aber es ist noch nicht aller Tage Abend! Geben Sie Acht, ich werde meine Rache finden!“

„Charmant, charmant!“ nickte sie ihm liebenswürdig zu und eilte schnell dem Eintretenden entgegen. „Ah, guten Abend, mein Bester, mein Liebster!“

Ephraim Meyer küßte ihre beiden Hände mit andächtiger Zärtlichkeit, dann legte er ihren vollen, weichen Arm in den seinen und fragte mit bezeichnendem Blick nach dem Baron:

„Darf er es wissen, meine Theuerste?“

Sie zog ihn vorwärts zu Herzfeld, der vor Zorn an der Unterlippe nagte. „Können Sie mir verzeihen, geliebter Freund,

daß ich unseren Schwiegersohn bereits von dem Verlöbniß in Kenntniß setzte? Ich glaube, seine Anhänglichkeit verdient diesen Vorzug?"

Der Baron hätte bersten mögen vor Wuth, aber er mußte sich zusammennehmen.

„Nun, was sagen Sie zu meinem Glück, Baron?" fragte der Bankier strahlend. „War er überrascht, schönste Gerhardine?"

„Entzückt sagen Sie, sprachlos vor Freude, nicht wahr, Herr von Herzfeld? Ah, es macht uns Beiden gar zu viel Spaß, einander so nahe verwandt zu werden! Der Baron hat mir schon versprochen, stets der liebevollste Gatte und der gehorsamste Schwiegersohn sein zu wollen! Aber wo haben Sie denn nur Ihr Bräutchen versteckt, Herr Sohn?"

„Ja, wo ist meine Tochter?" fragte nun auch der Kommerzienrath erstaunt.

„Sie behauptet, unpäßlich zu sein," sagte er düster.

„Vor Sehnsucht, wir kennen das!" lachte Gerhardine und warf dem würdigen Bräutigam einen verwirrenden Blick zu. „Ich war auch ganz unpäßlich bis zu dieser Stunde!" —

Die Räume füllten sich schnell mit einem kleinen, aber ausgesuchten Kreis guter Freunde und Bekannten. Zuletzt erschien Marianne, blaß, mit gerötheten Augen, die sie kaum vor den Zeugen ihres Unglücks aufzuschlagen wagte.

Der Baron ging ihr ziemlich erregt entgegen. „Endlich halten Sie es der Mühe werth, mich aus einer peinlichen Situation zu erlösen!" flüsterte er, während er sich ihrer Hand bemächtigte. „Was sehe ich? Sie verschmähen mein Geschenk? Wo ist das Bouquet, das ich —?"

„Ich trage heute keine Blumen," sagte sie ernst und feierlich. „Blumen sind ein Schmuck für Glückliche, und ich bin so tief unglücklich an Ihrer Seite!"

„Marianne, schweigen Sie wenigstens vor diesen gaffenden Menschen," zischte er mit verhaltener Leidenschaft. „Geben Sie hier kein Schauspiel, man beobachtet uns bereits — Sie können sich später dafür unter vier Augen schadlos halten!"

Marianne sah ihn mit ungeheuchelter Verachtung an. Die wenigen Augenblicke an seinem Arm, bis er sie in die Mitte des

Saales geleitet, dehnten sich ihr schon zur Ewigkeit aus. Stumm ließ sie die Fluth wortreicher Begrüßungen und Gratulationen über sich ergehen — es war ihr unmöglich, auch nur den Schatten eines Lächelns auf ihre blassen Lippen zu zaubern. Gerhardinens Kuß wies sie sogar mit sichtlichem Unwillen zurück.

„Zur Tafel, meine Herrschaften!" rief der Bankier, theils um sein eigenes Gewissen zu beruhigen, theils um der unangenehmen Scene ein Ende zu machen.

Unsichtbare Hände rissen die mächtigen Flügelthüren auf, und Alles eilte froh und erwartungsvoll in den durch Blumen- und Lichterschmuck überraschend effektvoll dekorirten Speisesaal.

Die Plätze waren also belegt, daß das junge Brautpaar dem noch zu verlobenden Paar vis-à-vis saß.

Die Gastfreundschaft des Kommerzienrathes überstieg heute alle Grenzen des Hergebrachten. Mit seltenem Raffinement beschäftigte er alle Sinne seiner Gäste zugleich. Während die köstlichsten Speisen den Gaumen letzten, entzückte ein Meer von Wohlgeruch und kühlem Duft den Essenden; das Auge ruhte geblendet auf der blitzenden, reich zur Schau gestellten Silberpracht, während das Ohr den schmeichelnden Tönen eines hinter Blumengittern versteckten Orchesters lauschte. Alles vereinte seine lockendsten Kräfte, die Geladenen in einen süßen Taumel des Vergnügens zu wiegen, und der aus unerschöpflichen Quellen fließende Champagner brachte bald eine Stimmung hervor, in welcher Jeder sich für ein leicht beschwingtes Wesen hielt. Auf seinen eisigen, prickelnden Schaumperlen glitt ein heimliches Feuer in die Herzen der Glücklichen, ein wonniges Selbstvergessen, in welchem der Baron sich sogar zu einigen Zärtlichkeiten gegen seine Braut fortreißen ließ, die sie indessen mit Staunen und Unwillen zurückwies.

Nicht so Gerhardine.

Sie hatte gleich Marianne vor ihrem Couvert ein Bouquet farbiger Rosen und blühender Myrthen gefunden und versäumte nicht, ihre übersprudelnde Laune an seiner symbolischen Bedeutung zu prüfen.

Kein Wunder, daß das Auge des heimlichen Bräutigams mit immer gesteigerterem Entzücken an ihrer verführerischen Grazie hing, jedes Wort im Voraus von ihren Lippen naschte und mit verstoh-

lener Zärtlichkeit ihre weiche, heiße Hand unter dem Tischtuch drückte.

„Darf ich, darf ich endlich meiner Liebe genug thun?" flüsterte er.

Sie führte das schäumende Kelchglas an die Lippen und nickte ihm freundlich zu, indem sie neckisch einen Myrthenzweig auf seinen Teller warf.

Mitten in dem babylonischen Sprachlärm einer höchst gesteigerten Heiterkeit erhob der Kommerzienrath sich, sein Glas und seine Stimme:

„Meine verehrten Gäste!"

Schnell legten sich die hochgehenden Wogen.

„Meine hochverehrten Gäste! Kaum haben wir ein glückliches Brautpaar Ihrer Theilnahme empfohlen, und schon wieder schlingt Gott Amor seine unwiderstehlichen Bande um zwei andere Herzen, die sich danach sehnen, ihr stilles Glück laut der Welt zu verkünden! Meine hochverehrten Gäste, dieses Freudenfest, so heiter es scheinen mag, entbehrt doch der Krone, der Seele gleichsam — der Wirthin, deren liebenswürdige Gegenwart erst den rechten Glanz auf alles Bestehende wirft. Ich habe mich beeilt, diesen schmerzlichen Mangel zu beseitigen. Meine hochverehrten Gäste, dieses Haus, mein Haus, wird von heute an wieder eine schöne, liebenswerthe Wirthin haben: Frau Gerhardine von Schierstädt, deren Zuneigung mir ihren Besitz sichert!"

Alles saß wie erstarrt, sprachlos vor Ueberraschung; nun aber brach ein Jubel aus, ein brausender Jubel, vermischt mit Hochrufen und Gläserklingen, daß Mariannens Schreckensschrei davon übertönt wurde.

Begeisterung im Antlitz, mit stolz erhobenem Haupte nahm der Geheime Kommerzienrath an der Seite seiner verführerischen Braut die Gratulationen der Geladenen entgegen.

Ephraim Meyer warf sich jetzt mit überströmender Freude in den Lärm der Unterhaltung, über welche Gerhardinens kühne Laune ein seltsam schillerndes Kolorit ausgoß. Ihren tollen Behauptungen gelang es auch endlich, den Baron Herzfeld seiner mißlaunigen Stimmung zu entreißen, ihn anzuspornen, es ihr in allen Wortgefechten zuvor zu thun.

Schallendes Gelächter begleitete ihr Turnier.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Diener, welche sich nach dem Dessert zurückgezogen hatten, betraten ungerufen den Saal — aber nicht allein. Es folgte ihnen ein schlicht gekleideter, ernst blickender Mann, den sie zurückhalten zu wollen schienen, ohne es recht zu wagen. Gerade auf den Ehrenplatz geht er los, wo der Baron sitzt. Dieser fühlt eine unvermuthete Berührung seiner Schulter und fährt auf. Der Fremde bückt sich nieder und raunt ihm einige Worte ins Ohr, die den vornehmen Wüstling erbleichen machen.

Wie es plötzlich stille wird im Saal! Wie gewitterschwül die Kronen und Kerzen an den Wänden und auf der Tafel brennen! Niemand wagt zu athmen, in der Vorahnung eines verhängnißvollen Ereignisses.

Der Fremde sieht den Baron fragend an. Herzfeld hat seine Kaltblütigkeit zurückgewonnen; er schüttelt die Hand von seiner Achsel herab und nimmt seine unverschämteste Miene an.

„Ich muß annehmen, daß hier ein grober Irrthum vorliegt, für den ich Sie zur Rechenschaft ziehen werde!"

„Wollen Sie mir ohne Aufsehen folgen?" wiederholte der Beamte.

„Ich habe Sie schon einmal gebeten, mich in Ruhe zu lassen," schnarrt der Baron, obwohl mit kreidebleichen Wangen.

„Nun denn, so zwingen Sie mich, andere Maßregeln zu ergreifen!" Er verneigte sich höflich gegen die schnell entnüchterte Gesellschaft und sagte ruhig, aber bestimmt: „Es thut mir leid, daß meine Pflicht mich zwingt, eine heitere Versammlung zu stören, aber ich darf nicht zaudern. Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie, Baron Anatole von Herzfeld, wegen Theilnahme an der Beraubung des Krämers Abraham Veitel zu Jeferitz!"

Wäre die gewölbte Decke des Saales plötzlich zusammengestürzt und hätte Etliche unter ihrem Schutt begraben, die Ueberbleibenden hätten nicht fassungsloser dreinstarren können. Die Erste, welche in dem allgemeinen Entsetzen Leben zurückgewann, war Marianne. Sie sprang mit Ekel und Abscheu von ihrem Platze auf, schob den Sessel weit von sich und eilte instinktiv zu ihrem Vater, als sähe sie den Augenblick schon hereinbrechen, wo er ihres Beistandes bedürftig sein werde.

Der Bankier zitterte vor Erregung und Scham.

„Wie können Sie es wagen, Hand an meinen hochgeborenen Schwiegersohn zu legen? Wenn ein falsches Gerücht ihn verdächtigt, so bürge ich mit meinem unbescholtenen Namen für ihn, ich, der Geheime Kommerzienrath Meyer!“

„Das thun Sie lieber nicht, Herr Geheimrath,“ sagte der Beamte höflich. „Vielmehr seien Sie froh, daß Ihre Verwandtschaft mit diesem Herrn ein schnelles Ende bekommt. Vor zwei Jahren hat derselbe in Gemeinschaft mit der Nichte des alten Veitel dessen sämmtliches Baarvermögen an sich genommen und ist damit flüchtig geworden. Unsere Polizei hat bisher vergebliche Anstrengungen gemacht, des Betrügers habhaft zu werden, ohne jedoch seinen Aufenthalt entdecken zu können. Erst ganz kürzlich —“

Schrecklich war der Blick, den der Baron bei diesen Worten auf Frau von Schierstädt fallen ließ. Ihr Athem stockte — ein Unwohlsein vorschützend, wollte sie das Zimmer verlassen. Aber er fixirte sie mit gleichem Hohn, wie sie sich vorhin an seinem machtlosen Zorn ergötzt hatte.

„So eilig haben Sie es, mir Ihre gütige Theilnahme zu entziehen, Frau von Schierstädt?“

Sie raffte ihren ganzen Muth zusammen, um den prüfenden Blick der Anwesenden gelassen zu ertragen.

„Kommen Sie mit mir, ohne Umschweife! Ein Fluchtversuch würde nichts nützen, da die Ein- und Ausgangsthüren besetzt sind,“ fügte der Beamte hinzu, als er eine plötzliche wilde Bewegung an dem Baron gewahrte.

„Dehnt sich Ihr Haftbefehl nur auf meine Person aus?“ fragte Herzfeld mit seltsam lauter Stimme.

„Auf Ihre Person allein, deshalb folgen Sie mir!“

„Gemach!“

„O, ich beschwöre Sie!“ hauchte das üppige Weib mit erlöschender Stimme.

Er lachte laut und bitter.

„Wollen Sie mir gefälligst eine Frage beantworten, mein Herr?“ wandte er sich alsdann zu dem Fremden. „War es eine Dame, die Ihnen meinen Aufenthalt in der Residenz verrieth?“

„Es würde meine Pflicht verletzen, wenn ich —“

„Nicht wahr, es war eine Dame?“ fragte der Baron dringlicher. „Schon gut, ich bin unterrichtet! Ihnen aber, meine vortreffliche Frau von Schierstädt, mache ich abermals ein Kompliment über Ihre wunderbare Fähigkeit, miserable Intriguen zu spinnen. Mich wollten Sie in aller Stille bei Seite schaffen und allein die Frucht genießen —“

„Anatole,“ rief sie, Alles um sich her vergessend, Klugheit und Ueberlegung außer Acht setzend und nur von dem wilden Gefühl der Schande und Selbsterhaltung getrieben, „Anatole, ich schwöre bei Gott und allen Heiligen, ich war es nicht, die Dich verrieth!“

„Wer soll Ihnen dieses Märchen glauben,“ fragte er scharf „nachdem Sie soeben erst die Intrigue zwischen mir und Ihrem ungetreuen Liebhaber angezettelt haben? Wer Anderen eine Grube gräbt, Madame, fällt selbst hinein! Diesmal möchten Sie trotz aller Schlauheit doch einen Bruch in Ihrer Rechnung finden!“

Der Bankier ließ vor Schrecken Gerhardinens Hand fahren. Sie bemerkte es kaum.

Aber der Baron fuhr fort zu lachen, wie sie vorhin gethan. „Madame, es ist ein altes Ding: wer sich entschuldigt, klagt sich an! Im Uebrigen heischt die Gerechtigkeit, daß Sie nicht Früchte genießen, die meine Unvorsichtigkeit zeitigte — auch ist es billig, daß das Geschöpf mit dem Schöpfer steigt und fällt. Vergebens habe ich Sie gewarnt, Ihr Ränkespiel nicht bis an die Grenzen meiner Geduld zu spinnen. Lachen Sie doch, Madame! Jetzt wäre es Zeit, Ihren Scharfsinn zu spornen, damit er Ihnen aus der allerfatalsten Klemme hilft! Nun, kein Wort der Ironie mehr? Keines? Sie bekennen sich also für überwunden — der letzte Trumpf gilt am höchsten, und diesen gewinne ich!“

Sie taumelte und sank auf ihren Stuhl zurück, ohne daß ihr Jemand aus der Familie oder einer der Gäste zu Hilfe kam.

Der Baron wandte sich zu dem Beamten. „Seltsam, daß man Ihnen nicht auftrug, meiner schönen Komplicin nachzuspüren!“

Dieser zuckte die Achsel.

„Nun, so muß ich meine angeborene Galanterie einmal verleugnen und diese Dame hier, Frau Gerhardine von Schierstädt alias Rebekka Veitel —“

Ein sprudelnder, unverständlicher Ruf drang über ihre Lippen, sie preßte ihr Spitzentuch vor das Antlitz.

„Der Theilnahme an dem besagten Diebstahl beschuldigen! Wir theilten den Raub zusammen, wie wir ihn gemeinsam ersannen und ausführten. Stoßen Sie sich nicht an dem Klang ihres Namens, mein Herr, derselbe ist so hohl wie ihr Herz — sie verdankt ihn meiner Erfindung! Allons, Herr Beamter, thun Sie Ihre Pflicht und reichen Sie meiner liebenswürdigen Schwiegermutter in spe den Arm!"

Wie erschrockene Tauben, wenn der Habicht auf sie niederstößt, so flüchteten in einem Augenblick sämmtliche Anwesenden aus der befleckenden Nähe der noch jüngst so Heißbewunderten zurück. In weitem, weitem Kreise umstanden die bleichen, geschmückten Gäste die Verfehmte, die Diebin, die Gefallene.

Der Bankier fühlte Kongestionen nach seinem Gehirn aufsteigen, die seine Züge bläulich färbten.

„Es thut mir leid, daß ich Ihrem Wunsche nicht entsprechen kann," sagte der Kriminalbeamte kühl. „Der alte Veitel hat ausdrücklich den Strafantrag gegen seine Nichte zurückgezogen, da sie ihn nach seinem Tode doch beerbt haben würde. Also kümmern Sie sich um weiter nichts, als um Ihre eigene Person. Und nun vorwärts, wenn ich bitten darf!"

Da zuckte ein dämonisches, unbeschreiblich höhnisches Lächeln über Gerhardinens Antlitz, getränkt mit der bittersten Schadenfreude. Sie sprang auf und maß die todtenstille Versammlung mit verächtlichem Blick. „Ein Thor, der auf Menschentreue baut! Drücken Sie Ihre giftigen Lästerpfeile getrost gegen mich ab, mich soll es wenig kümmern! Was sind Tugenden, an die nie eine Verführung herantrat? Ich wette Hundert gegen Eins: Ihre sämmtlichen Tugendlichter, meine strengen Richter, hätte der Sturm ausgelöscht, welcher über meine Vergangenheit gebraust ist!"

Sie wandte sich kurz ab, aber noch einmal blieb sie vor ihrem Mitschuldigen stehen. „Nun, Baron, wie schmeckt Ihr Sieg? Das Ende hätten Sie nicht erwartet, wie? Der letzte Würfel schlug doch zu meinen Gunsten um! Sie gehen hübsch gefesselt und gebrandmarkt in den Kerker, den Sie als Bettler verlassen werden — ich flattere unbehelligt mit dem Rest meines Geldes in die schöne

Welt hinaus. Vielleicht treffen wir uns einmal jenseits des Oceans wieder, hahaha! Glückliche Reise, Herr Baron! Wer von uns Beiden hat nun das Spiel gewonnen?"

Sie verließ schnell das Zimmer.

In der entgegengesetzten Thüre verschwand der Baron mit seinem verhängnißvollen Begleiter.

Eine unerträgliche Spannung lag auf den Gesichtern der Zurückgebliebenen. Das Aussehen des Bankiers heischte Mariannens ganze Aufmerksamkeit, sie schlang den Arm um ihren wie geistesabwesend dreinschauenden Vater.

„Vater, Gott hat es gut gemeint, als er diese Ehrlosen gerade in unserer Mitte entlarvte. Danken wir ihm! Diese eine Schreckensstunde hat uns vor lebenslangem, namenlosem Jammer bewahrt. O, Vater, an welchen finsteren Abgründen sind wir mit Gottes Hilfe vorübergewandelt!"

„Mein Name ist beschimpft, mein ehrlicher, guter Name," schluchzte der hartgestrafte Mann mehr, als er sprach. „Mein Haus ist entehrt! O, ich überlebe diese Schande nicht! Marianne, mein ganzes Vermögen gäbe ich darum, könnte ich diese fürchterliche Blamage von uns abwenden!"

Die Gesellschaft drang mit Betheuerungen und Beileidsbezeugungen in ihn. Es dünkte ihm Alles hohl und nichtig. Was sonst sein höchster Stolz gewesen, erfüllte ihn jetzt mit qualvollem Mißbehagen.

In maßlosem Zorn verwünschte er sich und seine unselige Verblendung.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

In ganz verschiedenem Seelenzustand hatten Vater und Tochter die Nacht zugebracht. Während des Ersteren Gewissen nach langem Schweigen endlich erwachte und die erlittene Mißachtung durch bittere Vorwürfe und Selbstanklagen an ihm rächte, sank von Mariannens Herz die Last herab, welche es Wochen hindurch mit Centnerschwere bedrückte. Ephraim fluchte der Stunde, Marianne segnete sie; Ephraim sah nach ihr in ein Chaos aufgewühlter

Spötterei, Marianne sah dahinter goldenen Frieden; Ephraim nannte seine Empfindung Hölle, Marianne betete die Gnade des Himmels darin an. Er hätte die Urheber seiner Qual vernichten mögen, und Marianne, von ihrer gefährlichen Nähe erlöst, dachte mit minderem Groll an sie zurück — er fürchtete und sie hoffte.

Der Tag brach an, der erste seit langer Zeit, den sie ohne Thränen begrüßte, als Marianne in kindlicher Sorge sich anschickte, ihren Vater aufzusuchen. Wie erstaunte sie, als sie denselben am Fenster des Boudoirs bereits ihrer harrend fand, einfach, schlicht gekleidet, ohne den lächerlichen Anstrich von Jugendtand, welcher ihr Zartgefühl so oft verletzt.

Sie eilte ihm gerührt entgegen. Vergessen war die erbarmungslose Härte, unter welcher sie gelitten, jetzt hatte er wieder alle Anwartschaft auf ihre Sympathie und Liebe, da er unglücklich und gebeugt war.

„Mein Vater, was führt Dich zu so ungewohnter Stunde hieher?"

Der Kommerzienrath schluckte etwas hinunter — vielleicht eine Thräne der Scham, als er das Auge seines mißhandelten Kindes so besorgt und warm auf sich ruhen fühlte. „Ich komme —"

„Laß uns vergessen," fiel sie schnell ein und ergriff seine schlaff niederhängende Hand. „Du siehst mich gefaßt und — glücklicher, als ich je noch zu hoffen wagte!"

Er seufzte schwer auf in der Erinnerung seines grausamen Zwanges. „Ja, so kannst Du sprechen, die nichts verbrochen hat," sagte er endlich trübe, „aber ich — ich habe mich schwer an Dir versündigt!"

Wie herzlich sie seinen Hals umschlang. „Du meintest es gut!"

„Nein, nein, das that ich nicht," rief er fast ängstlich. „Ich will mich nicht besser machen, als ich bin — ich dachte weniger dabei an Dich, als an mich!"

„Gewiß, und deshalb eben konntest Du nicht mit mir fühlen Es war eine fremde, böse Macht, die sich zwischen unsere Herzen drängte, aber sie hatte einen hohen sittlichen Zweck. Wir sollten durch ihren Einfluß zum Nachdenken gezwungen und durch sie gebessert werden!"

Der Kommerzienrath sah seine Tochter ganz erstaunt an.

So selbstständig hatte er sie noch niemals sprechen und urtheilen hören. „Wenn es eine Prüfung war, so habe ich sie schlecht bestanden," murmelte er zaghaft.

„Vater," rief Marianne, „warum willst Du verschweigen, daß Du aus der harten Lehre einen unschätzbaren Gewinn gezogen hast? Im Feuer schmilzt erst Gold, und jetzt, wo die Gluth des Schmerzes die Schlacken weggeräumt hat, leuchtet Dein Herz wieder in reinem, goldenem Glanze! Sprich, wann hätten wir uns je so warm, so zuversichtlich, so rückhaltlos einander gegenüber gestanden? Ich will nicht leugnen, daß es Stunden gab, wo ich an Deiner väterlichen Liebe verzweifelte, wo ich mich des Kleinods beraubt sah, um welches ich das Kind des Taglöhners beneidete. Jetzt giebst Du mir mein lang entbehrtes Eigenthum zurück; ich lese Zuneigung in Deinen Blicken. Und ich sollte nicht die Allmacht preisen, welche diese unnatürliche Schranke brach?"

„Mein Kind, meine Marianne!" rief der Kommerzienrath tief erschüttert. „Du könntest vergessen, welche Zukunft ich Dir schaffen wollte? Denn nicht mein Verdienst ist es, daß Du heute nicht als die Gattin eines Diebes, eines verworfenen Betrügers vor mir stehst. Und diesem Schurken, der sich von meinen Schätzen nähren wollte, diesem Parasiten, der bereits von Anderer Gold sich vollgesogen bis zum Verbrechen, diesem Räuber, dem nichts heilig ist noch lieb auf Gottes Erdboden, wollte ich mein ein einziges liebes Kind opfern!"

Sie warf sich unter Thränen lächelnd an seine Brust. „Glücklich genug ist das Ungewitter vorübergegangen und die Sonne leuchtet jetzt heller denn zuvor. Du bist nicht der Erste, mein Vater, der sich durch eine blendende Hülle täuschen ließ!"

„Aber es soll anders werden, ganz anders," rief der Bankier. „Das Urtheil der Menge ist mir fortan gleichgiltig, seit ich Deiner Verzeihung gewiß bin. Es ist sonderbar, wie leicht, wie frei ich mich nach dieser unserer Unterredung fühle! Wahrhaftig, mir ist's zu Muthe, als sei ein böser Traum von mir gewichen. Marianne, ich habe es nicht um Dich verdient, aber Deine Worte geben mir den Muth, daß ich mein Unrecht durch doppelte Zärtlichkeit abtragen kann. Sprich, was soll ich thun, um Dein treues Herz zu erfreuen? Nenne mir einen Wunsch, an dessen Erfüllung Dir etwas

liegt und sollte er mich mein halbes Vermögen kosten, ich gewähre ihn Dir!"

Sie sah einen Moment erröthend vor sich nieder, um seinen erwartungsvollen Blicken auszuweichen, endlich sagte sie mit sanfter, überredender Stimme: „Eine heiße Bitte trage ich freilich im Herzen, an deren Erfüllung mir so unsagbar viel liegt. O, Vater, sie kostet Dich nur ein kleines Wörtchen!"

„Nun?" fragte der Kommerzienrath begierig.

„Daß Du — ihm auch eingestehst, ungerecht gewesen zu sein," flüsterte sie, den Blick erhebend.

Ein halb verschmitztes, halb gerührtes Lächeln überflog seine Züge. „Ah, ich verstehe, Du meinst Werner Morberg!"

„Ja, ihn — o, erlöse mich von der Qual, Dich von ihm falsch beurtheilt, mich von ihm mißachtet zu sehen!"

Der Bankier lächelte noch immer. Ein ungewohnter Schein von Munterkeit und Schelmerei strahlte von seiner Stirn. „Hm, hm," sagte er bedenklich, „darauf freilich war ich nicht vorbereitet! Er hat mir bittere Wahrheiten gesagt!"

„Aber es waren Wahrheiten, Vater," flehte das junge Mädchen bewegt.

„Nun ja, ich darf's nicht leugnen! Hm, hm, das ist eine sehr schwierige Geschichte, denn Du begreifst, daß ich mir solch' jungem Menschen gegenüber nichts von meiner väterlichen Würde vergeben darf. Indessen das Richtige wird mir vielleicht doch beifallen, da die Hauptsache zwischen uns erledigt ist. Ich muß Dich jetzt verlassen, die Börsenstunde ist nahe, und ich habe zuvor noch ein wichtiges Geschäft in der Stadt abzumachen. Auf Wiedersehen also, mein liebes Kind!"

„Du wirst ihn sprechen? Wirst mich entschuldigen?"

„Unter Umständen wäre es möglich!"

„Adieu, Vater," sagte sie, glücklich in dem Gedanken, Werners Ehre wieder hergestellt zu sehen. „Gott wird Deine Schritte zum Besten lenken!"

Er ging bis zur Schwelle, dort blieb er unschlüssig und zögernd stehen, dann winkte er seine Tochter zu sich. Es wurde ihm augenscheinlich schwer, die richtigen Worte zu finden. „Marianne, ein wunder Punkt blieb noch unberührt zwischen uns, und ich

wünsche, daß er es ewig bleiben möge. Ich meine mein Verhältniß zu —" hier stockte er ganz. Der eigentliche Name der Circe wollte nicht über seine Lippen.

Sie begriff seine Empfindung und küßte ihn schweigend; er drückte ihre Hand und ging.

Eine Stunde verstrich und abermals eine. Marianne träumte noch immer mit geschlossenen Augen auf ihrem Lieblingsplätzchen neben den Geranien und Reseden. Sie vergaß Alles um sich her. Die Welt mit ihrer Qual versank hinter der aufsteigenden Sonne der Freiheit. Wenn sie auch nicht glücklich mit ihm werden konnte, so brauchte sie doch wenigstens nicht mit einem Anderen unglücklich zu werden.

Schritte kamen durch das angrenzende Gemach. Der Vater schon zurück?

Nicht doch, es war der Diener, welchem die Wartung der Lampen oblag. Wie lästig, daß er gerade jetzt seine Pflicht auch in ihrem Boudoir auszuüben kam! Das Schloß klinkte leise auf —

„Werner!" rief Marianne und starrte den Eintretenden gleich einem Gespenst an „Werner, Sie hier?"

„Ich, meine theuere Marianne, wenn anders ich es wagen darf, den schuldigen Blick zu Deiner reinen Tugend zu erheben!"

„Werner, um Gottes Willen geh' — gehen Sie," verbesserte sie sich ängstlich, „Mein Vater sucht Sie, er muß Sie sprechen!"

„Er that es bereits!"

Ein süßer Schreck durchzuckte ihre Glieder. „Und Sie?" fragte sie stammelnd.

„Ich komme auf sein Geheiß," rief er, überwältigt zu ihren Füßen niedersinkend.

„Weißt Du — wissen Sie —?" fragte Marianne zaghaft.

„Alles, Marianne! Dein Vater, durch das tragische Ende seiner Hoffnungen in tiefster Seele erschüttert, zeigte eine Reue, der selbst mein leidenschaftlicher Schmerz nicht zu widerstehen vermochte. Er nannte mich Sohn. O, Marianne, was dachte ich, als ich in trotziger Selbstqual Dein reines Bild in die dunkle Tiefe meines Zornes riß?"

„Laß das ruhen, es ist ja Alles wieder gut geworden!"

„Durch wen?" rief er stürmisch. „Durch mich wahrlich nicht!

Lerne das Männerherz kennen, Marianne! In seinem tiefsten Grund sproßen zwei edle Blumen, deren Wurzeln eng verwachsen, unlösbar sind — Liebe und Ehre heißen sie. Jene, zarter von der Vorsehung erschaffen, empfindlich gegen jeden Wechsel der Natur, bedarf der stärkeren Gefährtin, um ungefährdet zu erblühen — diese, dem Baume gleich, der Wind und Wetter trotzt, nie schwankend, unbestechlich, nimmt die zarte Schwester in ihren Schirm und Schatten. Nun sind sie Eins, die Liebe und die Ehre! Doch wenn der Fall eintritt, wo unser Sinn sich zweifelnd zwischen beide stellt, wo unser Auge entzückt zu der Liebe Knospe aufschaut und prüfend nach der stärkeren Schwester blickt — entschieden ist der Kampf: Der Mann läßt eher von seiner Liebe, als von seiner Ehre!"

„Wenn Du so hoch von Deiner Ehre denkst, so mußtest Du die meine billig schätzen," sagte Marianne mit sanftem Vorwurf, ohne den Blick von seinem strahlenden Auge abzuwenden.

„Erst wenn des Feuers Wuth gestillt ist, denkt man des Urhebers, und meine Schmerzen brannten zu heiß, als daß ich hätte gerecht sein können. Doch aber gab es eine Stimme, die, mir zur Scham, Dich besser zu beurtheilen verstand als ich, die da bemitleidete, wo ich ungehört verdammte. Diese Stimme, Du kennst sie nicht, war meine Mutter!"

„Sie? O Werner, Du sollst mich noch heute zu ihr führen!" rief Marianne hingerissen. „Nicht wahr, Du sagtest mir schon einmal, daß mein Antlitz ihr sympathisch gewesen sei?"

„Ja, sie bestritt, daß Stolz und Uebermuth jemals in Deinem Herzen wuchern könnten. O, sie ist eine feine Menschenkennerin! Wie aber, wenn das todte Bild sie schon erfreute, wird erst Dein wahrer Anblick sie entzücken!"

„Werner, ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen," flüsterte das junge Mädchen und beugte sich zu dem Ohr des Geliebten hinab. „Von diesem Augenblick an liebe ich meinen Reichthum, den Lebensabend Deiner Mutter zu verschönern. Deiner Schwester bewies ich meine Liebe lange, ehe Ihr es ahntet — die kleinen Aufmerksamkeiten, welche ihr Herz erfreuten, sie kamen von meiner Hand, Werner!"

„Nicht möglich!" rief er aufspringend. „Und Magda glaubte —"

„In Elmreich den Geber zu errathen,“ lächelte sie. „Damals mußte ich schweigen, aus Furcht, Euer Zartgefühl zu kränken, heute, als Braut des Sohnes und Bruders, ist diese Sorge überflüssig!“

Er schlang seinen Arm um ihre Schulter und zog sie zu sich empor. „Das thatest Du, weil Du mich liebst. O, meine Geliebte, wenn Du Andere um meinetwillen schon beglückst, wie himmlisch reich wird sich diese Liebe erst an mir erfüllen! Ist's Wahrheit? Ist der Augenblick zurückgekehrt, an welchem unsere Seelen zum ersten und letzten Mal ineinander flossen? Ich halte Dich an meiner Brust — nun mag kommen, was da wolle, Du gehörst zu mir, wie ich zu Dir!“

Sie lag still selig an seiner Brust und wehrte ihm nicht, als er ihre Augen und Lippen mit heißen Küssen bedeckte, Worte flüsternd, die sie allein verstand und deren schönste Beantwortung in ihren sich immer rosiger färbenden Wangen lag. Er verlangte auch keine andere Sprache, wie sie auch keine andere fand.

Lange mochten sie in innigster Umarmung verharrt haben, als sich plötzlich ein Räuspern hören ließ. Gleich darauf stand der geheime Kommerzienrath neben ihnen, derselbe Ephraim Meyer und doch ein Anderer. Der hochgeschraubte Ausdruck seiner Züge hatte einem väterlich wohlwollenden Lächeln Platz gemacht, seine kleinen Augen leuchteten so vergnügt wie nie zuvor in seinem ganzen Leben.

„Bravo!“ sagte der geheime Kommerzienrath, indem er zu dem jungen Paar trat, scherzend. „Meine Tochter hat sich, wie es scheint, schnell in meine Anordnungen hineingefunden! Gottlob! Da sehe ich doch endlich einmal wieder Farbe auf ihren Wangen! Nun, Du brauchst Dich nicht zu schämen, hattest leider zu viel Anspruch auf bessere Zeiten. Kannst es jetzt verlangen! Herr Morberg —“

„Nenne ihn Werner, lieber Vater, er verdient es,“ bat Marianne schmeichelnd.

„Herr Geheimrath,“ sagte Morberg, den Arm seiner Braut loslassend und zu seinem Schwiegervater tretend, „Herr Geheimrath, Sie haben mir vorhin nicht Zeit gelassen, Ihnen den Dank auszudrücken, den ich Ihrer Güte schulde —“

„Ist auch durchaus unnöthig,“ fiel der Bankier mit einiger Verlegenheit ein.

„Vielleicht deshalb, weil denselben einige kurze Augenblicke

nicht erschöpfen können — nur ein ganzes Leben! Ich habe noch nichts aufzuweisen, um Ihren Voraussetzungen gerecht zu werden, als meine Liebe zu Marianne, aber ich gelobe Ihnen, Herr Geheimrath, daß eine Stunde kommen soll, wo Sie aufhören werden, zu bedauern, Ihre Tochter einem Namenlosen gegeben zu haben. Ich setze meine Liebe zum Pfand, daß Sie sich Ihres Schwiegersohnes noch einmal rühmen werden!"

„Topp! Das soll ein Wort sein!" sagte der Kommerzienrath heiter. „Bringen Sie Ihre Frau zu Ehren, Werner. Legen Sie Ihrem Talent fernerhin keinerlei Schranke auf, leben Sie ganz der Kunst, für's Uebrige laßt mich sorgen. Ich kann's ja, Gott sei Dank!" —

Am Nachmittag wanderte das Brautpaar, dem diesmals kein feierliches Verlobungsfest eine zweifelhafte Weihe gab, Arm in Arm der Wohnung von Frau Morberg zu. Marianne hatte es mit zartem Taktgefühl vermieden, in glänzender Karosse sich dort zuerst einzuführen.

Wir brauchen nicht zu erwähnen, welche Aufregung in den kleinen bescheidenen Räumen herrschte. Selbst Magda's tiefes Seelenleid war momentan verdrängt von der Freude über ihres Bruders Glück. Ach, daß sie ihr nicht entgegeneilen konnte, der sie so viel Liebe und schwesterliche Zuneigung entgegenbrachte!

Und als Marianne endlich erschien und schüchtern die Hände gegen beide Frauen ausstreckte, als Frau Morberg ihr die treuen Arme öffnete und die mutterlose, reiche Braut mit überströmenden Augen zum ersten Male wieder an einem Mutterherzen lag, als Marianne das bittende Wörtchen hervorstammelte: „Liebet mich!" da fühlte Magdalene, daß der Himmel das ihr versagte Glück doppelt für den Bruder aufgespart. War das nicht auch ein süßer Trost? Keines der Geschwister unterbrach das traute Zwiegespräch der Beiden, die sich aus weiter Ferne nun plötzlich so eng verbunden fühlten. Mariannens heiße Sehnsucht nach Liebe war endlich gestillt. Mit tiefer Rührung nahm sie die sprechenden Beweise der Zärtlichkeit hin, welche Mutter und Schwester an ihr verschwendeten, am glücklichsten aber machte es sie, als sie das Auge des Geliebten mit heißem Dankesblick auf sich ruhen fühlte.

„Nun habt Ihr sie aber genug geherzt," sagte Werner. un-

geduldig lächelnd, als das Ende der Umarmungen nicht abzusehen war. „Marianne vergißt sonst, daß ich doch immer den größten Anspruch auf ihre Liebe habe. Wenn Ihr sie mir jetzt zurückgebt, enthülle ich Euch ein Geheimniß, das mir erst kurz zuvor von meiner Braut entdeckt wurde."

Die Neugier siegte. Werner umfing seine Geliebte und trat mit ihr an das Lager der Kranken. „Oft schon warst Du in Verlegenheit, Schwesterchen, welchem Geber Du für so viel nützliche und angenehme Geschenke Deinen Dank aussprechen solltest. Heute darfst Du es unbehindert thun. Niemand anders als Marianne hat Dich unaufhörlich erfreut. Ihre liebe Hand ward es nie müde, zu spenden!"

„O, Werner, nun beschämt mich das Geständniß doch!" flüsterte sie mit sanftem Erröthen.

Frau Morberg kam unbewußt der sprachlosen, schmerzlichen Ueberraschung ihrer Tochter zu Hilfe. „Mir hat es immer geahnt, daß Elmreichs Weigerung, sich als Geber zu bekennen, ernst gemeint war. Er mag sich oft über unseren Eigensinn gewundert haben Seht nur, Magda ist ganz verstört über diese unverhoffte Enttäuschung!"

„Und doch bin ich froh," sagte diese leise, freilich in einem Sinne, den Keiner der Anwesenden errieth, „doch bin ich froh, daß ich mich täuschte — und wahrhaft glücklich, in Dir meine Wohlthäterin zu sehen, Marianne!"

„O, nein, Magda, so darfst Du es nicht auffassen, was mir so reine, holde Freuden gewährte!" rief die junge Braut erschrocken. „Zum Zeichen, daß Du meine Handlungsweise richtig begreifst, gieb mir die Erlaubniß, darin fortzufahren. Bitte sie, Werner, daß ich nach wie vor auf Ueberraschungen sinnen darf!"

„Du brauchst Werner nicht zu Hilfe zu rufen, liebe Tochter," lächelte Frau Morberg. „Deine Bitte ist mächtig genug, Magdas Bescheidenheit zu besiegen; der Schwägerin wird es allezeit unbenommen sein, der Kranken Linderung ihrer Leiden zu verschaffen!"

„Gern!" nickte das bleiche Mädchen dankbar.

„Wie lange ist es her, Magda, daß Du Anblick und Genuß der freien Luft entbehrt hast?" fragte Marianne, sich an ihre Seite setzend.

„Zehn Jahre!“

„Lieber Himmel! Und hättest Du nicht Sehnsucht, Dich einmal wieder draußen umzuschauen? So recht nach Herzenslust des Sommers warme Reize zu genießen? Denn lieblicher duften die Blumen doch im Freien, als hier abgeschnitten im Glase!“

„Ja, wenn die unbarmherzigen vier Treppen nicht wären!“

„Die Schwierigkeit soll bald gehoben sein! Ich kenne einen Krankenstuhl von bequemster Konstruktion, welchen zwei Männer ohne Anstrengung die Treppen hinabzutragen vermögen. Bereite Dich vor, Magdalena, morgen den ersten Ausflug in das sommerliche Reich zu wagen; Werner und ich werden uns einfinden, Dein Noviziat zu feiern. Wie rosig werden da Deine Wangen erblühen!“

Magda unterdrückte ein ungläubiges Kopfschütteln.

„Nun, Kind, freust Du Dich nicht über diese frohe Aussicht?“ fragte Frau Morberg zärtlich. „Du brauchst es nun nicht länger vor mir geheim zu halten, wie schmerzlich Du Dich nach Luft und Licht sehntest, jetzt, wo die Erfüllung Deiner stillen Wünsche naht!“

„O, unbeschreiblich freue ich mich, mehr, als ich zu sagen vermag! Doch wir haben vorläufig mehr Ursache, an Mariannens und Werners Glück zu denken, als an das meine. Auch ein anderes Wohlergehen noch liegt meinem Herzen nahe — Elmreich verzweifelt um Monika!“

„Der liebe Trotzkopf!“ sagte Frau Morberg. „So plötzlich und spurlos zu verschwinden!“

„Monika Hellmer, der Freifrau von Derenthall Gesellschafterin?“ fragte Marianne neugierig.

„Gewiß, auch ihr Glück hat der Baron zerstört!“

„Der Baron?“ sagte Marianne.

Mit Grauen und Entrüstung vernahm sie aus Werners Mund die niedrige Handlungsweise ihres einstigen Verlobten. Eine so schmachvolle Verrätherei dünkte ihr unglaublich.

„Marianne,“ sagte Magda erregt, „noch weißt Du nicht einmal, welche Gnade die Vorsehung hat walten lassen, als sie den Elenden zu derselben Zeit unschädlich machte, wo das Leben des besten Mannes durch ihn bedroht war. Heute ist der Tag, wo Elmreich für Monikas Ehre kämpfen und bluten wollte!“

„Du warst sein Schutzengel, mein kluges Schwesterchen! Gut

für ihn, gut für uns Alle, wie sich der verworrene Knäuel der Zukunft entwirrt hat. Befreit von Sorge und Angst blicken wir einander froh und zuversichtlich ins Auge, der Schatten ist dem Licht gewichen. Hoffen wir, daß dasselbe uns fortan durch unser ganzes ferneres Leben geleite!"

„Die Liebe ist das Licht des Lebens," flüsterte Marianne und lehnte ihre Wange stillselig an die Schulter des theueren Mannes

---

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Tag des Begräbnisses war herbeigekommen. Zum letzten Mal hatte der Freiherr von Derenthall in den hohen, prunkvollen Gemächern seines Hauses geruht, die er fortan gegen ein kühles, dunkles Kämmerlein tief drunten im Mutterschoß der Erde vertauschen sollte.

Festlich aufgebahrt stand der Sarg zwischen dicht belaubtem Palmengrün und Myrthenstämmen, dazwischen brannten Kerzen auf trauerfarbenen Gueridons, und oben zu Häupten des Todten stand in stiller, ernster Majestät das Sinnbild unseres Glaubens — das Kreuz. Treu und unerschütterlich hielt es an seinem letzten Lager die Wacht. Mag das Licht der Kerzen düsterer und heller aufflammen, die Zweige sich strecken und beugen in dem Luftzug, der durch die geöffneten Fenster strich, das Kreuz steht unbeweglich und Der, welcher es heiligte, schaut mild und liebevoll auf den bleichen Schläfer nieder, dessen Schuld die Reue sühnte.

Athemlose Stille schwebte über dem Todten. Noch war die Stunde des Leichenganges nicht gekommen, und Juliane wollte, daß ihres Gatten Begräbniß keinerlei Feierlichkeit entbehrte. Sie hatte sein Geheimniß ja eifersüchtig bewahrt im Leben wie im Sterben. Niemand ahnte, daß dieses letzte gewaltsame Ende einen tieferen Grund habe, etwas Anderes bedeuten könne, als die gedankenlose That eines Nervenkranken im Fieberparoxysmus. Daher die allgemeine Theilnahme, das Mitgefühl, welches der Ueberlebenden nicht minder galt als dem zu früh Geschiedenen.

Die Thüre ward langsam geöffnet. Juliane wollte den letzten, schwersten Abschied nehmen, welcher kein Wiedersehen hienieden zuläßt.

Sie trat in stiller Fassung näher, die Augen vom Weinen umflort, das schöne stolze Antlitz vom Wittwenschleier halb verborgen, der das matte Weiß der Haut so wundervoll umrahmte. Wie traurig ruhte ihr Blick auf dem bleichen Schläfer, den all' ihre heiße Liebesgluth nicht mehr zu erwecken vermochte! Einst, ja einst hatte ihr Bild allein genügt, seinen Schlummer zu verscheuchen. Und nun? — Doch oben war er wieder in die selige Zeit des ersten Glückes zurückgekehrt, wo sein Herz noch unberührt vom nagenden Wurme der Reue schlug; Juliane las es in seinen friedlich milden Zügen, die nichts mehr von der verzerrten Qual der letzten Jahre an sich trugen — und sie beugte sich über ihn und küßte die blasse Stirne und die kalten Hände. Dann kniete sie neben ihrem Gatten nieder und legte das Haupt auf sein hartes, glänzendes Kissen, um zu beten und zu träumen und die letzten heißen Zähren ihm mitzugeben in die kalte, einsame Gruft.

Sie hatte nicht gehört, daß Elmreich eingetreten war, erst als er leise ihren Namen rief, schaute sie verwirrt auf.

„Es ist Zeit, gnädige Frau," sagte er, und seine Stimme bebte im regsten Mitgefühl.

„Zeit? Wozu?" fragte sie mechanisch, indem sie ihn gedankenlos ansah.

„Ueberlassen Sie nun mir dieses Gemach, ich will Sie später hieher zurückführen. Kommen Sie, nehmen Sie fortan meine Stütze an, ich bin allein und verlassen wie Sie!"

Juliane schob den Florschleier von der Stirne und zwang sich wieder in die kummervolle Gegenwart hinein. „Geben Sie mir Ihren Arm, Doktor," sagte sie nach einem vergeblichen Versuche, sich allein aufzurichten, „zum ersten Mal hat mich der Schmerz bezwungen, ich zittere wie ein hilfloses Kind."

Er hob sie empor. „Sammeln Sie sich für die kommende Stunde," bat er herzlich. „Hildegards Lager ist der beste Ort dazu, sie kann die Mutter so lange nicht entbehren."

Julianens Auge glänzte auf. „Ja, bringen Sie mich zu ihr, zu meiner letzten Lebensfreude!" —

Eine Stunde später füllte sich der Saal mit Leidtragenden jederlei Alters und Geschlechtes aus den hohen und höchsten Kreisen. Exklusiv, von strengem Formenzwang umgeben, inmitten glänzen-

der, wenn auch etwas steifer Pracht, wie der Freiherr gelebt hatte, gestaltete sich auch sein Leichenbegängniß. So ungeheuchelt war das Mitgefühl der Anwesenden, daß reichliche Thränen einem Schicksale flossen, welches in Julianens rührender Gestalt seinen ergreifendsten und erschütterndsten Ausdruck fand.

Mit niedergeschlagenen Blicken, die Hand fest auf den Sarg gestützt, der ihr so bald entrissen werden sollte und dessen düstere Farbe unter Palmenzweigen und Blumenschmuck verschwand, vernahm die bleiche Frau, was Menschenlippen an Trost zu spenden vermögen. Nur als der würdige Geistliche die Tugenden des Verblichenen in beredten Worten pries, sein allezeit reges Mitgefühl für ärmere Brüder, den strengen Gerechtigkeitssinn, der ihn im Leben ausgezeichnet, die beispiellos treue Hingebung, mit der sein Herz an Weib und Kind gehangen, und die er im Ueberwallen des Schmerzes um seine gefährdete Tochter um eben der Liebe willen verlassen, da zitterte ein fast verklärtes Lächeln um die Lippen der Wittwe. Sie fühlte das Schluchzen der Versammlung gleich heilendem Balsam sich auf ihre tiefen Wunden legen.

Und als das letzte Band jahrelanger Gemeinschaft gewaltsam durchrissen war, als nur der Weihrauchsduft noch und die qualvolle Stille rings umher Zeugniß von der stattgehabten Trennung gaben, da stand Juliane wieder frei aufgerichtet neben ihrem Freunde, der bewundernd zu der Seelengröße dieses edlen Weibes aufblickte.

„Ja, ich will es vergessen, das Höchste, was ich liebte, in trauriger, enger Hülle zu suchen! Ich will glauben, daß die Luft, welche nns umspielt, die neue, glücklichere Heimat entflohener Geister ist. Wie anders gestaltet sich da mein Hoffen! Dem Vermodernden nicht, auch nicht dem Bewußtlosen wird mein Herz in heißer Sehnsucht nachziehen, nein, dem Neuerschaffenen, welcher sich gleich dem befreiten Vogel leicht und selig über Wolken schwingt. So ist er mir ewig nah, so habe ich ihn nicht verloren. Alexander, der glückliche, reuelose Alexander, des Vaters bußfertiger Lieblingssohn, wird mich mit unsichtbaren Händen segnen, denn jetzt erst kann er das Opfer begreifen, welches ich seiner irdischen Ehre brachte. Und daß ich Kraft genug besaß, sein Geheimniß mit Gefahr meines Lebens freudig zu bewahren, das allein ist es, was mich jetzt in meinem Schmerz aufrecht hält. Dieses Bewußtsein

wird das Licht sein, welches die tiefen Schatten meines ferneren Lebens erhellen wird!"

„Was ich mehr von ihm als Andere wußte, liegt mit dem Todten eingesargt zu ewiger Vergessenheit. Der Mensch kann straucheln, muß irren und wird fehlen, aber es giebt eine Reue, die Alles sühnt — und Alexander von Derenthall büßte mehr, als er verschuldet hatte!

„Deshalb weiß ich ihn droben wohlgeborgen, wo keine Feindschaft mehr kränkt, keine Eifersucht trennt. Ferdinand und Alexander werden wieder Freunde sein wie einst zuvor!"

„Was haben Sie über Ihre nächste Zukunft beschlossen?" fragte Elmreich noch einer Pause.

„Ich weiß es nicht, mein lieber Freund," entgegnete sie gedankenvoll. „Wenn Hildegards Gesundheit sich gekräftigt hat, möchte ich mit ihr nach dem Süden eilen, die Stätten süßer Erinnerung aufzusuchen, wo wir einst so unbeschreiblich glücklich waren!"

Er nickte einverstanden. „Ich habe noch eine Frage auf dem Herzen. Sie klingt selbstsüchtig, aber die qualvolle Ungewißheit, in der ich seit Monikas räthselhaftem Verschwinden lebe, drängt sie mir ab. Können Sie meine Hilfe für die nächsten Tage entbehren?"

Sie sah ihn mit erstauntem, mildem Lächeln an. „Lieben Sie? Lieben Sie die kleine Monika?"

„Ersparen Sie mir die Antwort, bis ich ohne zu erröthen ‚Ja' sagen darf," erwiderte er gepreßt. „Für jetzt darf ich nichts weiter hoffen, als ihre Spur zu finden und — ich glaube sie endlich gefunden zu haben!"

Juliane reichte ihm ihre schlanke, kühle Hand. „Bringen Sie uns Monika zurück, ich will ihre Mutter sein bis zu dem Tage, wo sie sich als Ihre Gattin einen eigenen Hausstand gründet. Gehen Sie mit Gott, mein Freund, und kehren Sie bald zurück!"

— — — — — — — — — — — — — — —

„Bald," murmelte der Professor vor sich hin, als er langsam die teppichbelegten Stufen hinabstieg. „Bald! Und wenn es mir wirklich gelänge, ihren Aufenthalt zu entdecken, wäre mir das eine Bürgschaft, daß sie meinen blinden Eifer vergessen könnte? Monikas Herz ist noch nicht reif genug, Vernunftgründe einzusehen, sie kann

nur fühlen, ob sie liebt oder haßt. Und sie liebte mich! Mit all' dem überschäumenden Enthusiasmus der Jugend, der Naivetät, der kindlichen Unschuld hing sie an mir, und ich Thor glaubte lieber an ein Intriguenspiel, als an eine harmlose Unbesonnenheit, die ihrem Herzen so wohl ansteht, wie ein krauses Blatt die Rose ziert! O, warum mußte mir der Elende entwischen, der mich in die Verirrung hineindrängte? Er? Es ist so leicht, so angenehm, sich einen Sündenbock zu schaffen, dem man eigenes Unrecht aufbürden kann! Wäre ich etwa weniger schuldig, wenn der Baron mir diese Probe nicht auferlegt hätte? Würde ich sie ein anderes Mal besser bestanden haben? Daß ich sie wiedersähe, daß meine Liebe es über sie vermöchte, mir diese erste und letzte Kränkung zu verzeihen!"

Er schritt vollends hinab. Unwillkürlich streifte sein Auge die braune, hohe Thüre, hinter welcher er Monikas liebliche Gestalt so oft hatte verschwinden sehen. Es war ihm, als müsse sie sich öffnen und das ersehnte Antlitz daraus hervorschauen.

Ein Wagen fuhr draußen vor.

Mit Gewalt mußte sich Elmreich von den trauten Bildern der Vergangenheit losreißen, hastig trat er in die Hausthüre.

Eben jetzt wurde der Wagenschlag geöffnet, ein weiblicher Kopf ward sichtbar, flink und gewandt sprang Jemand zur Erde nieder.

Elmreich glaubte zu versteinern.

Husch, husch! Mit schnellen elastischen Schritten, mehr hüpfend als schreitend, sprang dieser blondlockige Jemand, ohne aufzusehen, die Treppenstufen hinan — gerade auf den Professor zu, der kaum noch Zeit hatte, die Arme auszubreiten, um den geliebten Flüchtling an sein Herz hüpfen zu sehen.

„Monika!"

Sie stieß einen hellen Schrei aus.

„Monika!" rief er jubelnd.

Ihr erster Impuls war, sich loszureißen und zu entfliehen, ihr zweiter Gedanke —

Aber Elmreich ließ ihr nicht Zeit, abermals einen eigenen Gedankenweg einzuschlagen, schon hatte er sie vom Boden aufgehoben und wie ein Kind auf seinen Armen zu der Thüre hineingetragen, welche er soeben noch mit schmerzlichen, entsagungsschweren

Gefühlen betrachtet hatte. Erst in der Mitte des Zimmers ließ er die Hocherröthende, Ueberraschte zur Erde gleiten, ohne jedoch ihre beiden Hände freizugeben.

So standen sie lange einander gegenüber, sprachlos; nur wer die blauen, strahlenden Augen recht betrachtete, konnte ein neckisches Spiel von Rührung und Heiterkeit darin entdecken.

„Monika, endlich kehrst Du mir freiwillig zurück?" fragte Elmreich mit beseligtem Lächeln. „Endlich zieht es Dich nach einem Herzen, dessen leisester Schlag schon mich überreich für meine Verblendung strafte und — Gott weiß es, wie fieberhaft und unbarmherzig laut es für unser Beider Glück schlug!"

„O, ich —" stammelte sie bis zu den Haarwurzeln in mädchenhafter Scham erglühend.

„O, Du! Du böse, geliebte Monika! Mir sogar die Möglichkeit zu rauben, Deinen Schmerz zu versöhnen! Sage, war es Dein Wille, mich durch Deine Flucht so unglücklich zu machen, als ich vorher glücklich war?"

„Nein, ich dachte —"

„Sprich, was dachtest Du?" rief er, ihre kleine, weiche Hand zärtlich an die Lippen drückend. „Beschönige nichts, nur laß Deine Beichte die letzte Strafe für meine eifersüchtige Thorheit sein Nicht wahr, Du glaubtest Dich nicht besser an mir rächen zu können, als indem Du mich straftest, womit ich gesündigt hatte — mit meiner Liebe?"

„Liebe!" flüsterte sie unter leisen, süßen Schauern und sah halb beglückt, halb furchtsam zu dem schönen, ernsten Mann auf.

„Ja, Liebe!" Er beugte sich tiefer zu ihr hinab. „Nein, Du mußt die Augen nicht niederschlagen; in diesen klaren Spiegeln will ich die Gefühle lesen, welche Dein Mund mir verschweigen könnte. Laß mich hineinschauen," bat er mit überströmenden Empfindungen.

Sie hob schüchtern die langen, seidenen Wimpern — ein feuchter Glanz hing daran.

„Monika, was ich jetzt bekennen und geloben werde, was Du jetzt in Dein Herz aufnehmen wirst, ist die mächtig aufstrebende Frucht jener Himmelsblume, deren Besitz Götterwonnen schenkt. Man pflückt sie nicht ungestraft, aber wer sie mit reinen Händen

und gutem, treuem Willen bricht, der braucht ihre Dornen nicht zu fürchten — und sie hat deren, wie wir Beide schon erfahren!"

Monika nickte unwillkürlich.

Er sah es mit Entzücken. „Dir vor Allen braucht vor ihren Dornen nicht mehr zu bangen, denn alle Leiden, die fortan Dein Herz bewegen, fallen in das meine zurück. Denke," fuhr er lächelnd fort, „meine Liebe sei ein Feenschloß, das köstliche Kleinode in sich schließt, denke auch, sie sei ein Zauberstab, der Wunderbares zu vollbringen vermag. Die Liebe ist ja allmächtig, und wer liebt, vollbringt Manches, was dem Auge der Alltäglichkeit Wunder dünkt. Ich will Dich warm an diesem Busen betten, schaffen und streben für Dich — mein ganzes Leben soll ein Zeugniß dieses Eides sein, und ich verlange nichts dafür zum Lohn, als die Gewißheit, hier zu herrschen!" Er umfaßte sie und küßte sanft ihre Stirne.

Sie seufzte tief auf.

„Erschreckt Dich das?" fragte er mit leidenschaftlichem Flüstern. „Dir darf nicht bange werden! Wer in dem Herzen der Geliebten thront, liegt ihr bezwungen zu Füßen — lieben ist herrschen und dienen zugleich! Sprich nun, Monika, willst Du mein Weib werden? Sprich ‚Ja' und laß uns selig sein!"

Sie wagte kaum zu athmen, geschweige denn zu sprechen. Was sie empfand, legte sich wie holde Betäubung um ihre Glieder.

Seine Seele zitterte vor Ungeduld, aber er hatte Ehrfurcht vor der Verwirrung dieses unschuldigen Gemüthes und entließ sie sanft aus seinen Armen. „Ich will Dich nicht bestürmen, Du sollst mir, auch nichts versprechen, was Du zuvor nicht wohl überlegt hast — nicht Ueberraschung, freie Wahl soll Dich mir schenken. Denn, Monika, wenn Du jetzt für mich entscheidest, gehörst Du mir; hast aufgehört, Dich selber zu beglücken, da Du mich beglücken wirst. Gedanken, Worte und Werke schulden mir Rechenschaft. Es ist kein vorüberhuschender Schatten Deiner Empfindung zu leicht, um nicht in dem Gemahl den Richter zu finden. Du mußt die verborgensten Regungen Deines Herzens meiner fordernden Liebe vermählen, wie auch kein Geheimniß meines Seelenlebens Dir vorenthalten werden wird. Kannst Du Dich nicht entschließen, das süße Joch ehelicher Liebe und Treue auf Dich zu nehmen, Monika?"

Wollte sie lachen oder weinen? Sie wußte es selbst nicht. Ihr lebhaftes, allezeit erregtes Temperament schüttelte gewaltsam jeden ferneren Zwang ab. Unfähig, sich zu beherrschen, schaute sie plötzlich mit strahlenden, offenen Blicken zu ihm auf. „Ja, ich will!" rief sie mit heller Stimme. „Gewiß, ich will!"

„Monika!" Er breitete die Arme aus.

Mit einem Jubelschrei sank sie an seine Brust.

„Endlich, endlich," sagte der Professor mit glücklichem Triumph und preßte die zarte, geschmeidige Gestalt der Geliebten heftig an sein Herz. „Nun halte ich Dich und lasse Dich nie mehr!"

„Hier möchte ich ewig ruhen," lispelte sie.

Er hob ihr Haupt empor, um welches die goldenen Locken einen glänzenden neidischen Schleier woben, und betrachtete mit heißem Verlangen die rosigen Wangen, den süßen, rothen Mund. „Du möchtest auch nicht wieder fort von mir? Du weißt ja nun, was Liebe ist!"

„Ich würde sterben vor Sehnsucht nach — —"

Er ersparte ihr die ungewohnte trauliche Ansprache, indem er den ersten Kuß, den Brautkuß, auf ihre Lippen drückte.

Nicht lange, so hatte Monika ihre fröhliche Unbefangenheit zurückerhalten und litt es gern, daß ihr Bräutigam sie neben sich auf den Divan zog, um sich über das Resultat der Reise, sowie über die Motive derselben aufklären zu lassen. „Wie konntest Du es über Dich gewinnen, mich so tief zu kränken?" fragte er mit zärtlichem Vorwurf.

„Ach," erwiderte Monika verlegen, „ich war so unglücklich! Zorn über den Baron und Aerger über —"

„Ueber wen?" fragte Elmreich heiter.

„Ueber Dich," sagte sie zweifelnd aufschauend, „hatten mich ganz verwirrt; auch bildete ich mir ein, Du könntest mich nach dem Vorgefallenen doch nicht mehr lieb haben — und ich Dich auch nicht mehr!"

„O, Monika, hättest Du doch Magda geglaubt!" sagte er, ihre weichen Haare liebkosend.

Sie legte beide Hände vor ihr Antlitz. „Siehst Du, ich schämte mich vor Dir, weil Du gedacht hattest —"

„Schweige, schweige!" rief er heftig.

„Und dann ließ mir auch das Schicksal meiner Schwester keine Ruhe. Ich hatte soviel dafür geopfert, daß ich dabei nicht stehen bleiben konnte — ja, daß ich's nur gestehe, meine Abreise nach S. schien mir eine glückliche Lösung meiner verworrenen Sache. Ich reiste —"

„Wärst Du heute nicht zurückgekommen, so hätte ich Dich morgen dort gefunden," fiel Elmreich schnell ein. „Gottlob, ich war auf der richtigen Fährte!"

Sie schmiegte sich innig an ihn, während ihr reizendes Gesicht sich umdüsterte. „Ich fand meine Schwester nicht mehr unter den Lebenden, Magda hatte auch da Recht gehabt. Die alte Tante, welche Lenore einst erzogen und dann verstoßen hatte, war todt, Niemand konnte mir dort im Hause Auskunft geben. Was thun? Ich ging schweren betrübten Herzens nach der Polizei, Kundschaft einzuziehen."

„O, wunderbare Fügung des Schicksals," rief der Professor überrascht. „Jetzt, ja, jetzt wird mir Alles klar! Der Baron — doch erzähle weiter, meine theuere Monika, Du sollst das Ende Deiner Bemühungen dann von mir erfahren!"

„Man führte mich zu dem Polizeidirektor, der mir die traurige Gewißheit gab, Lenore Hellmer sei vor etlichen Jahren eines plötzlichen Todes verblichen, dem erwiesenermaßen ein Selbstmord durch Gift zn Grunde gelegen!" Heiße Thränen rollten bei diesen Worten von Neuem über Monikas Wangen, die Elmreich zärtlich fortküßte, indem er die Weinende noch inniger in seine Umarmung zog.

„Zufällig entfuhr mir im Verlaufe des Gespräches der Name des Barons Herzfeld. Man wurde aufmerksam, befragte mich nach Diesem und Jenem und brachte schließlich eine Photographie herbei, in welcher ich zweifellos Herzfeld erkennen mußte —"

„Und dieses Erkennen," rief der Professor, „hat den Elenden auf dem Gipfel seiner betrügerischen Laufbahn gestürzt, hat ein braves edles Mädchen vor namenlosem Kummer bewahrt, hat den reinen Namen eines achtbaren Hauses unbefleckt erhalten. Monika, die Vorsehung hat uns weise Wege geführt, selbst da, wo wir an unserem Glück verzweifeln wollten! Vierundzwanzig Stunden nach dem Erkennen jenes Bildes ward der Baron von der Feier seines Verlobungsfestes hinweg vor die Schranken des Gerichtes geführt!"

„Entsetzlich!" sagte Monika erschüttert.

„Er ward entlarvt und Frau von Schierstädt, seine würdige Gefährtin! Frage mich nichts weiter, Monika — was hat Deine Unschuld mit den Schattenseiten Deines Geschlechtes zu thun? Es genüge Dir, daß Deine schwesterliche Treue und — Dein grausamer Trotz gegen Deinen besten Freund zwei Verbrecher unschädlich und viele Menschen glücklich gemacht hat. Und nun, wie kam Dir plötzlich der Gedanke, hierher zurückzukehren?"

Sie trocknete ihre Augen und sah ihn lächelnd an. „Zunächst erfaßte mich Reue, meine gütige Patronin so selbstsüchtig inmitten ihres Kummers verlassen zu haben, sodann aber auch —" sie stockte.

„That Dir etwas leid?" fragte er neckend.

Monika spielte unschlüssig mit ihren kleinen Fingern.

„That Dir doch etwas leid?" wiederholte er dringlicher.

„Ja, Alles, Alles that mir leid!" brach sie lebhaft aus. „Ich schämte mich wahrlich meines Kleinmuthes."

„Weiter will ich nichts wissen," rief er freudig und bedeckte ihr holdes Antlitz mit Küssen.

Als der erste Rausch des Entzückens sich gelegt hatte, unterrichtete der Professor das junge Mädchen in schonender Weise von der schweren Krankheit und dem plötzlichen Hinscheiden des Freiherrn, das um so bedauerlicher sei, als die kleine Hildegard jetzt ihrer völligen Genesung entgegengehe. Sodann führte er sie hinauf zu Frau von Derenthall.

Rührend war das Wiedersehen dieser beiden so grundverschiedenen und doch gleich liebenswerthen Frauen. Juliane öffnete ihrem Versprechen gemäß mit mütterlicher Güte Monika die Arme, und diese stürzte mit der überschwenglichen Empfindungsfähigkeit der Jugend an Julianens Herz. Mit sanfter Entschiedenheit lehnte die schöne Frau die feurigen Danksagungen des Brautpaares ab. „Sollte ich Die nicht werth halten wie eine Tochter, welche die Liebe meines erprobten Freundes erworben hat?"

„Ich will das unverdiente Glück zu verdienen suchen, indem ich Hildegard wie meine Schwester pflege!" rief Monika.

Und sie hielt Wort.

— — — — — — — — — — — — — — —

Drei Tage später wurde das Testament des verstorbenen Freiherrn von Derenthall eröffnet und Juliane in aller Form Rechtens zur Erbin und Verwalterin des großen Vermögens eingesetzt. Das Kodizill, welches ihr Gemahl am Vorabend seiner Todesnacht hinzugefügt, wurde nach ärztlichem und richterlichem Ausspruch als das Votum eines unzurechnungsfähigen, zerrütteten Verstandes angesehen und annullirt . . . .

Vier Wochen später ward in den glänzenden, jetzt verödeten Räumen eine stille Hochzeit gefeiert. Juliane hatte Monika mit verschwenderischer Freigebigkeit ausgesteuert, es sich auch nicht nehmen lassen, ihr ein kleines Kapital zu unbeschränkter Verfügung auszusetzen.

Mit den herzlichsten Wünschen für ihr ferneres Wohlergehen drückte die bleiche, schöne Frau den Myrthenkranz in Monikas goldene Locken und führte die Erröthende dann selbst dem glücklichen Bräutigam zu.

Jahre vergingen. Zweimal war der Sommer von der Erde gewichen und zweimal dorthin zurückgekehrt — nicht ereignißlos für die Menschen, welche unter seinem Licht und Schatten wandelten. Licht und Schatten sind ihnen auch fürder gefolgt, um sie auf rechter Bahn zu erhalten. Wo das Licht ihre Augen verwirren konnte, stellte sich zu rechter Zeit der Schatten ein und wich nicht eher, als bis die Menschenseelen wieder empfänglich waren für die Wohlthaten des Glückes.

Und unter dem Fittig eines solchen Schattentages schloß Magdalena, die weiße Rose, nach mattem, schmerzlosem Kampf sanft ihre Augen dem Licht der Welt. Sie hatte genug gelebt, da sie des Bruders Glück begründet gesehen, gern folgte sie dem Engel der Unglücklichen in eine bessere Heimath. Ihr letzter Blick galt dem heißgeliebten Manne, in dessen Armen sie ihre schöne Seele aushauchte. Mit ihr starb das Geheimniß unerfüllbarer, doch nie vergessener Wünsche und Hoffnungen.

Tief gebeugt stand Frau Morberg neben ihrem grünenden Hügel, dessen Rasen sie Jahr um Jahr mit den Lieblingsblume[n] der Entschlafenen schmückte. Allmälig erst versöhnte sie sich m[it]

diesem neuen, unersetzlichen Verlust, als Werner zurückkehrte und die vereinsamte Mutter in seine Häuslichkeit aufnahm. Dort and die vortreffliche Frau fortan einen neuen, gesegneten Wirkungskreis.

Werner Morberg hatte bald nach seiner Verlobung die lange beabsichtigte Reise nach Italien angetreten, aber an der Seite seines jungen Weibes. Sein Ruf drang laut und lauter über die Alpen, und die Zeit kam wirklich, wo der Geheimrath Meyer sich gern und stolz seines Schwiegersohnes rühmte. Jedoch unterließ er es niemals, hinzuzufügen, daß er allein das Talent des genialen Künstlers erkannt und ausgebildet habe. Werner hat von seinem heiteren, herzgewinnenden Frohsinn im Wechsel der Jahre nichts eingebüßt. Er kennt sein Ziel und weiß, daß er es erreichen muß, schon deshalb, weil er seine Liebe darauf zum Pfande gesetzt.

Marianne, deren bescheidene körperliche Reize ein durchaus befriedigtes Gemüth vortheilhaft gehoben, blickt mit sanfter Hingebung zu dem Manne empor, dessen höchstes Glück sie in den Händen hält — einen zappelnden kleinen Blondkopf, das Ebenbild seines Vaters. Der Geheimrath und Frau Morberg verziehen ihn beiderseitig nach Kräften und entdecken die unglaublichsten Vorzüge und Charaktereigenschaften, wo Unbetheiligte beim besten Willen nichts sehen als ein rosiges, lallendes Kinderantlitz. Nichtsdestoweniger erklärt ihn der Geheimrath für einen echten Meyer und freut sich schon auf die Zeit, wo er den kleinen Burschen mit den Gaben großväterlicher Liebe überhäufen kann. „Wir können's ja haben!" —

Juliane von Derenthall hat gleich nach Hildegards Genesung die Residenz verlassen. Sie ist nicht zurückgekehrt. Nimmer vermochte sie die Stätte zu betreten, wo ihr Gemahl den Dornenweg der Reue wandelte, wo er gelitten und gestorben. Das Andenken schon an den Zeugen jener fürchterlichen Nacht, den Pfeilerspiegel, erregte ihr Schauder und Grauen; niemals würde sie sich inmitten so düsterer Erinnerungen wohl und zwanglos gefühlt haben. Einem heiligen Drange gehorchend überwies sie das große, prächtige Gebäude der städtischen Verwaltung mit der Bedingung, dasselbe in ein Rettungshaus für arme, verwahrloste

Kinder umzuwandeln. So sühnte sie auch noch nach seinem Tode die Verirrung ihres Gemahls. Im Besitz der aufblühenden Tochter erwuchsen ihr ungezählte reine Freuden, und Hildegard hat es nie erfahren, welchem gewaltsamen Ende ihr Vater zum Opfer fiel. –

Das heiterste, ungetrübteste Glück aber herrscht in dem kleinen Familienkreise, in welchem Leonhard Elmreich nach des Tages Last und Mühen Erholung und Labung findet. Monika, die liebenswürdige, muthwillige Monika hat es zwar lange nicht erlernen können, ihre Würde als Gattin eines so berühmten Arztes recht zu begreifen — sie behielt nach wie vor das überschäumende, kindlich frohe Gemüth, das sich mit allen Schwächen und Vorzügen eng und zuversichtlich an die bessere Einsicht des Geliebten schmiegte. Sie war der belebende Genius, von dem der vielbeschäftigte Mann sich zu neuer Thätigkeit anregen ließ; oft erquickte sich sein ermatteter Geist an den herrlichen Blüthen ihres Talentes, die sie verschwenderisch, wie die Lerche ihre Lieder, in die Lüfte streute Niemand verstand es so gut als die weichen Hände der jugendlichen Professorin, die ernsten nachdenklichen Falten von der Stirn des Gatten zu streichen, ihrer strahlenden Heiterkeit vermochte kein Bedenken Stand zu halten — wo Monika erschien, verbreitete sie Licht und Wärme um sich.

Kein Wunder, daß Leonhard Elmreich sein reizendes Weib auf den Händen trug, daß er sich ängstlich bemühte, jede Sorge von ihrem Herzen fern zu halten. Sie war und blieb sein „Lieblingsstudium", wie er Marianne oft versicherte.

Erst als Monikas blaue Sterne sich in ebenso lachenden Sternen spiegelten, die aber mit der Zeit ebenso dunkle zu werden versprachen, als die ihres Gemahls, als eine noch kleinere, noch weichere Hand sich in die lohnende Arbeit theilte, des glücklichen Vaters Stirn zu liebkosen, erst da verbreitete sich der Glorienschein anmuthiger Frauenwürde über Monikas schönem Antlitz, dessen Zauber durch diesen neuen, sanfteren Reiz nur erhöht wurde.

Marianne ist Monikas dankbare Freundin geworden. Sie hat es nie vergessen, welchen Einfluß dieselbe, wiewohl ahnungslos, auf ihr Geschick ausgeübt hat — und vergilt es ihr durch Anhänglichkeit und Treue. —

Weniger schattenlos ist es bei den Eheleuten Pimpernus zugegangen, in deren ohnehin zerstörtes Eheglück die unerwartete Verhaftung des Barons die schwärzesten Schatten warf. Balthasar, von Herzfeld mit Hohn und Spott verabschiedet, eilte racheschnaubend mit dem fraglichen Wechsel in Gerhardinens Wohnung. Unbeschreiblich war sein Entsetzen, als er dort erfuhr, daß diese Dame in aller Frühe die Stadt verlassen habe auf Nimmerwiedersehen. Auch eine Anfrage bei dem Verwalter ihres Vermögens, Ephraim Meyer, erwies sich als erfolglos. Der Bankier hatte gleich nach der Katastrophe die Summe von vierzigtausend Thalern eingepackt und an seine perfide Verlobte zurückgeschickt — und diese war schleunigst damit auf und davon gegangen.

Ob der Baron seinem hämischen, boshaften Charakter gemäß aus der Schule geplaudert hatte, oder ob Balthasar selbst in seiner Wuth sich zu unvorsichtigen Aeußerungen hatte hinreißen lassen — es kamen kurz nach des Barons Fall etliche unsaubere Geschichten zu Tage, die ein häßliches Licht auf Pimpernus' unredlichen Erwerbsbetrieb warfen. Auch für ihn öffneten sich die Pforten des Gefängnisses zu längerer Haft, — eine Zeit, in der Madame Pimpernus Seelenstärke genug fand, ihre bessere Sache von der ihres ehelichen Tyrannen zu trennen, um fortan allein ein ruhiges, friedliches Dasein zu fristen.

Der Baron hat seine mehrjährige Gefangenschaft in verbissenem Groll und machtlosem Haß verbüßt, er verließ die Strafanstalt ungebessert und ging als Glücksritter nach Amerika.

Was aus Rebekka Veitel alias Gerhardine von Schierstädt geworden ist, wer vermag es zu sagen? Nach dem Ausspruch eines Badegastes soll sie in H. am Spieltisch, viel später auf der Bühne einer kleinen umherwandernden Schauspielertruppe gesehen worden sein. Vielleicht hat sie ihr Vorhaben ausgeführt und ist über den Ocean in die neue Welt geeilt. Ob sie dort noch einmal mit ihrem grimmigsten Feinde zusammengetroffen sein mag? Wer weiß es!

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Reliefpfeiler